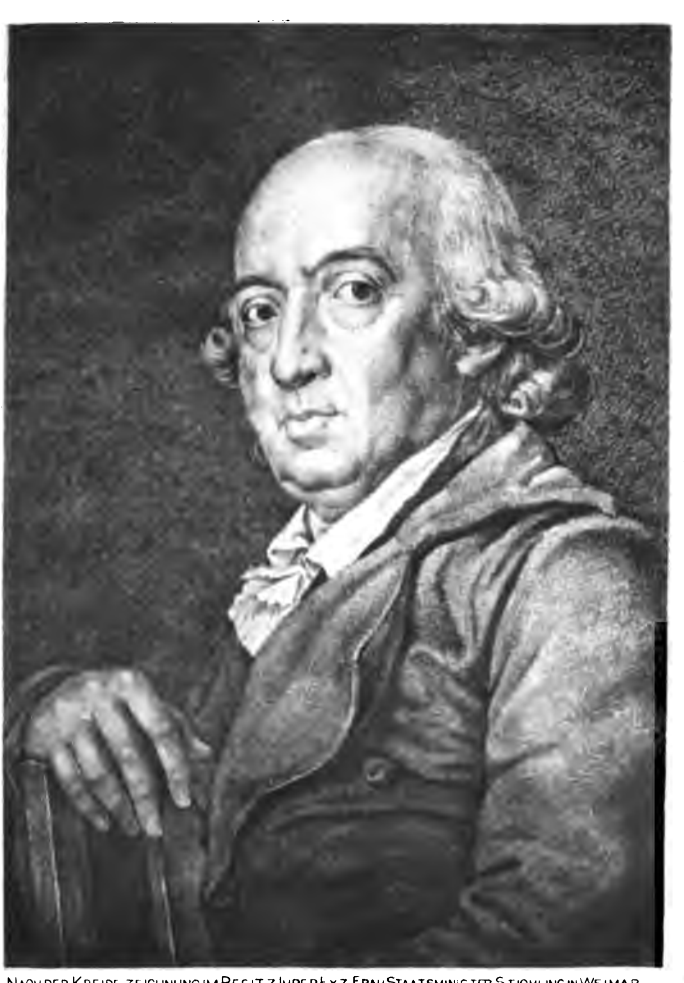

Google




AFD
(HERDER)



NACH DER KREIDEZEICHNUNG IM BESITZ IHRER EXZ. FRAU STAATSMINISTER STICHLING IN WEIMAR.

HERDER

IM 56. LEBENSJAHRE.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung in München.

Gez. Bury. Photogravure v. Jos. Albert in München.

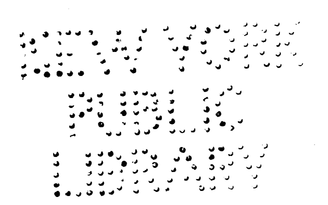
Herders Leben.

Von

Eugen Kühnemann.

Mit einem Bildnis in Photogravüre.





München 1895
C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung
Oskar Beck.

C. H. Beck'sche Buchdruckerei in Nördlingen.

Vorrede.

Wenn man zu einem Deutschen von Lessing spricht, steigt vor seinen Augen eine ganz bestimmte und gleichsam fühlbare Gestalt auf. Wenn man ihm den Namen Herders nennt, regt sich in seiner Seele nichts als eine verschwommene Erinnerung. Er schaut uns mit der kleinen Verlegenheit an, die uns befällt, wenn wir uns bewußt sind: wir müßten davon wissen und wissen doch nichts.

Es ist der große Zug der Tapferkeit und Frische, der durch das Lessingsche Leben geht, welcher ihn jedem Kämpfer zum Freunde und verehrungswürdig vertraut macht. Jede Wendung seines Lebens, so sehr es auch vom Zufall bewegt war, es scheint, er hat sie selbst gewählt und selbst gewollt. Seine Schriften liegen uns ihren Gegenständen nach z. T. durchaus nicht nah. Aber wir vergessen ihre Gegenstände über der Art, wie er sie faßt. Immer die Eine Frage, auf die es ihm ankommt. Immer diese mit unübertrefflicher Leichtigkeit gestellt, erörtert, erledigt. Es ist ein Fortschreiten von Punkt zu Punkt, bei dem wir uns in der wohligen Empfindung geborgen fühlen, daß nichts vergessen wird und liegen bleibt, und daß wir gefördert werden an innerer Klarheit und in der

Beherrschung des Lebens. Über das Litterarische hinaus, ja ganz jenseits des Litterarischen liegt die eigentümliche Lebendigkeit Lessings. Er ist uns in unserm Kampfe mit dem Leben der tapfere, mitkämpfende Genoß. Er ist uns — gleichgültig, wovon er auch reden und schreiben mag — der Mensch, der das Leben meistert und überwindet.

Nicht in diesem Sinne durchsichtig und unserm Leben angehörig empfinden wir Herder.

Wenn nun aber jemand in dem Wunsche, auch diesen Großen zu kennen, sich in Herders Schriften versenkt, so wird ihm — man darf wohl sagen — eine erstaunliche Offenbarung. Eine Entwicklung jugendlicher Schöpferkraft zunächst, gewaltig ansteigend und geradezu beispiellos an funkensprühender Unrast. Später — schweigen wir von der seltsamen religiösen Krisis — eine Mannesreife groß und leuchtend, mitteilsam aus einem seltenen Reichtum der Kenntnis und des Weltschauens. Ja selbst wer mit den spätesten Schriften begönne und sich die Zusammenhänge der Gedanken vergegenwärtigte, würde über die weitangelegten Bestrebungen und über die unbegreifliche Fülle der Leistung erstaunen.

Und von diesem Manne bewahrt man in seiner Erinnerung ein Bild mit so grämlichen und traurigen Zügen! Ist es möglich, daß ein solcher am Ende im Hintergrund stand, aus dem Winkel verkümmernd auf die großen Thaten des deutschen Geistes sah, gedrückt und vergrämt öde Tage schleppte, ein solcher Mann, vielleicht der geistreichste seiner Generation, und von dem man glauben sollte, daß er in jeder Epoche einer der ersten, ein Befreier und ein Befreiter wäre? Ein Mann ferner, vor dem die Beurteilung nach den gewöhnlichen Maß-

stäben des Menschlichen schweigt, der in seiner Seele eine große Liebe trug, und der — trotz allem! — als ein hoher Mensch sich immer aufs neue auszuweisen vermag.

Die Wissenschaft hat ihren schönen Trieb der Gerechtigkeit ihm gegenüber im letzten Jahrzehnt treu bewährt. Sie wollte ihm geben, was sein war, und hatte viel zu thun. Denn seine Wirkungen sind groß wie seine Thaten, und jetzt, wo wir seine Werke im Zusammenhang bequem übersehen können, ist es vielen, als würden wir, ja als würde man nach uns zum ersten Male ganz wissen, was er gewesen ist, und was er geleistet hat. Er steht in der Gesamtheit seines litterarischen Schaffens so mächtig vor uns wie selbst vor seinen Zeitgenossen nicht. Dennoch ist er uns nicht wie Lessing zum lebendigen Genossen unserer Tage geworden, und was die Wissenschaft thun mag, um ihn litterarisch zu erhellen und festzustellen, wir begreifen darum noch immer nicht, was Herder war.

Wenn er uns nicht unmittelbar lebendig geblieben, so müssen wir auch bei ihm den Grund suchen nicht im Litterarischen, sondern im Leben. Seine menschliche Persönlichkeit trägt uns nicht diese überraschenden Züge unverwüstlicher Lebenskraft, die uns zwingt, mit ihm als einem Heutigen zu rechnen.

Und ihn in seinem Leben aufzusuchen, mehr als je geschehn, mit ihm zu leben im Geheimsten seiner Seele, zu begreifen, wie er in den verschiedenen Zeiten sich selbst empfand, über die Werke hinaus das ganze Bedürfnis des Lebens zu spüren, das unter ihnen und in ihnen treibt, das ein viel Größeres erreichen möchte als das einzelne Werk, eine Gestaltung nämlich des Lebens, wie sie ihm gemäß sei, — ich wiederhole: ihn in seinem Leben aufzusuchen, das ist recht die Ab-

sicht der Arbeit, zu der wir den Leser laden. Wir laden ihn nur, wenn er diese Fragen in ihrer Bedeutung versteht, wenn er mit uns glaubt, daß hier allein der Zugang zum wahren Verständnis auch der Werke des Mannes zu finden ist, daß in der Persönlichkeit allein der Mensch mit seinen Thaten begriffen wird. Wer den Schriftsteller allein in seinen litterarischen Beziehungen sucht und auffaßt, den möchten wir nicht bemühen.

Hätte die litterarische Wissenschaft — im weitesten Sinne genommen — das abschließende Urteil über einen solchen Mann, die nach dem, was sie bis jetzt erreicht, abschätzt, was Frühere ihr geleistet haben, so wäre unsere Arbeit bald gethan. Bald bestände das Urteil zu recht, daß er einer der Ersten und Größten ist. Wohin man bei ihm blickt, hat er gefördert und angeregt. Auf ihn blickt die Erforschung fast sämtlicher Litteraturen, auf ihn blickt die Wissenschaft von der Sprache, auf ihn blickt die Geschichtsschreibung, so oft sie vom bloßen Auffassen und Erklären der Dokumente zu universaler Auffassung sich erhebt und den großen Schritt in die Völkerpsychologie wagt. Er hat den Orient in ihre Arbeiten hineingezogen und in gleichwägender Liebe Altertum, Mittelalter und Neuzeit getragen. Wo die Theologie historisch arbeitet, wo sie aus den seelischen Erfahrungen des modernen Menschen heraus die religiösen Heilswahrheiten anzueignen strebt, hat sie ihn zu nennen. Die allgemeine Kunstgeschichte findet keinen Ähnlichen, um die Kunstwerke besonders der alten Völker als Zeugnisse ihres Seelenlebens zu deuten. Die Psychologie, die Ästhetik dankt seiner Feinheit und Seelenkunde Großes, nicht leicht sonstiger Geleistetes. Das sind nur einige Züge. Es ist kaum

möglich, in Kürze alle die Wissenschaften zu nennen, die ihm verpflichtet sind. Nicht als das letzte, vielmehr als das erste sei nur das noch erwähnt, daß in keiner Seele wie in der seinen die Lieder der Völker erklungen sind. Und mit jedem Lied zog er ein neues Volk in den Gesichtskreis der Menschheit hinein. Sein Hören wurde zu einem großen Schauen. Er sah seine geliebte Menschheit entfaltet in den tausendgestaltigen Völkern.

Aber wir wollen ihn nicht als Gelehrte, wir wollen als Menschen den Menschen sehn.

Aus seinen Bestrebungen tritt er uns entgegen mit seinen großen Zügen. Blicken wir nur auf seine erste litterarische Jugend. Zwar — das ist zweifellos — hier ist im Anfang sehr viel einfach aufgenommen von den Gedanken und Interessen der Zeit. Er wird von außen angeregt. Er macht zu dem, was andere gesagt, einige eigene Bemerkungen hinzu. Aber bald schon welch ein Hervorbrechen eigenster Art. Die litterarische Erörterung wird mit den feinsten psychologischen Beobachtungen durchsetzt. Den Schluß dieser ersten Epoche macht das Reisejournal, Zeugnis einer allgemeinen inneren Revolution. Hier wird an alles die Hand gelegt. Den Wissenschaften, den Künsten, der Litteratur, ja den Völkern will er eine neue Richtung geben. Das ist die Größe dieser Seele und zugleich der eigentliche Beweis, wie sie sich selber nun ganz gefunden hat, daß, da sie einmal begonnen mit den Gedanken ihrer großen Reform, nichts stehen bleiben kann, wie es ist. Der Jüngling weiß: er muß die ganze Welt des Geistigen in seinem Kopfe tragen und wägen, um die Ziele zu erreichen, die er vorhat mit den Menschen der Zeit.

Gehen wir einen Schritt weiter mit ihm in die Enge und Einsamkeit Bückeburgs, so tritt uns alsbald wieder der großartige Zusammenhang seiner Bemühungen entgegen. Man möchte sagen: in aller auseinanderstrebenden Fülle die Geschlossenheit, wenn nicht dieses Wort, wo es sich um Herder handelt, ganz am falschen Platze wäre. Es ist Ein Geist, in dem er auf seine Art den Sinn zugleich für Ossian und Shakespeare, für Klopstock und Homer erweckt oder verfeinert. Das gleiche Mitgefühl für ursprüngliche Poesie will er in den Zeitgenossen rege machen. Und das Ursprüngliche, wie es nicht sehr abgeklärt dem Begriffe nach, aber stark und mächtig in seinem Gefühle lebt, das wird ihm zum Grundton alles Menschenwürdigen und Menschengroßen. Ursprüngliche Empfindung wünscht er seinen Deutschen. Deutsche Kraft, Redlichkeit und Biederkeit wird sein Ideal. So wird an ihm zum ersten Male offenbar, wie die stärkste Innigkeit nationaler Empfindung allein aus dem Gefühle für die Menschheit hervorgehen kann. Mit einander geht ihm das Gesicht der Menschheit und das Gesicht des Vaterlandes auf. Sein großes Mitempfinden mit den Dichtungen der Völker lehrt ihm das weltumspannende Ideal der Humanität. Aus seiner Humanität aber zieht seine Liebe des Vaterlandes ihr Feuer und ihre Kraft.

Doch nicht nur dies stellt sich als ein inniger Zusammenhang großen Wollens dar: nicht nur die Liebe der Dichtung, die litterarische Arbeitsamkeit, das historische Erforschen aller Weiten des Völkerlebens, das Erglühen für die Menschheit und die Liebe des Vaterlandes, nicht nur dies alles ist Eins. Eins damit ist auch sein religiöses Mühen. Wenn wir dies alles, was wir genannt, als geschichtliches Bestreben bezeichnen

können, so war bei ihm die Geschichte religiöser Glaube. Ich meine es nicht in dem naheliegenden Sinn, daß er in ihr den Erziehungsplan Gottes mit der Menschheit sah. Ich meine es, inniger und tiefer in seiner Seele gelesen, so: daß er das Heiligste, was ihm aus dem Inneren quoll, auch mit dem heiligsten Namen nannte: Gott. Also wenn er ursprüngliches Leben fand in der Weite der Völker, so war dies ursprüngliche Leben Gott, der sich im Menschendasein offenbarte. Und so wurde ihm seine Liebe der Menschheit zur Liebe Gottes. Denn er liebte diese Menschheit, die in den Völkern ihm aufging, wie nur der Schöpfer sein Gebilde liebt, und Gott war ihm ja nur der, der diese Menschheit zum Leben weckte, in ihrem Leben selber ist und an ihrem Leben sich freut. So kam ihm sein Gott aus der schöpferischen Arbeit seiner Seele und verwuchs mit dem Besten und Eigensten, was er leistete und errang. Also war aber auch alles, was er dachte und schrieb, um dieses Gottes inne zu werden und ihn der Zeit zu zeigen, aus Einem Geist mit den Thaten des historischen Entdeckers. Es wiederholt sich aber auch in dem engeren religiösen Gebiet derselbe einheitliche Zusammenhang der auf das weiteste angelegten Bestrebungen. Ob er in der Urzeit der Völker den Beginn der göttlichen Offenbarung aufsucht, ob er im Johannesevangelium mit einer neuerwachten Innigkeit religiösen Gefühls die Sprache der Zeit höchster religiöser Erregung versteht, ob er in der Neuzeit den Wegen der Geschichte der Religion nachgeht, es ist immer dasselbe, kommt immer aus dem Geheimsten und Eigensten seiner Seele: mit seinem ganzen Wesen lebt er oder möchte er doch leben in dem Einen, was eigentlich ursprüngliche religiöse Empfindung ist, wie der gott-

ergebene Mensch im Ewigen sein Leben erfährt und zum Dienste Gottes es in jeder Handlung weiht. Auch hier ist all sein Forschen und Denken im Grunde nur ein Stück eigenster, urpersönlicher Erfahrung. So aber reißt er auch die Schranke nieder zwischen den weltlichen Geschäften des Lebens und dem Dienste Gottes. Der Unterschied Welt und Gott ist nicht für ihn. Alles menschliche Thun soll im Dienste Gottes geschehn. Und man spürt es immer von neuem, wie sein Arbeiten dem Triebe nach so gar nicht die Arbeit eines Gelehrten ist, wie er unmittelbar an das Leben sich wendet. Ein Ideal ist ihm aufgegangen, und alles soll diesem Ideale dienen. Alle Wissenschaften und Künste, alles Bestreben der Menschen gedeiht erst zu Kraft und Wirkung, wenn es im Dienste Gottes geschieht. So faßt er alles, was sich in ihm bewegt, lebendig zusammen zum Ziele unmittelbarer Wirkung auf die Zeit. Kein toter Beisatz wird in dieser Seele mitgeschleppt. Alles ist lebendige Bewegung — ein sprühendes, sengendes, flackerndes Feuer.

Wir brauchen ihm nicht auf seine Höhe folgen, die nur gehalten hat und z. T. auch nicht gehalten hat, was die tieferregte Entwicklung versprach. Er schaut wie von hohem Gipfel über seine weite Welt, und über dieser Welt liegt großer Friede. Schon hier dürfen wir das Urteil sprechen und müssen anerkennen nach den Zügen, die wir freilich reinigend herausgeschält aus der oft wirren Menge seines Schaffens, wir dürfen es sagen: ein ganz großer Mensch war angelegt in dieser Seele.

Dies aber ist nun eigentlich die Frage der Biographie Gottfried Herders: warum dieser große Mensch, der in ihm war, nicht herausgetreten in siegender Klarheit. Hätte er an jedem

Punkt mit der Sicherheit und Tapferkeit Lessings sich durchgesetzt, so würde er als dessen ebenbürtiger Mitkämpfer, selbst reicher und vielleicht noch größer vor uns stehen. Er würde ein lebendiger Genosse unserer Tage sein.

Hier müssen wir nun in die tiefsten Fragen eingehen, die das Leben des schöpferischen Geistes stellt. Begnügen wir uns nicht dabei, seine litterarischen Thaten und Wirkungen festzustellen und zu verfolgen. Vielmehr sehen wir ihn wieder in der einsamen Arbeit seiner Seele! Wir erleben gleichsam den idealen Herder, der er hätte werden müssen, um ganz herauszubringen, was in ihm zum Leben verlangte. Und wir erkennen sein Schicksal darin, daß er dieser ideale Herder nicht werden konnte. So sind wir über die Notizen und über das bloß Litterarische hinaus. Wir kämpfen mit dem Leben noch einmal, wie er gekämpft. Wir verarbeiten es und erleiden es noch einmal. Wir sind in seiner Seele und zugleich über ihr. Denn wir sehen das Leben, das er hätte schaffen müssen, um sich selbst zu erfüllen. Wir beurteilen ihn nach diesem in ihm selber angelegten Ziel. Denn des Genius Beruf und Leiden ist, daß er eine neue Welt sein will und muß. Und so meinen wir sein Leben zu begreifen.

Vielleicht werden wir auf diesem Weg zu Betrachtungen geführt, wie sie überhaupt nicht häufig gepflogen sind. Wie hätten wir es leicht, wenn wir nur zu berichten brauchten über die Dinge, die er entdeckt und gelehrt! Aber wir glauben dem Gedanken, wie er im Worte geformt ist, noch nicht. Wir prüfen ihn, was er als Ausdruck gerade dieser Seele bedeutet. Denn es gibt überhaupt nicht für sich allein und gesondert Gedanken in der Welt. Es gibt nur lebendige Seelen, die

das Leben erfahren und um sich mitzuteilen nach Worten greifen. Herder hat in der Zeit seiner großen Gährung Gott inbrünstig gesucht und in seinen Dienst sein Leben gestellt. Ja! aber was bedeutet dieser Gott? was will es sagen, gemessen an dem Inhalt und der Bewegung seiner Seele, wenn er Herdern in dieser Zeit als Ausdruck seines inneren Lebens unentbehrlich wird. Das ist so leicht gesagt: er wurde gläubig und innig religiös. Wir gehen in die Krisis des Genius ein und sehen schonungslos seine Religion in ihrer urpersönlichen Bedeutung. Und eine weit wichtigere Betrachtung noch drängt auf der Höhe seines Lebens sich auf. Sind die Gedanken, die er uns bringt, wohl wirklich in der Klarheit für alle bestimmt? Ich meine so: daß, wer da mit den großen Fragen der Welt und des Lebens kämpft, sie übernehmen und an ihnen sich stärken kann? Oder hängen sie noch, selbst als Gedanken, an persönlichen Bedürfnissen dieses klingenden, zarten Gemüts? Fassen wir ja doch die Gedankenwelt des Mannes als das letzte Ergebnis seines gesamten inneren Erlebens. Aber der Gedanke verlangt, losgelöst zu sein von dem Muttergrunde des Persönlichen, allein der Verarbeitung der Welt im Begriffe zu dienen. Hier nahen wir intimen Fragen von allgemeinster Bedeutung. Es liegt am Tag, wie wir bei Betrachtungen dieser Art in der Prüfung der einzelnen Seele etwas Allgemeines erstreben. Wir alle sind denkende Menschen. Wir wollen am Leben dieses Großen inne werden, wie unser Denken beschaffen sein muß, damit wir gesund leben.

Begreiflicher Weise treten die litterarischen Beziehungen bei einem solchen Bemühen uns auf das äußerste zurück. Wir wollen an den Schriften zuerst nur erkennen, was sie im Leben

Herders bedeuten. Wir schälen mit bewußter Beschränkung den eigentlich lebendigen, den lebenskräftigen Kern heraus. Und indem wir prüfen, wie sein Leben in ihnen sich den Ausdruck bildete, wollen wir zugleich bauen an dem Bestande lebendiger Gedanken, auf die wir unser Leben zu gründen haben.

Wenn wir aber bei seinen Mängeln verweilen müssen, vergleichen wir uns nicht mit ihm! Wir legen den strengsten Maßstab an ihn. Nur einem ganz Großen begegnet man so. Wenn er den höchsten Ansprüchen an den Genius nicht genügte, so steht er doch immer noch unvergleichbar hoch über den Durchschnittsmenschen, die wir sind.

Es mag nicht richtig sein, was manche gesagt haben, daß die Menschen der Genies wegen da sind. Aber sicherlich sind die Genies der Menschen wegen da. Was sie an köstlichen und vielleicht ewigen Werken hinstellen, ist noch das wenigste, wodurch wir von ihnen lernen sollen. Aber wenn wir begreifen, für welche Aufgaben sie sich eingesetzt, wenn wir verstehen, wie sie kämpften und litten, weil sie nur Eins sein wollten, nicht leben konnten, wenn sie das Eine nicht waren, das Eine, das mit ihnen geboren ist, dann werden wir der Unwürdigkeit und Kleinheit unsers Lebens inne und es kommt von ihnen auf uns ein Hauch der Kraft zu leben, wie des Menschen würdig ist und wie er allein zum Menschen wird.

Uns scheint ein Bestreben, welches in diesem Sinne dem Leben der Großen sich nähert, die erste und notwendigste Arbeit aller Erkenntnis ihres Lebens. Vielleicht rücken wir damit ein wenig ab von der Art der Philologen, in deren Hand

heutzutage die Lebensbeschreibung unserer Dichter und Denker liegt. Vielleicht wäre uns selbst ein Stück vom Künstler und Dichter zu wünschen. Aber das beweist nichts gegen den rein wissenschaftlichen Geist unseres Unternehmens. Es beweist höchstens, daß zu diesen Aufgaben ein Maß feinerer Psychologie von nöten ist, wie man es meist nur bei den Dichtern findet. Sucht doch auch alle echte Dichtung in ihrer Art eine Antwort auf die große Frage des Lebens, ist getränkt von dem Tiefsinn geschauter Erkenntnis. Gewiß nicht in der Dichtung aufgehn sollen die Wissenschaften des Geistes. Aber wo sie die Erkenntnis eines Menschenlebens vortragen, sind sie, je vollkommener das Gelingen, von der Dichtung im Grunde nicht unterschieden.

Das Leben der großen Dichter und Denker gehört eigentlich dem Schriftsteller. Dem Manne, der weiß, wie Gedanken und Werke sich bilden, und wie in geistigen Bildungen das Leben aufgeht und beschlossen ist mit seinem Kämpfen und Leiden. Unmittelbares Verständnis für das schöpferische Arbeiten des Genius ist wichtiger als belesen und gelehrt zu sein. Es ist der einzige wirkliche Zugang zu seinem Leben.

In diesem Sinne habe ich Herder zu begreifen gesucht. Soll ich aufrichtig sagen, in wessen Händen ich mein Buch am liebsten fände? In den Händen derer, denen es nach ihrer ganzen Anlage am ernstesten um das Leben ist, in den Händen der jungen Künstler. Die andern wollen etwas im Leben erreichen, bleiben meist befangen im Bereich der Güter, die eigentlich nur Mittel zum Leben sind, einschließlich der gesellschaftlichen Ehren. Der Künstler will allein die Dinge sehen, wie sie wirklich sind, und Werke schaffen, die das Leben selber sind.

Ich arbeite für sie oder doch mit ihnen, wenn ich den Genius in seinem Leiden ihnen als ein Stück Leben, recht wirkliches und echtes Leben schildere. Wir Forscher sollten es alle thun. Denn je mehr wir die Männer nur in litterarischen Beziehungen fassen, um so mehr entfernen wir sie von den unbefangenenen Menschen unserer Zeit. Je mehr wir sie unter der Frage des Lebens begreifen, um so näher stehen sie uns. Sie gehören zu uns.

Nie waren sie, die Künstler, zerstreuter als heut. Der Überblick des Lebens ist heute so schwer. Jeder hat nur seinen kleinen Kreis und folglich auch nur eine enge Auswahl von Zuhörern. Das Ideal der Kunst aber bleibt doch stets, in ihrem Banne das ganze Volk zu einen. Je mehr die Bestrebungen auseindergehen und der Kampf des armen Lebens die Menschen aufzehrt, um so höher sollen wir rein geistiges Bemühen halten. Wir sollen in der reinen Arbeit des Denkers und Schriftstellers um das bemüht sein, das alle angeht, um die Frage: wie sollst du leben?

Je mehr wir endlich für die Erneuerung des Lebens der Menschheit glühen, um so heiliger muß uns die Kunst sein.

Es ist stets ein Zeichen des verarmenden Lebens, wenn die Kunst tief in der Schätzung steht oder richtiger wenn für sie das echte Verständnis fehlt.

Wir meinen aber das Verständnis, das ein wirkliches Bedürfnis des Lebens ist. Unreife Verhimmelung der Kunst ist stets ein Zeugnis eigener Unfruchtbarkeit und Ohnmacht. Wer aber beständig in seinem Geiste mit dem Leben beschäftigt ist, wer seine Erscheinungen auffaßt, nur um sie zu verstehen, wem dies so selbstverständlich ist wie das Atmen der

Luft, dem ist die Kunst unentbehrlich, weil in ihr das Leben durchsichtig wird, mit dem er täglich und stündlich ringt, weil sie in ihren Gesichten es hinstellt, wie es ist — das wahre Leben, und nicht in der Vereinsamung des Begriffs, sondern in den gegliederten Zusammenhängen der Erscheinungen. Denn wo es sich um das Leben handelt, ist der Begriff allein immer ein totes, halbes Ding.

Darum ist es ein Zeugnis von der Verarmung des Lebens, wenn das künstlerische Verständnis niedergeht. Denn es ist ein Beweis, daß den Menschen das Bedürfnis fehlt, sich klar zu werden über das Leben, daß sie im höchsten Sinn nicht mit ihm kämpfen, in dem Sinne nämlich, nichts von ihm zu wollen als: es zu verstehn. Und was heißt das anders, als daß die Quelle des geistigen Lebens verstopft ist?

Und auf der andern Seite: solch echtes Verständnis hängt zusammen, geht hervor, ja ist identisch mit dem Verlangen, das Leben der Menschen zu gestalten zum Ideal. Wer daran glaubt, daß die Menschheit zu immer neuen Zielen zu entwickeln sei, der muß von der großen Frage des Lebens im Kern der Seele bewegt sein. Es steht schlecht um den Menschen, der reformatorischen Ideen lebt, d. h. es ist ein Beweis, daß er nicht von Geburt der Anlage seiner Seele nach zum Höchsten berufen ist, und daß er die ganze Bedeutung seiner Aufgabe nicht begreift, wenn er die Kunst nicht liebt und nicht Künstler ist.

Solche Betrachtungen drängen sich immer wieder auf, wenn wir jener Zeit gedenken, die tiefer beschäftigt war mit der Frage nach der Bedeutung der Kunst als eine vor- oder

nachher. Wir meinen über sie hinauszugehn, wenn wir ihren ästhetischen Sinn nicht teilen. Wir beweisen nur, daß wir sie und daß wir echten ästhetischen Sinn nicht mehr verstehen.

Doch führen uns diese Gedanken ein wenig von Herder ab. Es ist Zeit, mit unserer Erzählung zu beginnen.

Inhalt.

Herders Leben.

Einleitung.

Eines Tags im Jahre 1762 begegnete in Königsberg ein ungewöhnliches und aufregendes Ereignis. Herr Magister Immanuel Kant, die Normaluhr Königsbergs, ward abends um 7 Uhr nicht auf seinem Spazierwege gesehen. Unerhört bei dem Manne, der die Ordnung selber war! Da hatte jedes Zeit und Stunde — das Lesen, das Schreiben, das Vortragen, das Forschen, das Spazierengehen und selbst das Nachdenken, durfte keines mehr verlangen als seine zugemessenen Minuten: in seiner sauberen Pünktlichkeit und Ordnung trug dieses Leben sich fort, das Urbild eines Gelehrtendaseins in einer sozial gefestigten und ruhigen Welt. Die Dinge des Staates hält der große König unbeschränkt in seiner festen Hand, im eingeengten Kreise bewegt sich der Unterthan, vom politischen Wirken ausgeschlossen, doch in seinen privaten Verrichtungen frei. Wer konnte zufriedener sein als der Gelehrte, dem in seinem beschränkten Kreise die weite Welt des Gedankens sich erschloß, wo das Leben so fest war und kein Zweifel ihm kam an dem Wert seines Berufs. Der Glaube, das Vertrauen, daß die Wissenschaft die Ehre der Menschheit sei, gab seinem Leben den festen Grund, auf dem es ruhte in seiner Durchsichtigkeit und Ordnung, recht eingefügt in eine Welt, die durchsichtig, ordentlich und fraglos war.

Nun aber was war geschehen, daß er sich so vergaß? Er war nicht einmal krank. Er saß zu Hause über ein Buch gebückt und bemerkte das Rücken der Stunde nicht. Er las den Emile des Jean Jaques Rousseau, Bürgers von Genf. In dieser dumpfen Predigt — welch eine neue Welt! Da war gegen die heilig gehaltene Gelehrsamkeit kein Hohn und Spott zu stark. Da suchte empfindsame Menschenliebe, wie das Wissen im natürlichen Fortgang des Lebens, in der natürlichen Entwickelung der Seele dem Menschen zu erschließen sei. Nur sofern es dem gesunden Leben des einfachen gesunden Menschen notwendig, nur insofern sollte das Wissen von Werte sein. Dann aber ist der Gelehrte nicht geschieden von dem Volk. Dann liegt Glück und Ehre der Menschheit nicht in dem engen Kämmerlein des Studierten. Ein Ideal der Freiheit und Unabhängigkeit, des Glücks für alle taucht empor. Und dieser wilde, heiße, man dürfte sagen zügellose Glaube an das Ideale der Menschheit, das nicht ist, aber sein soll, er treibt die Gedanken in dem ganzen Buch. Dies Glück, diese Ehre, sie liegen im weiten Horizont. Wir bewegen uns fast immer in der freien Natur. Vor diesen Idealen versinkt die Gesellschaft, wie sie ist, und wird mit Hohn negiert, ihre angemaßten Schätzungen, ihr lächerlicher Glaube an sich und ihre Bildung. Die Stelle dieser Kultur, in der der vornehme Einzelne, der geistreiche Gelehrte sich als die ersten sonnen, sie soll hinweggeschwemmt werden durch eine erträumte Allmenschheit, durch das Volk, in dem die wahren Kräfte des Lebens sind. Der Magister vergaß die gewohnte Ordnung seines Tages, weil die gewohnte Ordnung des gesamten Lebens, wie er es begriff, eingerissen war in diesem Buch. Denn der Gelehrte mochte sich vergessen, er war herausgeschleudert in den Zusammenhang des Volks, dessen Wert

und Kraft seinem staunenden Sinne gepredigt ward. Wo war die Zufriedenheit im zugemessenen Kreis? Hier klagte ein krankes Gemüt, dem in seinem Groll nichts genügen konnte als ein Umsturz und ein Umbau der ganzen Welt. Das ist der klare, saubere, fein erwogene Gedanke nicht. Das ist ein Laut wie das hungrige Brüllen des Löwen in der Wüste. Bittere Verachtung bläst sie fort die aristokratische Gliederung der Welt. Riesenhafte demokratische Bewegung kündigt sich an, das Verlangen einer neuen Zeit, der ferne Donner der Revolution. Magister Kant vergaß Zeit und Stunde. Eine mächtige Welle aus dem Ozean neu sich erhebender Menschheit schlug über sein Bewußtsein hin und trug ihn mit sich fort.

Eben zu dieser selben Zeit saß in seinen Vorlesungen zu Kants Füßen ein bleicher, schüchterner Jüngling, Johann Gottfried Herder aus Mohrungen. So hing keiner an des Lehrers Mund. Sein Leben war so arm gewesen und so eng, und seine Empfindung war so schwellend, so heiß. Da riß ihn die ganze weite Welt der Wissenschaft, das All im Menschengeist, aus seiner Armut und Enge heraus. Und in seiner eigensten Empfindung wogte es fort, da die Dichtung aller Zeiten und Völker sich ihm erschloß. Die pedantische Einzelbildung fiel hinter ihn, aus seiner Seele gab er den Völkern Stimme. Er durfte es künden, mächtiger als einer zuvor: die Dichtung ist das Werk der feinen Bildung, des gelehrt gebildeten Einzelnen nicht, das Volk ist der wahre Dichter, die Dichtung ist Sprache der Völker, der Menschheit. So setzte in ihm die Empfindung das Werk des Genfers fort. Bescheidener und feiner als jener that er für das Gebiet des Geistes, was der Genfer in ungeduldiger Glut für das ganze Gebiet des Lebens gethan: er setzte die Völker, er setzte die

Menschheit in ihre Rechte ein. In dem reineren, in dem unbefleckten Bereich der Seele nährte auch er das allweite Gefühl, in dem die Menschheit sich als zusammengehörig, als ein Ganzes sich empfinden konnte. In geistiger Bildung half er an seinem Teil, ein weiteres Lebensgefühl der Menschheit, eine Epoche tieferer und menschlicherer Kultur anzubahnen.

So war ein Stückchen Weltgeschichte das Zusammentreffen dieser Männer im Jahre 1762. Ihre Wege gingen bald auseinander. Kant reifte in geordnetem, ruhigem Leben fort zu seiner gewaltigen That. Er gab in seiner Philosophie der Wissenschaft und der Kultur einen neuen Grund. Herders Leben ging hin in Unruhe, Hast und Vielgeschäftigkeit. Überströmende Liebe und kleinlicher, versteckter Groll, herrliche Thaten und innere Schwäche, mächtiger Anlauf und trauriges Erlahmen — alles nebeneinander und in allem doch das gleiche Gesetz. Nie erreichte sein Leben die ihm eigene, die ihm notwendige Form, in der er Ruhe fand. Er belebte die Welt, aber ein Leben, ein nach eigenem Gesetze sich notwendig bildendes Leben ward ihm nicht. Es ist innerlich so reich, so glänzend und wunderbar und dennoch arm im Grund. Ein zuckendes Leiden, das nie zum großen, tragischen Schmerze ward. Und dennoch ist gewiß, daß die Menschheit in ihm litt, die er so sehr geliebt, daß er sein Glück nicht fand, weil eine neue, eine eigene Art zu empfinden noch nicht die Kraft zu einer eigenen Form des Lebens besaß. Herders Geschichte ist der Entwicklungsschmerz eines neuen Geistes der Kultur, die Krankheitsgeschichte eines nicht in geradem Fortgang und ungebrochener Kraft aufblühenden Werdens, — Geburtswehen einer neuen Zeit.

Erstes Buch.

Der erwachende Geist.

1.

Mohrungen.

Es gewährt einen eigentümlichen Genuß, die Dokumente der Jugendgeschichte Herders zu lesen, wie der treue Fleiß seiner Witwe sie gesammelt, und wie sie nun im ersten Bändchen des von seinem Sohne herausgegebenen „Lebensbildes“ vereinigt sind. Diese in den Verhältnissen enge und gedrückte Jugend, die durch das spätere Leben des Mannes ihren Wert erhalten, sie zieht gleichsam in der Seele, in der Liebe seines Weibes an uns vorüber. In den Berichten aber, die sie eingefordert und erbeten, sprechen zu uns drei Generationen von Stammesgenossen Herders. Aus der eingezogenen und hypochondrischen Enge, in der der junge Herder litt, tönt noch die gemütlose, kahle, gleichsam vom Leben verlassene, darum das Leben verleugnende Stimme seines alten Vorgesetzten und Tyrannen, des Mohrunger Diakonus Trescho. Altersgenossen und Freunde Herders bringen in Treue ihre Berichte dar. Die enthusiastisch hellen Worte des jugendlichen Predigers Puttlich (in Herzogswalde in Ostpreußen) kommen aus der Seele des jungen Geschlechts, das nun schon zu dem großen entschlafenen Landsmann mit begeisterter Liebe emporschaut. Es treten in

der Folge der Berichte die Gesinnungen an uns heran, in denen Herder von den drei Generationen der Mitlebenden empfunden ward. Ganz als spreche aus den Dokumenten, die nur die Jugendgeschichte erhellen wollen, aus der Enge, in die wir mit dem jungen Herder zurücktreten, alles Gute und Große zu uns, was aus diesem Leben ward, was dieses Leben der Beachtung wert gemacht, überstrahlt von dem, was für des Mannes eigenes Empfinden in diesem Leben das Köstlichste war, von der Liebe und Treue seiner guten Frau.

Am 25. August 1744, zwischen elf und zwölf Uhr nachts, wurde Herder in Mohrungen in Ostpreußen geboren, das dritte Kind seiner Eltern. Am 27. August wurde er auf die Namen Johann Gottfried getauft. Sein Vater, von Haus aus Weber, war Elementarlehrer, Glöckner und Kantor. Die Mutter, eine geborene Pelz, war eines Huf- und Waffenschmieds Tochter.

Der Ort war klein und von kleinen Leuten bewohnt. Nicht reizlos in seiner Umgebung. Wald und Wasser fehlten nicht. Ein See lag im Süden, ein sumpfiger Mühlteich im Norden. Das zum Dorfe Paradies gehörige Wäldchen, das Paradieseswäldchen, bot dem jungen Herder seinen häufigsten und liebsten Spazierweg.

Dem Hause der Eltern war durch die Beschäftigung des Vaters die bibelfeste und gläubige Frömmigkeit zu eigen. Sie hatte die Gesinnung im Innersten durchdrungen. Man hatte im Pastor und Diakon die verehrten Vorgesetzten, im Rektor der Stadtschule gleichsam den höher gestellten Standesgenossen. Damit war der soziale Gesichtskreis des Hauses gegeben. Die fraglose Frömmigkeit des echten und reinen Glaubens war Grund und Lebenselement des Daseins, das man so selbstverständlich atmete wie die Luft; die gelehrte Bildung, wie sie im Schulbetriebe sich allmählich festgesetzt, war das Ideal

höherer Kultur; in sie hinaufzusteigen das natürlich gegebene Ziel des Ehrgeizes. Das Leben hatte seine feste und bestimmte, in der Gesinnung wie in der Anschauung vom sozialen Dasein gleich zweifellose Form, welche der Persönlichkeit mehr einen festen Umkreis und eine Schranke als ihrer Bewegung ein unendliches Ziel des Bildens und Schaffens gab.

Auch erwuchs das Leben in dem Knaben ohne Konflikt mit dieser Welt, in sanfter Anschmiegsamkeit an die Zustände der Seele und der Existenz, in die seine Geburt ihn gestellt. In unbedingter Verehrung sah er zu seinen Eltern auf. Wie sollte ihre Gesinnung nicht die seine geworden sein! Noch spät erzählte er im Kreise der Seinigen von seiner Mutter, die er wie eine Heilige im Herzen trug, von ihrem sanften Gemüt und ihrer Liebe zu den Kindern. Er lernte von dem Vater die strenge Ordnung und die bedingungslose Treue der Pflicht. Es war ihm wie in der Jugend die süßeste Belohnung, so noch im Alter eine süße Erinnerung, wie seines Vaters Antlitz sich verklärt, wenn er mit ihm zufrieden war, wie er die Hand sanft auf seinen Kopf gelegt und ihn genannt: Gottes Friede. Bibel und Gesangbuch waren die Nahrung seines Geistes, sein erster Unterricht in Philosophie, Poesie und Musik, wie er später bei den Völkern, bei der Menschheit so oft die Religion als älteste Philosophie, Poesie und Musik betont, seine erste Quelle der Gedanken und der Empfindung. Das Gefühl des religiös Feierlichen ward heimisch in seiner Seele, der Beruf des Predigers von selbst sein erstrebtes Ziel. Zumal in dem befreundeten Hause des alten Pfarrers Willamovius, der ihn in Religion unterrichtete und konfirmierte, dieselbe Gesinnung ihn umfing und einsang in das Leben.

Aus Kindheitseindrücken der Liebe und Verehrung ward so die Religion nicht nur ein dogmatischer Besitz seines Kopfes,

sie ward der Stimmungston seiner Seele, ein Ton des Gefühls, in dem sein geistiges Leben begann und lange gefärbt ward. Sie bildete, indem sie ihn in seine Lebenssphäre hineinfügte, zugleich im Innerlichsten seiner Seele ein eigenes, ein verborgenes Element des persönlichen Lebens, das in verlorenen Träumen sich aus- und fortspann. Es schlug tief ins Innere hinein, was von außen zu ihm kam. Auch die höhere Bildung des Geistes trat zu ihm in einer harten äußeren Form. Auch hier galt es, sich einfach hineinzufügen in die starren Formen der Welt, um die eigenen inneren Kräfte wach zu rufen, daß sie dann fortwirken konnten in eigenem Leben. Die Stadtschule in der Hand des Rektors Grim war eine wahre Heimstätte pedantisch vertrockneter Schulerziehung. Der äußere Respekt und das Gedächtniswissen über alles! recht als ob das längst erkaltete Leben vergangener Jahrhunderte den jungen Geist erstarren wollte in seinem Bann. Sobald der Schüler des Schulhauses ansichtig ward, mußte er, welch Wetter und welche Jahreszeit es sei, mit entblößtem Haupte sich nähern. In den Schulräumen herrschte eiserne Strenge. Die Prügel hagelten. Man lernte tüchtig Latein, einigermaßen Griechisch, etwas Hebräisch. Freilich in rein grammatikalischem Unterricht. In einem Unterricht, von dem Ermüdung, Überdruß und Ekel kaum zu trennen war, einem Unterricht, der in der Seele des gequälten Knaben, wie er in dumpfem Respekt dastand, fast eine Art Haß gegen den Lehrer nähren mußte. Und doch so streng und herb der alte Hagestolz auf seinem Katheder war, es fehlte ihm eine innere Teilnahme für seine Schüler nicht. Er gönnte dem begabten Knaben auch privatim seine Unterweisung, wo dann das Neue Testament und Homer, Logik und Dogmatik gründlich durchgenommen ward. Ja, es kommt fast in dieses öde Leben ein Zug von

dürftiger Poesie, es scheint unter der harten Schale des Schultyrannen eine halb verschüttete Seelenschicht zarteren Empfindens sich zu regen, wenn man hört, daß er die besten Schüler, vier oder fünf, auf seine Spaziergänge mitnahm, sich von ihnen Ehrenpreis und Schlüsselblümchen zu seinem Thee suchen ließ und als besondere Ehre dem einen oder andern von ihnen auf seinem Studierstübchen eine Tasse solchen Thees mit einem ganz, ganz kleinen Stückchen Zucker zu genießen gab. Es war kein sokratischer Freundesverkehr des Lehrers mit seinen Schülern, in dem das eigenste Leben der Seelen zusammenströmte, um die höchste Kraft in jedem zu entwickeln. Aber es war innerhalb dieser gedrückten Welt doch ein wenig, ein verlorenes Etwas von Seele. Und so wenig auch hier die Persönlichkeit in den Tiefen ihrer Lebenstriebe ergriffen und entbunden ward, es wurden dem Geiste doch die Mittel gegeben, durch welche er die historische Welt der Menschheit sich erschließen konnte. Der Lebenswille ward nicht aufgestört, der seine Welt bauen will als den Ausdruck des Selbst. Aber die Beweglichkeit des Geistes ward erregt, das Verlangen des Wissens erwachte, und die unruhig aufdämmernde Lebenskraft, die noch nicht schaffen konnte aus den Tiefen des Selbst, begehrte ohne Ende nach Nahrung an dem Stoff der Welt.

Eine gesteigerte und schnelle Rezeptivität, eine blinde Lesewut bezeichnen den Anfang des eigenen geistigen Lebens in Herder. Noch spät erzählte man in Mohrungen Geschichten davon, wie vor seinem Verlangen kein Buch im Orte sicher war. Schon als Kind war er ernst, gerne einsam und mied die Spiele der Genossen. Jetzt trug er seine geliebten Bücher auf einsamen Spaziergängen mit, setzte sich auf den hohen Ast eines Baumes, wo das Blattwerk rings ihn den Blicken verbarg, lagerte sich im Walde, am See, und die Gedanken der

Bücher spannen sich in seinen Träumereien fort. Von Buch zu Buch in unruhiger, nie ermattender Lust! Das ist der eben erwachende, der aufgestachelte Geist, in dem die eigene Kraft erst als ein dumpfes Brüten, als ein dunkles Gefühl sich regt. Es bewegt, es treibt in ihm. Er will hinaus aus sich, aus seiner Enge. Er will das andere werden, das in ihm ist. Und zunächst mit der Glut erwartender Liebe gibt er sich hin an die Welt. Indem Buch nach Buch, Zeit nach Zeit, Geist nach Geist ihn an sich zieht und er sich verliert in den unbestimmten Weiten des Gedachten und des Gedichteten, hat er das Gefühl, ein anderes, ein mächtigeres Wesen zu werden, als er ist. Die sich regende Kraft treibt ihn fort. Sie will ihr Leben gewinnen an den Kräften der geistigen Welt. Der Geist schießt über sich selbst hinaus. In Herder vollends baute sich eine träumende, ahnende, eigene Welt. Poesie und Wirklichkeit verschwamm in einander. Mit poetischen Wesen bevölkerte sich die vertraute Natur. Naturempfindung und Empfindung der Poesie verschlangen sich ungeschieden. Er träumte neue Welten in die Natur hinein, aus der Natur heraus; es war sein Lieblingstraum noch lange Zeit, im Wasser, in der See eine andere, eine eigene Wasserwelt zu sehn. In diesen Träumereien, in diesem ganzen eigentümlichen Stimmungsleben nährte und stärkte sich gleichsam der Ton, den seine Seele in den frühen religiösen Empfindungen erhielt. Er klang gleichsam fort in ausgesponnener Melodie. Die Seele gewöhnte sich an das Fühlen in solchen rein innerlichen, träumerischen, gestaltlosen Empfindungen. Sie gewöhnte sich auszumalen, wo sie nicht kannte. Sie gewöhnte sich, das äußere Leben nicht einfach und ruhig aufzufassen, sondern auf einen neuen Eindruck sogleich zu antworten durch Empfindungen über ihn, durch Gedanken und Einbildungen, die sich innerlich an

ihn knüpfen, die ihn in seinen Formen verziehen. Zu sehr durch rein innerliche Arbeit, zu sehr durch Bücher ward sein geistiges Leben geweckt. Und dieses innere Leben trat nicht hinaus in die umgebende Welt. Eltern, Freunde und Lehrer spürten kaum davon. Es bahnte ein entschiedenes Mißverhältnis zwischen seinem inneren und seinem äußeren Dasein sich an. Sein ganzes eigentliches Leben war innerlich, zum Teil ihm selber kaum bewußt, während er das äußere Leben in seinen harten Formen einfach über sich ergehen ließ.

Er hatte darin noch ein Schlimmstes zu erdulden. Der Diakon Trescho gewährte ihm dafür, daß Herder seine zahllosen Schriften für den Druck abschrieb, in seinem Hause eine Arbeits- und Schlafstätte. Das Verhältnis war entwürdigend im vollsten Sinn. Man atmet die Luft, in der Herder gelebt, aus dem beschönigenden Bericht des Diakonus selbst. Man spürt die völlige Gleichgültigkeit des Mannes gegen die Seelen, die ihm anvertraut. Es war wohl etwas in ihm wie Widerwillen gegen das Lebendige. Krank, grämlich, hypochondrisch saß er eingesponnen in seiner Stube, und der eintönige Wasserschwall seiner in Prosa und Versen erbaulich salbadernden Schriften rieselte von ihm aus. Das tropfte so weg aus einem engen Gehirn, das sich etwas dünken konnte darin, für die Eitelkeit und den Geldbeutel gut. Es war der Dunst, in dem er sich über sein ödes Leben täuschte. Was draußen vorging in der Gemeinde? Ach, es bleibt ja doch alles, wie es ist. Diese Menschen sind zur Arbeit gut und zum allergewöhnlichsten Dasein. Kein Mohrunger soll studieren. Und gar Herder. Armer Leute Kind? Unsinn! Er lernt ein Handwerk. Er ist begabt, tüchtig, kenntnisreich? auch Pfarrer Willamovius sagt, er müsse Theologie studieren? Er muß doch ein Handwerk lernen. Wo denken die Leute hin? Die

arme Mutter, die um ihren guten Gottfried weint, fährt er hart an. O man hört dieses klappernde, seelenlose Dasein. Und mit der Miene des Wohlthäters nützt er ihn aus. Nicht zum Abschreiben nur. Er läßt ihn Hausdienste thun. Seine alte Schwester schickt ihn zum Markt. Harte Worte, Roheiten setzt es jeden Tag. Herder aber schweigt, er verschließt sich noch mehr in sich selbst. Er spricht nicht von all dem, was er lernt und was ihn bewegt. Er ist gewohnt, einfach zu dulden. Er sitzt bei seinem Licht und schreibt — der Mensch, dem die Bibel aufgegangen, die Poesie und die Natur — er schreibt mit seiner zierlichen Hand das entsetzliche Zeug des Herrn Diakonus ab.

Seine schrankenlose Rezeptivität und Leselust linderte seine Not. Wenn Trescho ihm Steine gab, seine Bibliothek gab ihm Brot. Er las die theologische Litteratur, er las die griechischen und römischen Autoren, las die Reisebeschreibungen, las aber auch die neueren deutschen Dichter, er las bis tief in die Nacht hinein. Opitz, Logau und Simon Dach, vor allem Kleist und Lessing gingen ihm auf. Mit Entzücken lebte und webte er in der neueren deutschen, in der leicht tändelnden und der lehrhaften Poesie. Und auch hier setzte sich das rein innerliche, eingeschlossene Leben seiner Seele fort. Aber so verschlossen er war, es fehlte an Gelegenheiten nicht, die Trescho an seine Menschenpflicht hätten mahnen müssen. Einst sieht er tief in der Nacht noch Licht in Herders Kammer. Er tritt ein, der junge Mensch liegt im Hemd eingeschlafen auf dem Boden, lauter aufgeschlagene Bücher um ihn und das Licht mitten dazwischen. Trescho weckt ihn und fragt nach den Büchern, ist erstaunt über das Wissen und die Reife des Jünglings. Was thut er? Er schilt ihn wegen seiner Unvorsichtigkeit aus, geht fort und — — schweigt. Ein ander=

mal befördert Herder ein Manuskript Treschos zur Post, an den Buchhändler Kanter in Königsberg. Heimlich und anonym legt er ein eigenes Gedicht „Gesang an den Cyrus“ bei. Kanter ist entzückt, läßt es drucken, schreibt sofort, ganz Königsberg bewundert es und will den Verfasser kennen. Was thut Trescho? Er erstaunt und — — schweigt. Zweifellos hat er sich geärgert. Es blieb alles beim alten. Sein Wissen nahm zu, sein Geist wuchs an Eigenart und Selbständigkeit, und er fügte sich dumpf in diese starre Welt, die ihn gefangen hielt, er saß und schrieb die erbauliche Langeweile seines frommen Peinigers ab.

O ja, es ist eine enge und gedrückte Welt, eine enge und gedrückte Jugend. Von der bescheidenen Anmut der Landschaft umgeben die kleinen Häuser, in denen die Menschen ihr Dasein hinnehmen, willenlos und dumpf. Die dogmatisch beengte Frömmigkeit ist die einzige Spur eines Höheren in diesem Leben. Auch Herder muß es einfach erdulden — dies feste, starre, bestehende Dasein. Er konnte die Eltern verehren, aber der Eigenheit seiner Seele gaben sie nichts. Er nahm die Lehren der Schule hin, aber die erwachende Eigenart hatte keinen Teil an ihnen. Er lernte, abhängig von dem innerlichst fremden Trescho in seinem Hause durch vielerlei Bücher, aber in stillen unbeobachteten Stunden. Daß er so ganz zurückgedrängt ward in sich selbst, daß sein Eigenes erwachte in der Stille träumerischer Empfindung, das war eine Folge der engen und starren Verhältnisse, in denen er erwuchs. Es ist für sein ganzes ferneres Leben folgenreich bedingend geblieben. Wäre sein Geist doch erwacht und erstarkt in Konflikten mit der äußeren Welt! Nun gewöhnte er sich, als verschiedene Dinge, als zweierlei zu empfinden die Gestaltung der äußeren Verhältnisse und die innere Arbeit des Geistes. Es fehlte seinem Dasein der mächtige Impuls der

Persönlichkeit, der das ganze Leben zur Einheit zusammenfaßt, der aus der Eigenart der Seele heraus ein Leben fordert und erschafft, das in seinen Thaten und in seinen sittlichen Beziehungen Ausdruck der Persönlichkeit sei. Der verschwiegene und versteckte Groll, den er gegen Trescho hegte, bildete für ähnliche Verhältnisse der Art seine Seele vor. Auch später mehrfach verzehrte er sich in verstecktem Groll, statt in männlichem Zorn herauszuschlagen gegen den Feind. Seine Stellung zum Leben und zum Geiste wies in allem späteren die Folgen dieser Jugend auf. Es blieb ein Bruch zwischen seinen äußeren Lebensverhältnissen, die er fast stets einfach hinnahm und sich nach ihren Gesetzen, nach den Gesetzen der Welt entwickeln ließ, und zwischen seinem geistigen Schaffen, das in Mußestunden seine Empfindung der Dinge der Welt übermittelte. Es arbeitete in seinen Anschauungen nicht das formende und bildende Bedürfnis, sie auszuprägen zum klaren Bewußtsein seines gesamten Lebens. Sein frühes Erlahmen stammt aus der mangelnden Entwicklungskraft, die sein Leben in diesen Jugendjahren gewann. Er verstand das reine philosophische Denken Kants, die reine Kunst der Klassiker nicht mehr, weil bei ihm nicht sein ganzes Leben als sittliche Einheit im Geiste schöpferisch war. Nicht nur aus früher Liebhaberei für die älteren deutschen Dichter, sondern aus diesem Grundmangel seines Lebens band er die Poesie an moralisierende Anschauungen fest. Denn nur der begreift die Kunst in ihrem reinen, formenden Lebenswert, der das gesamte innere Leben des Künstlers sich darstellen sieht in ihrer Gestalt. So trug die zarte Herdersche Seele ihr ganzes ferneres Leben hindurch an der entkräftenden Last ihrer gedrückten Jugend.

Es war ein Wunder, ein unvorhergesehener Zufall, der ihn erlöste. Im Winter 1761 auf 1762 stand in Mohrungen

ein aus dem ſiebenjährigen Kriege heimkehrendes ruſſiſches Regiment im Winterquartier. Der Regimentsarzt Schwarzerloh lernte Herder kennen. Er fand Gefallen an ihm und war ſofort überzeugt, daß ſeine Talente Förderung verdienten. Er erbot ſich, die Thränenfiſtel, an der Herder ſeit dem fünften Jahre litt, zu heilen, ihn mit nach Königsberg zu nehmen und ihm die Chirurgie zu lehren. Als Gegenleiſtung ſollte Herder eine Abhandlung von ihm ins Lateiniſche überſetzen. Würde Herder zur Medizin Luſt bezeigen, ſo wollte er ihn in Petersburg durch ſeine Verbindungen weiter fördern.

Herder ging. Bei der erſten Sektion fiel er in Ohnmacht, ſeine Unluſt an der Chirurgie war groß. Was thun? Da er einmal herausgeriſſen aus ſeiner Not, wuchs ihm der Mut. Er trifft einen Kameraden der Kindheit, geht mit ihm zum Dekan, beſteht nach einigem Hin- und Wiederſchicken die nötigen Vorprüfungen und läßt ſich am 10. Auguſt 1762 als Student immatrikulieren, am 11. als Theolog inſkribieren. Ohne der Eltern Erlaubnis, wider den Willen Schwarzerlohs, ohne Geld und Ausſicht auch nur auf drei Wochen thut er's und ſchreibt den Eltern, er werde für die ganze Studienzeit keinen Schilling von ihnen verlangen.

Das war eine tapfere, eine ſtolze That. Und wie ſtets, wo einer aus dem Bedürfnis des inneren Lebens heraus ſein Äußeres formt, die andern um ihn treten und den Verſtand der Dinge, der Gewohnheit und Gewöhnlichkeit ausſpielen gegen die Vernunft der Eigenart, ſo geſchah es natürlich auch hier. Schwarzerloh war unangenehm enttäuſcht, die Eltern bange, Treſcho murrte weiſe und tugendhaft über die Täuſchung, deren der junge Mann ſich ſchuldig gemacht. Was that's? ihn trieb zum erſten Mal im äußeren Leben Recht und Pflicht der eigenen Art. Ging er weiter auf dieſem Wege

fort, so mochte sich frei entfalten, was in der Enge gehemmt und zurückgedrängt war, so mochte aus dem schüchternen, feinen Geiste ein seiner selbst gewisser Charakter werden.

2.
Königsberg.

Haus und Laden des Buchhändlers Kanter standen dem jugendlichen Dichter des „Gesangs an den Cyrus" natürlich von vornherein offen. Hier ward er den geistigen Größen Königsbergs gezeigt. Indem er wie sie dort regelmäßig aus- und einging, die neuen Erscheinungen des Büchermarktes anzusehen, war er mit einem Schlage als jüngstes Glied eingefügt in das rege geistige Treiben einer Gelehrtenrepublik. Der innerlich versenkte und glühende Eifer wird den unermüdlichen Gast, den blutjungen schüchternen Neuling bald empfohlen haben. Und das war doch ein ganz anderes Lesen als einsam im Wald oder ängstlich verschüchtert in Treschos Kammer. Hier war der Buchladen ein kleines Sprechzimmer des Jahrhunderts. Wo mitarbeitende Geister verkehrten, durfte nichts Neues fehlen. Alle Reiche der Gelehrsamkeit, die schöne Literatur der europäischen Hauptsprachen — sie sandten ihr neuestes Wort. Hier zog die früh und unmäßig gereizte Lesewut den jungen Geist nicht mehr in unbestimmte Weiten hinein. Die Gegenwart in ihrer Bewegung nahm ihn mit sich. Indem er unter den ersten Geistern Königsbergs lesend saß, fühlte seine Seele sich mehr und mehr als Bürgerin der Zeit, des tiefbewegten achtzehnten Jahrhunderts.

Eine Anlage, die seine Kindheit in ihm erregt, die früh gestachelte und gereizte Rezeptivität — eine Anlage, in der bisher der Geist zerflattert war, sie ward hier gerichtet im Strom des Jahrhunderts auf Kraft und Arbeit hin. Der

Geist bekam seinen Umkreis und seinen Grund. Welch ein unermeßliches Glück nun, daß er als Lehrer die Mittel der äußeren Existenz gewann, d. h. in einer Thätigkeit, in der das eigenste Können seines Geistes fruchtbar ward. So entband seine Armut seine höchste Kraft. Seine Not ward Tugend. Der Geist kam in die Schule des Lebens. Erwähnen wir immerhin das Reichsgräflich Dohnasche Stipendium, das er aus dem Anrecht des Mohrunger Stadtkindes und zudem noch des Musterknaben bekam. Das Wesentliche erwarb er selbst. Schon am Tage der Immatrikulation bezog Herder das Kollegium Fridericianum, eine Lateinschule verbunden mit einer Pensionsanstalt. Anfangs beaufsichtigte er nur als Inspicient zwei Kostgänger. Er hatte dafür freie Wohnung, Heizung und Licht. Privat- und Nachhilfestunden halfen weiter. Michaeli 1762 wurde er zum Unterricht in den Elementarklassen angestellt. Im folgenden Jahre unterrichtete er bereits in der dritten griechischen, französischen, hebräischen und mathematischen Klasse, 1764, in dem Jahre, in dem er zwanzig wurde, auf der Sekunda im Lateinischen und der Poesie, auf der Prima in Geschichte und Philosophie. Gewiß ein Aufsteigen, wie es dem hervorragenden Talente allein möglich war! Die unbedingte Pflichttreue, die er beim Vater gelernt und geübt, erwarb dem jungen Manne Vertrauen und gab ihm einen festen Stand. Im Unterricht aber keine Spur von Pedanterie, eigenste geistige Art! Wenn wir hören, daß er besonders anregend in der Erklärung lateinischer Dichter war, so können wir sehr wohl nach den pädagogischen Winken der „Fragmente" und andern Bemerkungen Herders die Art seines Unterrichts vergegenwärtigen. Ihm wars nicht um die Kenntnis der Worte und Regeln zu thun. Der Pol seiner Erklärung war nicht die Grammatik, sondern die lebendige Empfin-

bung der Poesie. Er ließ den Schüler den Ton der ganzen Ode empfinden. Er führte das Gedicht zurück auf seine Veranlassung, auf die Situation des Dichters. Er deutete alle Einzelheiten aus dem Moment heraus und in ihrer Beziehung zum Gesamtsinn des Gedichts. So wurde es Leben, gestaltetes Leben unter seiner Hand, ein Zeugnis vom Leben des Dichters und der römischen Welt. Indem er nun noch den ganzen Wohllaut, den Reiz der Rhythmik, die Kunst der Sprachbehandlung empfinden ließ, klang das Leben des Altertums als Gedicht und Schönheit in der Seele des Schülers an. In der That, ihn bannte nicht der lateinische Geist der Schule. Wenn er die Sprache des Römers zum Leben erweckte, er konnte es, weil er das eigentliche Leben in der Muttersprache verstand. Er regte die Liebe der heimatlichen Klänge in den Schülern an, und so zog er sie in all seinem Unterricht hinein in ein frisches, kräftiges, pulsierendes Leben.

Dieser Unterricht aber, in dem die Gestalt des Lehrers so ausgeprägt und lebendig vor den Schülern stand, bedeutete für ihn selbst einen Triumph. Er bedeutete die Überwindung eines Stücks seiner gedrückten Jugend. Er überwand in praktischer That den Ungeist der Schulpedanterie, durch den er selbst gelitten. Frisch, lebendig erstarkte sein eigenes Selbst in That und Gesinnung. Auch in dem Geist pietistischer Frömmigkeit und Frömmelei, der die Anstalt beherrschte, schien gleichsam ein Gespenst der Jugend um ihn zu schleichen. Doch ebenso entschieden wies er es in dem mutigen Bekenntnis zu den freieren Ansichten neuerer Theologie zurück. Auch hier strebte er aus der Enge seiner Jugend hinaus. Der kleine überlieferte Zug, daß er sich beharrlich weigerte, eine Perrücke zu tragen, — was in der Anstalt als unerläßlich für die Lehrerwürde galt —, weigerte, weil sein eigenes Haar ihm genügte und

billiger kam, er malt die ganze Stellung Herders in seinem Amt. Die einfache, fröhlich wachsende Jugend lehnt sich auf gegen Pedanterie, gegen leere Form, gegen den Zopf.

Es war ein Glück für den übererregten, empfänglichen Geist, daß sein Schulamt ihn zwang, seine Bewegung zu konzentrieren, den Stoff zu verarbeiten und in eine Form zu zu bringen, in der er übertragbar und für Schüler lebendig ward. Die heilsame Schranke der Wirklichkeit hielt ihn vom Zerflattern im Unendlichen ab. Indem er mit seinem Wissen und Können in Beziehung zum bildsamen Stoffe der Menschen trat, erprobte er sich in der Wirkung auf die Seelen. Im mannigfachen Gegensatz zum Geist der Anstalt bewährte er sich in seiner Eigenart. Sein Selbstgefühl und Selbstbewußtsein erstarkte in dieser Thätigkeit, die ihn gesellschaftlich unabhängig hinstellte unter den Menschen. Sie gab ihm nicht allein die Mittel der Existenz, sie gab auch seinem inneren Leben einen Kraft sammelnden Halt.

Und das war nötig bei dem Sturme der Gedanken, der in ihm wirbelte, bei der kochenden Glut, in der er die Anregungen der Lehrer, mindestens eines der Lehrer aufnahm. Zwar die theologischen Professoren, Arnoldt und Lilienthal, überlieferten wohl nur das Fach für Gedächtnis und Verstand mit dem Hinblick auf das künftige Pfarramt. Aber der eine war Magister Kant. Da fiel das Fachwerk und die Begrenzung auf den Zweck. Da ging es in die innerlich erzeugende Arbeit des menschlichen Denkens der Wissenschaft hinein. Am 21. August 1762 saß Herder zum erstenmal zu Kants Füßen. Von dem Tage an hat er all seine Vorlesungen, z. T. mehrfach gehört, das will sagen Logik, Metaphysik, Moralphilosophie, Mathematik und physische Geographie, und zwar unentgeltlich.

Das spätere berühmte Zeugnis der Humanitätsbriefe

führt uns mehr, als vielleicht seine Absicht ist, in die Art der Kantischen Vorlesungen ein. Dem Schüler öffnete sich nicht allein ein weiter Horizont der Gedanken. Er ward auch hineingezogen in ganz bestimmte Richtungen des Denkens. Und die freie männliche, aufrichtige Seele des Lehrers spannte gleichsam einen heiteren, klaren Himmel über den Wegen aus, auf denen Lehrer und Schüler vereint fernen großen Zielen zustrebten.

Die beiden geschiedenen Hauptmassen des Interesses waren einerseits die Natur, andererseits die Sittenwelt. In der Wissenschaft der Natur ein auf eigenem Pfade wandelnder Entdecker — strebte Kants tiefgründiges Bemühen, von den erschließenden mathematischen Prinzipien aus vorzudringen in die Gesetze der Natur und dann in alle Weite der Erscheinungen. Von dem schöpferischen Grunde aus hob sich ihm die Welt. Aber wenn er in tiefinnerlichem Bedürfnis die einfachen Gesetze suchte, so umfaßte die immer rege Neugier seines weiten und durchdringenden Blicks, der nimmer müde Anteil seiner Seele die ganze bunte Fülle der Gestaltungen in der Natur. Wenn sein begrifflich sinnender Kopf auf das Einfachste drang, im wissenschaftlichen Gedanken auf den Grund der Welt zurück, so breitete seine empfängliche Phantasie in die glänzende Weite der Dinge sich aus.

Ein Forscher aus innerster Neigung und angeborenem Beruf, ein Beobachter aus heiterer, jovialer Lebensart. Seine Wissenschaft von der Natur lief aus in der Lehre vom Menschen, in der Anthropologie, und hier strömte aus seinem Leben der Stoff in unerschöpflicher Frische zu. Er bewegte sich gern und freudig unter den Menschen. Sein kluger Kopf münzte das Spiel des Lebens in einer Fülle von Beobachtungen aus, die er nach englischer Art heiter und unbefangen reihte. Wie er in der ernsten Wissenschaft der Natur zu Hause war, so ver-

schmähte er auch die leichteren Fremdlinge der schönen Litteratur nicht, und mit dem sichersten Blick in die Erscheinungen der Natur und der Sittenwelt nur las er die Größen der Philosophie.

Aber unter diesem offenen Sinn für die unendliche Wirklichkeit der Dinge arbeitete treibend eine Kraft, die den großen, den immer neu zustrebenden Stoff in Bewegung erhielt, eine sokratische Kraft des Suchens. Vor seinen Augen ewig als Ziel schwebte das System der Wissenschaft, das die gegründeten Prinzipien der Erkenntnis der Dinge enthalten soll. Er hatte sie hinter sich — die selige Begriffszufriedenheit der dogmatischen Schulmetaphysik, die in einer Reihe von Nominaldefinitionen das unendliche All dem Verstand zu erklären behauptete und im Grunde eine reine Wortwissenschaft gab. Und mit ihr war durch den Zweifel, den Hume geweckt, die Schranke gefallen zwischen seinen eigensten Gedanken und den Problemen der Welt. Er stand allein in seiner zu voller Selbständigkeit entbundenen Eigenart der Frage des Seins gegenüber.

Fürwahr — man begreift sein wie ein Uhrwerk geregeltes Leben zwischen den Mauern Königsbergs; man begreift es, wenn man das treibende Spiel der Kräfte seines Geistes vor sich sieht. Wo die Wirklichkeit in solcher Fülle und und solcher Intensität der Anregungen hineinströmte in das Gehirn, mußte das Gehirn eine zu starke Bewegung im äußeren Leben vermeiden. Wo eine innere Anschauungskraft der Dinge von unglaublicher Wucht vorhanden war, der die Beschreibung des Buchs in vollstem Leben erstand, da mußte das Bedürfnis fehlen, hinauszuschweifen durch die Welt, um sie mit eigenen Augen zu sehen. Wo mit der ewig hinausfließenden Anschauung der Wirklichkeit in Natur und Menschenwelt das zusammenballende Verlangen sich verschlang, in Grundsätzen und Be-

griffen die Wissenschaft der Philosophie als der Prinzipien aller menschlichen Erkenntnis zu begründen, wo in der hinausströmenden Anschauung schon dies innerlichste Bedürfnis trieb, da verlangte die ungeheure Bewegung des Geistes ein Leben, das, still und fest geregelt, einzig Ausleben innerer Kräfte war und in der steten und regelmäßigen Mitteilsamkeit an Freunde und Schüler seiner Fülle sich entlud, seines geraden Fortgangs bewußt blieb. Diese scheinbar pedantische Form war gebildet aus ursprünglicher Lebenskraft. Schon trieben die Zweifel, schon trieben die im unendlichen Stoffe der Welt Begriffe bildenden Kräfte am fernen Horizont der Denkereinsamkeit die ersten Spitzen neuer Länder der Erkenntnis empor. Der Glaube an die auf Mathematik zu gründende Wissenschaft von der Natur, der Glaube an die in allen Veränderungen beharrende moralische Natur des Menschen, für die ein Gesetz des Hinaufstrebens zur höchsten Stufe der Vortrefflichkeit zu finden möglich sei, das waren in allen Wandlungen und Verschlingungen der Gedanken treue Leitsterne, ja Pole der Erkenntnis.

Man begreift aber auch eben in dieser Phase seiner Entwickelung die zündende Kraft des Lehrers Kant. Bei dieser machtvollen Beherrschung der Wirklichkeit dies drängende Suchen der Wahrheit. Bei diesem aus innerstem Bedürfnis sich nährenden Erstreben der Ideen dies ehrliche Dringen auf Realität. Ja, die Realität und die einfache Wirklichkeit als Grund des Ideals der Wissenschaft. Da zerstäubten die Wortschemen der Metaphysik. Da war das erste und das letzte Wort die Erkenntnis der Thatsachen. Das Forschen des Philosophen ging den analytischen Weg, d. h. er ging von den gewohnten Begriffen des Schülers aus und berichtigte sie vielleicht aus seiner genaueren Kenntnis der Dinge. Er ordnete die gewonnenen und gereinigten Begriffe und Urteile mit ihren Gründen und Folgen

durch die überschauende Vernunft und strebte mit dieser Arbeit endlich zu dem wohleingerichteten Ganzen vermittelst der Wissenschaft. So nahmen die Schüler mit dem Lehrer zusammen teil an dem innerlichen Suchen aus den Dingen heraus nach der Wahrheit der Philosophie. Er lehrte sie nicht Philosophie, er lehrte sie philosophieren. In so entlegene Regionen reiner abstrakter Gedanken der Vortrag des Lehrers hinaufstieg, immer blieb die Kontrolle der breiten und mächtigen, der gleichsam im Geiste des Lehrers voll quellenden Wirklichkeit zur Seite. Nur aus dem bunten Volk der Dinge, der Welt ging es in die Einsamkeit des ringenden Menschengeistes hinein. Und ein Zug der Freiheit und freudigen Kraft waren die Sätze selbst. In aller ängstlichen Auflösung der Fragen doch stets die gesunde Gewißheit des Findens. Die heitere Überlegenheit des durchdringenden und weiter treibenden Verstandes gab im Rückblick auf die Irrungen der Menschheit den behaglichen Humor und die unversiegbare Laune — man lachte viel bei dem Magister Kant, er erhob die Erschütterung des Ringens nach Erkenntnis zum heiteren Scherz, er selber freilich lachte nie — die muntere und urgesunde Lebenskraft, die ungebrochen sich dransetzt an ein fernes Ziel, war die Quelle seiner männlichen und belebenden Heiterkeit.

Der Enthusiasmus, mit dem der junge Herder dem Vortrag des Lehrers folgte, war überschwenglich bis zur Maßlosigkeit. Apoll hat ihm die Fessel genommen, sein Erdenblick ward hoch, er gab ihm Kant; „der Ewigkeit Nacht unüberglänzbar" soll sein Name leuchten; — das sind Ausdrücke, die ganz natürlich quellen aus der Schwärmerei seines Gefühls. Diese Schwärmerei — sie ist nichts als das Verlangen des ganzen Lebens, das in erregtem Gefühl den Lehrer und seine Lehre aneignen will. Es ist kein Zuwachs an Gedanken nur,

der ihm kommt. Es ist das ganze Leben, das hastig sich hinwirft an diese neue Welt. Nun war Kant nicht gemacht, in Schwärmerei sich verehren zu lassen. Er schätzte die tüchtige Verstandeskraft und das redliche Streben des Jünglings. Er ermunterte ihn, wie er konnte. Ein Gedicht, in dem Herder den Vortrag des Lehrers in Verse gebracht, las er in einer Morgenstunde feurig lobpreisend vor. Er zog ihn in seinen engeren Umgang, sprach seine Arbeiten mit ihm durch, hörte seine Einwürfe. Als Herder bereits in Riga war, schickte er ihm seine „Träume eines Geistersehers“ in den Aushängebogen zu. Nach seiner Auffassung vom Leben und seinem Ideal von Thätigkeit wünschte er Herder zu einem nützlichen, ruhig fortschreitenden Arbeiter im Ausbau ernsthafter Wissenschaft heranreifen zu sehn. Sein Dichten und sein literarisches Irrlichterieren erschienen ihm zuweilen vielleicht doch wie Irren der Jugend und störten ihn mehr. Aber er begrüßte ihn gelegentlich als den künftigen Pope Deutschlands. Das Verhältnis gründete sich von seiten des Lehrers in ruhigem Vertrauen. Doch indem es, von der Gefühlsüberschwenglichkeit gereinigt, auf den festen Boden des Willens und des Verstandes trat, kam es mehr an den ferneren Umkreis des Lebens der reizbaren Herderseele zu stehen, hing minder mit der innerlichsten Bewegung des Selbst zusammen: er war noch nicht der männlichen Freundschaft fähig, in der die Eigenarten, jede ruhig abgegrenzt, jede auf dem Wege des Selbst, einander fördernd zusammengehn.

Es waren auch keine innerlichen Verbindungen fürs Leben, die ihn mit befreundeten Altersgenossen verknüpften. Wenn sie sich erhielten, so konnte eine unglückliche Gelegenheit zeigen, wie sehr der Grund des Vertrauens fehlte, auf dem Leben sich in Leben schlingt, weil die Freunde einander unbedingte Freiheit geben. In seinen Freundschaften war Herder der überlegene

und bewunderte Genius. Es war ein Verkehr des Geistes, der sie zusammenhielt. Man sprach die Kantischen Vorlesungen durch. Man förderte sich dankbar an Herders Gabe, das Gehörte schön verarbeitet und durchdacht wiederzugeben. Man las die neuen Zeitschriften, die Litteraturbriefe, und Herder zog auf eigenen Bahnen der Gedanken die Genossen fort. Den Scherz hielt er in den Grenzen der Sittsamkeit. Auch im Seelenton des Verkehrs war er der Beherrschende. Sprach das Gefühl, so geschah's in Überschwenglichkeit der Freude und des Schmerzes. Man weinte zusammen in gestaltlosem Düster. Es war beginnendes Leben überall, das noch nicht die Kraft besaß, dauernd zu einander zu ziehen. Nur die Freundschaft mit Hartknoch erhielt sich infolge des geschäftlichen Verkehrs des Schriftstellers Herder mit jenem, dem befreundeten Verleger. Doch nährte auch in diesen Freundschaften sich das Selbstgefühl Herders, das so nötig ist für ein geistig schaffendes Leben, wenn sein Wissen und Können als Liebe die Freunde zu sich zog, die Freunde mit sich führte.

Es ist das noch alles wie das graue Durcheinanderwogen ungestalteter Kraft. Hie und da dringen Strahlen des Lichts von außen hinein und Formen scheinen zu werden. Hie und da will Leben sich bilden aus eigenem Gesetz. Aber wie Licht und Farbe, die innerlich erleuchten, wie ein Ton, der immer fortgeklungen als eigentlicher Seelenton Herders, wie ein eigen Leben, das alle Kräfte dann an sich zog und in allem späteren Geistesschaffen sich nur verzweigt, tritt in der Königsberger Seele Herders die Freundschaft mit Johann Georg Hamann auf. Erst im Frühjahr 1764 wurden sie Freunde. Hamann, damals im Hause seines Vaters privatisierend, war um 14 Jahre älter als Herder. Der in allem Geschwirr mitzitternder Klänge so eigentümlich persönliche Grundton seiner Seele

klang in Herders Seele gleichsam ausgebreitet in glattere Schalllinien an. Der in religiösem Grundgefühl für das Leben der Völker und der Dichtung sich öffnende und ausweitende Blick ward für Herders Art das Thor zum eigensten Können. Und trotz gelegentlicher Schwankungen an der innersten Wurzel in einander geschlungen flossen ihre Lebenskräfte, vereint in Liebe, dahin.

Welche Stunden, wenn der glühend empfängliche Jüngling mit dem dunkeln Seher des Nordens zusammensaß. Dieser lehrte ihn Englisch und führte ihn in Shakespeare ein. Die Bibel war beiden gleichmäßig vertraut! Aber ganz anders war dem älteren Freunde, der in den Ursprachen lebte, die Welt der Dichter sowohl wie der Bibel aufgegangen. Er spürte die gewaltigen Quellen des Lebens in der Urkraft der Poesie. Er sprach mit Ehrfurcht von der Macht des Genies, das über alle Kunstregeln hinaus und mehr als alle Regel ist. Er spürte die Empfindung, die Leidenschaften als treibende Quellen nicht in den großen Dichtern allein, sondern auch im ursprünglichen Denken des Sokrates. Das Recht dieser Geisteswelt, die ihm eigen war, das Recht der Empfindung, in der er lebte, verfocht er in naivem Trotz gegen die nüchterne Arbeit des Verstandes und der Begriffe bildenden Wissenschaft. Was er erfahren in mächtig erregten Stunden, was ihm ein Bad des eigenen Wesens geworden, was in ihm quoll dunkel, gewaltig, ewig Gefühl, nicht im Gedanken zu entladen, war es nicht mehr als all die Weisheit des Wissens und der Schule, die jedermann zu lehren ist? wars nicht ihr entlegen, etwas anderes, von ihr nicht zu erschüttern, mit dem Leben selber gleich? Dies Zentrum des Lebens, dies in der Lebensempfindung selber gegebene Element war ihm der Glaube, der Glaube des Christentums. Der Glaube, zu dem es schon gehörte, daß er selbst existiere, — denn wer konnte es ihm beweisen? —

Der Glaube, in dem all sein geistiges Wesen beschlossen war. All sein Denken eine Deutung Gottes. In wunderlichen Bildern zeigte er die Wirkung Gottes auf Erden. In Natur und Geschichte stellt er, Gott, durch Werke sich dem Menschen hin, seine Augen zu öffnen und seine Ohren. In seinen Urkunden, in der Schöpfungsgeschichte, ist Aufschluß alles Menschenlebens zu finden. Es ist, wenn man den Gedankensprüngen Hamanns folgt, als sähe man, wie aus tiefem, dunkelm Geistesgrund, aus schwellender Empfindung zeugenden Lebens die Kraft emporsteigt und nun in schwankender Ahnung sich löst — alle die Sätze, alle die Gedanken noch entfernt nicht die formende Entladung des inneren Drangs. In all den Einfällen, die oft so übermäßig betont und unterstrichen werden in ihrem weltengroßen Wert, treibt unruhige Lebenskraft, sei es daß er in wild symbolischen Zügen die Schöpfungsgeschichte zur Künderin der Weisheit macht, sei es daß er in tiefbohrendem Seherblick in die Ursprünge des Geisteslebens, die Empfindungen, die Leidenschaften, die Urkraft der Sprache hineindringt. Hamanns Glaube, Hamanns Gott — das ist diese gährende Empfindung des Lebens, die weiterzuckend nicht im Gedanken sich rein entlädt. Es ist auch diese Empfindung eigentlich, die sich auflehnt gegen die Zeit und ihren superklugen Verstand. Spott, Hohn, Ironie, Sarkasmus hören in Hamanns Urteilen über die Modebücher, die Modegedanken, die Liebhabereien der Zeit nicht auf. Doch auch hier bleibt stets ein dunkles, ein ungelöstes Element, als stelle das rechte, das befreiende Wort sich nicht ein, als gelinge es dem inneren Ärger nicht, im schlagenden, blitzhaft erhellenden Wort sich über die Dinge, über die Gegner zu heben. Dies eigentlich ist in dem Denker und in dem Schriftsteller Hamann der zentrale Zug: eine einzig starke Empfindung für das spezifische Leben seines Gedankens. Er fühlt,

wie er an seinem Leben hängt. Er hält ihn daran fest. Er will ihn nicht verflüchtigen in die Gleichgültigkeit zusammengereihter Begriffe. Er soll bleiben, was er im Moment der Entstehung ihm ist, ein aufblitzender Funke eigenes Leben. Zu diesem Zweck die oft krampfhafte, angstvolle Willkürlichkeit der schriftstellernden Art, der Mangel eigentlicher Gedankenentwicklung, das Umherspringen der Einzeleinfälle, die oft natürliche, oft gesuchte Paradoxie, das improvisierende Spiel der Assoziationen: alles, um in jedem Gedanken die persönliche Empfindung zu erhalten, die ihn emportrieb, die ihn erfüllt, die ihm Lebenswert gibt.

Einem solchen Mann, der durch sein Wesen eigentlich dem lesenden Publikum verschlossen war, widerfuhr das höchste Glück, als eine weiche empfängliche Seele verehrend und liebend zu ihm trat, in der jede Saite seines Wesens sympathisch anklang. Dem schwer arbeitenden Geist, der, durch Gelegenheit erregt, den Einfall herausstieß, war das Gespräch das gemäßeste Element. Die reizbare Lebensempfindung, die sich erhalten wollte in jedem Gedanken, konnte am freiesten sich äußern in dem Verkehr von Person zu Person. Da mochte in unvergeßlichen Stunden, wo Seele und Seele, jede in ihrem innersten Sein, sich zusammen regten, die eine gebend und im Geben sich selber klarer, die andere empfangend und im Empfangen sich selber ahnend, der blitzhafte Einfall bis in die Ursprünge und Quellen hinein das Geistesleben erleuchten. An den Werken der Poesie ahnte man trunken das Werden der Menschheit. Der große religiöse Grundton klang wie ein Ahnen der Ewigkeit durch. Herders Seele lauschte all den Klängen der Dichtung, und im Lauschen erwachte seine eigenste Kraft. In welche Weiten des Gedankens wies es ihn zu hören, daß Poesie die Muttersprache des Menschengeschlechts! Wie begann

er mitzufühlen mit der werdenden Menschheit! Wie lauschte er begierig den Weisheitssprüchen, in denen die Sprache gedeutet ward in ihrem Leben und in ihrer Kraft. Zu seiner Seele glätteten die Einfälle des Freundes sich zu weitreichenden Gedanken aus. Aber eben weil der Gedanke, der so Leben weckte, so ganz Leben des Freundes war, so zog in den Gedanken der Freund den Jünger fest in seine Seele, in sein Leben hinein. Sie fühlten in den gesichtereichen Stunden sich innerlichst zu einander gehörig. Wenn der Jüngling bei der Predigt seines seltsamen Propheten in krausem Selbstgefühl vielleicht ein wenig zu hoch sich über der Zeit und über den andern gedünkt, es war doch, dem Innersten der Seele entsprossen, die erste heilige Mannesfreundschaft, Samenkorn und keimende Frucht aller Zukunft des Herderschen Geistes, die in dieser Liebe gepflanzt ward. So oft und so sehr er auch später in seinen Arbeiten von den Gedanken und Stimmungen Hamanns sich entfernt, immer blieb ihm das Gefühl, daß bei jenem sein eigentlicher Grund und Halt, das eigentliche Liebeszentrum seines Lebens sei — ein Gefühl, das in Verehrung, Scheu und Liebe sich erhielt und später in tiefer Wehmut nur erstarkte, in der Erinnerung an diese heilige Zeit gleichsam vor dem Leben noch, an das Erwachen des unberührten, keuschesten Selbst, das so reine Größe versprach.

Unter so manigfaltigen Berührungen, in so vielfacher fruchtbarer Wechselwirkung bildete die Jünglingsseele Herders sich heran. Welch ein anderer war der Mann, der im Herbst 1764 Königsberg verließ, als der schüchterne — man muß fast sagen — Knabe, der es im Sommer 1762 betrat. Seine Mohrunger Existenz hatte ihn in sich zurückgescheucht. In leidenschaftlicher Leselust, in unbestimmten Träumereien hatte das Selbst wie ein dunkles, verschwimmendes Gefühl sich ge-

regt. Hier trat er gleichsam aus dem dämmerigen Kämmerlein in das helle Licht der Welt. Seine Lektüre, seine Thätigkeit, seine Freundschaften — überall fühlte er sich mit seiner Eigenart lebendig unter Menschen. In Bezug auf Menschen bewegte sich die Arbeit seines Inneren. Wenn er die Schüler einführte in sein Verständnis der Poesie, wenn er den Freunden mit seiner Gedankenklarheit lenkend weiterhalf, er fühlte sich hineingezogen in den schaffenden Fluß der lebendigen Kräfte der Welt. In seinem Lesen selbst, in seiner wissenschaftlichen Arbeit nahm er Teil an der mächtigen Geistesbewegung der Zeit. Er ward ein Bürger des Jahrhunderts. Das unbestimmte Dämmern des einsamen Selbst war dahin. In kräftig sich regendem Bewußtsein erwachte es unter den Menschen. Die Menschen sahen auf ihn. Nach seinen Thaten erwartete man das Größte von seiner Zukunft. Er war ein geachteter Bürger der regsamen Stadt. Als Dichter, als Prediger, als Kritiker, als Mann der Wissenschaft — in allem versprach er ungemein viel. Wie sollte er nicht in munterm Selbstgefühl seines Lebens froh werden! Zwar fand ein schärferer Blick in seinen bewunderten Leistungen noch nicht die Spuren ausgeprägter Eigenart. Die Gedichte waren rauh, dunkel und im Gefühlsausdruck um so gezwungener und gewaltsamer, je mehr sie gedankenhaft in der Konzeption ausgefallen. Die Predigt am Sarge einer Schwester Kanters, die der Bruder drucken ließ, — ein rhetorisch gehetztes, wildes, in seinen Betrachtungen keineswegs sehr eigenes Werk! Beides ist noch ein gewaltsames Suchen. Herders geistige Leistung vielmehr lag in der Überwindung seiner Jugend, lag darin, daß er sich in so frischer, freudiger, hoffnungsvoller Kraft aus ihr gerettet, darin, daß er in praktischer That und geistiger Teilnahme sich tüchtig erwiesen für die Arbeit der Zeit. Er lernte, statt in Stimmungen

ſich zu verlieren, mit Thatſachen rechnen. Auf die Thatſachen der Wiſſenſchaften wies ihn Kant, auf die Thatſachen der Dichtung und des Seelenlebens wies ihn Hamann: in beidem derſelbe Erfolg. Er nahm die Richtung auf die Welt und das Leben. Noch zog dieſelbe Leſewut von Buch zu Buch ihn fort. Aber ſchon ſchwirrte über ſie hin der Schwarm der eigenen Gedanken. Es regte tief im Innern ſich ſchöpferiſch ein Keim, den Hamann geweckt: in erſten Umriſſen ging die Fülle der Geſichte auf. Als das Leben den jungen Herder fort nach Riga trug, brachte er ein kräftiges Selbſtbewußtſein, das ſeine Stellung unter den Menſchen verlangte, und einen Geiſt mit, der, von vielen Seiten hineingeflochten in die Arbeit des Jahrhunderts, zu eigener That des Selbſt eben erſtarkte.

3.

Riga.

Gegen Ende des Jahres 1764 wurde Herder als Kollaborator an die Domſchule nach Riga berufen. Noch zuletzt infolge eines großen Brandes in Königsberg um acht Tage aufgehalten reiſte er am 22. November ab. Hamann begleitete ihn bis zum Thor.

Es war eine vollkommen neue Welt, in die der Jüngling trat. So gern er im Grunde von ſeiner Königsberger Thätigkeit Abſchied genommen, es ward ihm doch nicht leicht, in Riga die vielſeitige literariſche Anregung und die erwärmende Achtung zunächſt zu vermiſſen, die ihm in Königsberg zu teil geworden, und die ſeinem reizbaren Weſen ſo nötig war. Er fühlte ſich etwas verlaſſen, verpflanzt in der fremden, kalten Handelsſtadt und ſah als der Gelehrte mit ſeinem von Idealen erfüllten Kopf ein wenig von oben herab auf das geſchäftige

Treiben der reichen, im aufblühenden Leben ihres kleinen Staates schaffenden Bürger. Doch ward er bald durch die Arbeit des Berufes, die er fand, und deren er in ihm gemäßem großen Sinne waltete, in diesem Leben selbst eine treibende Kraft. Sein jugendlicher Ehrgeiz zwang ihn, die Achtung der Bürger zu erringen, und seine elastische Natur schmiegte sich in den Zusammenhang der arbeitsamen, bürgerlichen Welt. Es ward ihm eine Heimat — in seinem Leben zum ersten Mal, wo zusammenstimmend mit der Umgebung sein innerstes Wollen sich voll und reich entfaltete: keiner Wirkungsstätte hat Herder so gern und mit so freudiger Rührung gedacht wie der alten deutschen Hansestadt im russischen Reich.

In seiner Lehrerthätigkeit kam sogleich sein bestes Wollen zum Ausdruck. Die Ablehnung aller toten Pedanterie war noch besonders am Platz, wo es Bürgerssöhne einer Handelsstadt zu bilden galt und als schönstes Ziel vorschweben mußte, durch Belebung des Sinns für die Dichtung und die idealen Güter der Menschheit ihnen für ihr praktisches Wirken und Handeln einen veredelnden Sporn und Schatz mitzugeben. Der Sinn für die Schöpfungen der Vergangenheit aber belebte sich wieder aus dem freudig teilnehmenden Gefühl für die Kraft und Größe der Muttersprache. In ihr gewann man das Verständnis, wie in der Sprache sich Leben formt. In der Muttersprache webend die fremden verstehen — das war das Ziel des Unterrichts. Das waren Gedanken, die dem verständigen Bürger wohl einleuchten mußten, wenn er sie in einer Abhandlung der „Rigischen Gelehrten Beiträge" las, Gedanken, die dem jungen Lehrer Vertrauen und Achtung erwarben. Um so größer die Lust, für sie zu wirken, da er sich mit ihnen im Gegensatz fühlte zu seinem Vorgesetzten, dem Rektor Schlegel, den er verachtete. Den alten Pedanten über-

strahlen mit seinem Ansehen, vor allen Bürgern dazustehen als der tüchtigere Mann, vielleicht als der Mund der Stadt — für diesen Reiz konnte Herder nicht unempfänglich sein.

Der Ehrgeiz zu gelten hatte an all seinem Schaffen reichlichen Teil. Es gelang dem beweglichen Geiste über Erwarten gut. Seine eigenen Versuche als Volksschriftsteller freilich fielen kläglich aus. Aber gern vernahm man bei den Festlichkeiten seine dichterische Stimme. Eine Kantate übertraf ein Machwerk des Rektors. In russischem Patriotismus mit den Rigensern wetteifernd ward er als Mitbürger, als der begabteste Sprecher in städtischen Angelegenheiten betrachtet. Seine Abhandlung „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?", die zur Feier der Beziehung des neuen Gerichtshauses in Riga herauskam, ward, obschon nach unserm Urteil mehr breit in ihrem historischen Überblick als tief in ihren Gedanken, doch viel bewundert. Die angesehenen Bürgerhäuser thaten sich Herder auf. Er ward der Günstling des Gouverneurs und der Ritterschaft. Er stand als Freimaurer den würdigsten Männern nah. Er wirkte befriedigt in seinem reizbaren Selbstgefühl.

Für Herders Anlage und Natur war es durchaus notwendig, sich in Wirkung zu fühlen. Die Wirkung auf den andern gab seinem unruhigen geistigen Leben den Halt, in dem es sich kräftig fühlte und weiter gedieh. In der Wirkung auf den andern erst kam er zum Gefühle seiner Eigenart und Persönlichkeit. Kein Wunder, da er in einem großen Gemeinwesen als thätige Kraft geachtet ward, daß sein ganzes Denken erfüllt war von der Frage, wie auf Menschen zu wirken sei. Die Verehrung pedantischer Schulfuchserei war der lebendigen Einwirkung auf die Seelen gewichen. Das Vorurteil der Bildung hatte er wenigstens theoretisch als getreuer Schüler

Rousseaus hinter sich geworfen. Der nutzbarste, der ehrwürdigste Teil der Menschheit war ihm das Volk. Für das Volk die Wissenschaften, die Philosophie zu bearbeiten, die starren Begriffe des Wissens flüssig zu machen in lebendiger Seelenbildung, in der breitesten Einwirkung auf die weiten Massen der Menschheit, das gab seine liebste Träumerei. Eine Träumerei, in der der Ehrgeiz so thätig war wie das Verlangen, sein inneres geistiges Arbeiten unmittelbar lebendig zu sehen in der Welt. Alle Spitzfindigkeiten sollten verschwinden, die metaphysischen Abstraktionen sich fern halten. Die einfachen Begriffe des Lebens sind zu entwickeln mit dem letzten Ziel, in allen Lebensverhältnissen aus- und durchzubilden die Menschheit. Das ist in weiteren Zügen das Ideal, das auch dem Lehrer Herder in der Schule vorgeschwebt, wenn er, statt müßige Gelehrsamkeit zu übertragen, vielmehr das lebendige Empfinden der Dichtung geweckt. Der weitere Gedankenkreis gab dem engeren Wirken idealen Halt und Schwung. Verehrungswürdig erschien der junge Mann, der in so großem Sinn die geistige Arbeit als Lehrerin der Menschheit sah.

Schon drang sein Ruf in weitere Regionen. Im April 1767 wurde ihm die Inspektorstelle an der von der lutherischen Gemeinde in Petersburg errichteten Unterrichts- und Erziehungsanstalt angeboten. Um ihn zu halten, stiftete der Rat der Stadt Riga eine außerordentliche Predigerstelle und ernannte ihn zum Pastor adjunctus an den beiden vorstädtischen, der Jesus- und Gertrudenkirche. Er blieb. Der Beruf des Predigers entsprach seinen Gaben ganz. Seine nach Wirkung und That verlangende Seele fragte nun hier ganz besonders, wie dem Beruf des Predigers die tiefste Wirkung und damit die höchste Würde zu sichern sei. Er wollte nicht dastehn als der bestallte Beamte nur, dessen Pflicht ein wenig Erbauung

ist. Er wollte wirken als der Bote Gottes, der die Menschen packt in ihrer bürgerlichen Lage, in der realen Situation ihres Lebens, sie sehen lehrt, sie mit dem Mut der Entschlüsse, mit der feurigen Gottesliebe durchdringt und so aus dem Leben, wie es ist, das Leben erbaut, wie es sein soll, das wahrhaft menschliche Leben — der rechte Lehrer der Menschheit. So wäre seine Thätigkeit im Amt ein Stückchen Wirkung in die Weite, zur Menschheit hin, wie sie als Ideal vor ihm stand. In diesem Sinne predigte er, angelehnt an das genaue Verständnis des Bibelworts, das er so heilig in seinem Leben empfand, eingehend in die Situationen des menschlichen Daseins, dogmatischen Grübeleien fern, das Leben verklärend durch ernste Entschlüsse vor dem Angesicht Gottes, die Seelen erhebend im Glauben an das Gute und an die Unsterblichkeit, in der das Gute sich vollendet. Riga aber pilgerte in die Vorstadtkirchen hinaus. Die gedrängte Zuhörerschaft bezeugte die fesselnde Kraft seines Worts. Vor allem Frauen und Jünglinge erquickten sich an dem Quell dieser weichen und feurigen Seele. Endlich fehlte auch hier seinem Wohlgefühl die feinste Würze, die sicherste Bestätigung des rechten Weges nicht. Grollend und neidisch hielt die Geistlichkeit der Stadt sich fern und umlauerte, jeden Tag zur Verleumdung bereit, mit dem Mißtrauen der Ohnmacht die Vorträge des jungen Freidenkers, des „Philosophen in schwarzen Kleidern."

Das Ideal der Menschheit, welches alle Gedanken Herders in dieser Zeit abschließt, ist recht ein Ausdruck seines neuen Seelenzustandes, setzt der Menschenwelt überhaupt das Ziel des Lebens, welches er selbst in seiner Lage erreichen möchte. Frei, nutzbar, thätig sein, im weiten Kreise wirken als Förderer glücklichen menschlichen Daseins — das ist das Ideal, das von selbst in seinem neuen Wirkungskreis sich bildet. Frei,

nutzbar, thätig, glücklich denkt er die ideale Menschheit. Seine eigene neue, frische Lebensart in vollster Kraft und unter den Menschen verbreitet gedacht — das ist das Ideal. Es ist sein Leben als Gedanke. Die Menschheit ist die Idee, in der Herder seine gedrückte Jugend aus dem neuen Seelenzustande heraus im Gedanken endgültig überwindet.

Es ist ungemein wichtig zu betonen, daß dieser Gedanke, daß die praktische Thätigkeit im Dienst dieses Gedankens in Herders Bewußtsein den eigentlichen Kern und Mittelpunkt seines Lebens ausmachte. Wir verstehen ihn nur, wenn wir das begreifen. Prediger, Lehrer, im stolzesten Wunsche Lehrer der Menschheit sein — das ist das bewußte Streben seines Geistes. Als solcher fühlt er sich geachtet, als solcher verlangt er Achtung, als solcher ist er eine soziale Macht. Was sonst in zuckend erregten Stunden des Schaffens seinen Geist treibt und bewegt, das sind Gebilde nicht der Einsamkeit nur, nein! der Verborgenheit! Es ist, als risse die Fülle seiner Interessen nur unwillkürlich ihn mit, als gestatte er nur dem verborgenen Selbst den wilden Schwung, von dem der eigentliche, der wohlgeachtete Herder nichts weiß. Und wenn nun in den schriftstellerischen Arbeiten mehr und mehr alle Lebenstriebe der Person sich sammeln, wenn die Eigenart des Mannes immer entschiedener in der Arbeit der Gedanken sich erweist, doch ist sein eigentliches Selbst ihm nicht die geistige That, doch besteht das eigentliche Gefühl des Lebens ihm nicht in der fortzeugenden Arbeit seiner Werke: die erste Rücksicht des Bewußtseins bleibt stets sein Amt und seine Stellung unter den Menschen. Es bannt doch gleichsam das äußere Leben den schöpferischen Geist. Er bildet nicht das äußere Leben als Schale und Rinde seiner in ihren Thaten bewußt auswachsenden Kraft. Es ist, als fließe unter der Decke der Lebens-

oberfläche, die als Lebenssinn erscheint, dunkel und mächtig der schöpferische Strom, in fremden, gar in verleugneten Bildungen sich zu entladen.

Auch tragen wenigstens die veröffentlichten Schriften dieser ersten Zeit gar deutlich den Charakter des Nebenwerks. Sie sind reich. In unruhiger Fülle löst ein Ring sich aus dem andern, und in den hingeworfenen Gedanken öffnen sich endlose Perspektiven. Aber ihre Form ist ein Zufall, nicht der notwendige Abschluß des Gehalts. Die Gedankenmasse schiebt von Schrift zu Schrift sich fort, durch Anregungen von außen in diese oder jene Richtung gelenkt. Es bildet sich nicht als der erschöpfende Ausdruck des Entwicklungszustandes in Herder eine notwendige Form. An die Berliner Litteraturbriefe hatte er seine frühesten Gedanken angeknüpft. Er nimmt sie jetzt wieder vor, schreibt im Anschluß an sie seine Einfälle auf, bringt sie in eine gewisse Ordnung, wirft aber wieder und wieder alles Geschriebene um, es neu zu formen, bis er die Papiere zusammenlegt und in ganz zufälligem Abschluß sie im Jahre 1767 herausgibt als „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur." Kaum sind sie aus seiner Hand, so wird ihm die enge Anlehnung an die Litteraturbriefe leid. Er schreibt in einer besser geordneten Zusammenstellung die erste Sammlung sogleich noch einmal. Eben in dieser Zeit stirbt einer seiner Lieblingsschriftsteller, Thomas Abbt. Schnell ist der Entschluß da, ihm ein Denkmal zu setzen. Es gibt noch andere Männer, die er verehrt, „Schriftsteller seiner schönsten Stunden". Sie sollen zugleich mit ihm ihr Denkmal empfangen, der Theologe Heilmann, der Philosoph Baumgarten. Es sind aber durchaus verwandte Gedanken, die von den Fragmenten in die Denkschrift hinübergehen und damit naturgemäß das Interesse an den Fragmenten zerteilen. Es ist eine Ge-

dankenmasse, die ihrerseits durch neue Anregungen wieder geteilt, anders gelenkt werden kann. In der That — Winckelmanns Ermordung, Lessings Laokoon, persönlicher Ärger, den der junge Schriftsteller erlitten durch wohlweise und hämische Beurteilungen der litterarischen Clique des Geheimrats Klotz in Halle — das alles wirkt zusammen. Von der Denkschrift auf die drei Männer erscheint im Jahre 1768 nur ein Anfang des Stücks über Abbt. Die Gedanken gehen in neue Verbindungen, in „Kritische Wälder" ein, deren drei 1769 erscheinen, Einzelausführungen, zunächst durch Lessings Laokoon veranlaßt, dann durch den Ekel über Klotz und seine Sippe, die es kritisch zu vernichten galt. Nicht an das Tageslicht aber kamen die eigenartigsten Schriften des Herder dieser Zeit, das vierte kritische Wäldchen, ein durchaus neuer Grundriß der Aesthetik, und die „Archäologie des Morgenlandes", die in kühnem Glauben, den Anfang der Menschengeschichte zu erahnen, den mosaischen Schöpfungsbericht als morgenländisches Gedicht zu deuten suchte. Man spürt in dieser Hast und Fülle eine unruhige schöpferische Kraft, die aber ebenso sehr getrieben und fortgerissen wird, als sie treibt.

So zieht der vielfache reiche Stoff von Herders Lektüre die Gedanken hie und dorthin und kleidet sie in ein buntes, wandelreiches, immer wieder in ein neues Gewand. Und doch ist es im Grunde eine Idee, eine Anschauung, die weiter und tiefer sich durchbildet. In dieser Durchbildung aber spürt man die Persönlichkeit des Geistes. Die Idee entwickelt sich gleichsam aus dem Hamannischen Satz: Poesie ist die Muttersprache des Menschengeschlechts. Wie war denn das seelische Leben der ursprünglichen Menschen beschaffen, daß die poetisch gehobene Sprache sein natürlicher Ausdruck war? In der mächtig tönenden Sprache entladen sich die Affekte, die gewaltigen

Leidenschaften. Es sind Lebensalter der Sprache zu unterscheiden, welche den Lebensaltern der Menschheit entsprechen. Die Ausbildung der Sprache zeugt von dem Seelenzustande der Menschheit. Dies Verständnis der Sprachentwicklung wurzelt in der feinen ästhetischen Empfindung Herders. Er fühlt in ästhetischer Empfindung sich in das eigentümliche Leben des Gedichts hinein und versteht die Form im weitesten und reichsten Sinne, den Gesamtausdruck aus dem seelischen Leben der Dichtung. Hiermit wird zunächst das Gedicht ein Zeugnis vom Seelenzustand. Der Forscher vertieft in psychologischer Deutung die Einsicht in die Quellen der Dichtung. In gleichem Zuge weitet sich sein Gedanke in die Breite historischen Lebens aus. Den Seelenzustand, die Art der Empfindung deutet er in den Werken der Völker und Zeiten. Schon entwirft er das Ideal einer Geschichte des menschlichen Verstandes, d. i. einer Geschichte, die in allen Wandlungen der Kulturen die Entwicklungszustände der menschlichen Seele zu enthüllen weiß. Er verlangt, die Gedanken zurückzudenken in die Seelen der Schriftsteller. Er will also auch hier die Gebilde des Geistes in ihrem seelischen Ursprung verstehen. Er fordert in der Denkschrift auf Thomas Abbt eine ideale Biographie, welche die individuelle Seele in all ihren Reden, Handlungen und Schriften erkenne, aus ihrer Zeit erkläre, aus unserer ihr Werk ergänze. Er legt vor allem in den „Kritischen Wäldern" rüstig Hand an, in ihren Werken die Seele der Griechen und der Römer zu verstehen und erweckt wahrhaft in psychologischem Mitfühlen das seelische Leben der Gebilde. Es löst aus der wunderfeinen ästhetischen Empfindung in vielseitig umgreifender psychologischer Darlegung sich ein universales Verständnis der Geistesgeschichte heraus.

Aber nicht nur die Fülle historischer Gebilde beginnt ihr

Leben dem schweifenden Blick zu enthüllen. Da er den Seelenton in ästhetischer Empfindung heraushört, so geht er auch den seelischen Urgründen der künstlerischen Erscheinungen nach. Seine Ästhetik, wie das vierte kritische Wäldchen sie vorträgt, will in jeder der Künste das seelische Urelement entdecken. Er führt jede Kunst auf einen besonderen Sinn zurück, die Musik auf das Gehör, die Malerei auf das Gesicht, die Plastik auf das Gefühl. In den Künsten offenbart so gewissermaßen die Seele ihre sinnlichen Kräfte. In der Poesie aber als der Kunst der Einbildungskraft strömen alle Empfindungen der Sinne, durch die Sprache vergegenwärtigt, zusammen. Indem er auf die Ursprünge in den Sinnen zurückgeht, verfeinert und kräftigt er die genießende Empfindung der Kunst: man spürt die persönliche Energie der eigenen ästhetischen Empfindung noch hier, wo er in die sinnlichen Quellen der Kunst mächtig zurückdringt. Sie ist es, die, wie sie die Weite der Geschichte erschloß, nun auch die Theorie der Kunst auf einfache Prinzipien zurückzuführen verspricht.

Sie ist es, die endlich auch in die religiösen Urkunden das Licht des Verständnisses und der Freiheit bringt. Sowie dem dichterisch regen Sinn die Schöpfungsgeschichte nur als ein morgenländisches Naturlied erscheint und er in immer neuem Anlauf, mit- und nachfühlend, die Jugendseele der Menschheit in diesen heiligen Naturempfindungen deutet, so sinken auch die dogmatischen Vorurteile, die von seiten der Theologie die Auffassung des Stücks beengen: nicht physikalische Belehrung soll es sein, nicht eine metaphysische Anweisung Gottes an die Menschen, wie er die Welt gedacht. Die freie unbefangene Forschung findet nichts als ein herrliches Lied aus der Urzeit des Menschengeschlechts. Als hätte er dem starren Banne der Vergangenheit das Stück entrissen und trüg' es nun heim als

seinen ureigenen Raub, so strömt er in zuckender Lebendigkeit alles Eigenste seines Denkens und Wollens in diese einsame Arbeit hinein, deren Wagemut und Neuigkeit ihn entzückt und mit sich reißt. Er findet eine weise Ordnung des Lebens auch für uns in dem Gedicht, das zur Arbeit mahnt durch die Tagewerke Gottes und zur Betrachtung des Herrn am Sabbat. Zu einer Betrachtung aber, einer Andacht, die nicht feierlicher Schlaf, sondern Wirksamkeit der Seele sei, in der jeder seine eigene Pflicht und sein eigenes Glück im Leben menschlich erfahre. Von der Empfindung des Gedichts erregt entrollt Herder in mächtiger Predigt sein Ideal des Lebens im Dienste Gottes. An der litterarischen Deutung arbeitet sein gesamtes Wollen mit.

So weitet die eine Anschauung nach allen Seiten in die Breite und Tiefe des Lebens die Richtungen ihrer Kraft, und alle Lebenstriebe der Person treiben die Arbeit fort. Wenn die Geschichte des Geistes in immer neuen Bildungen sich erschließt, wenn die individuelle Eigenart der Dichter und der Denker mit nie gekannter Feinheit ergriffen, der Ursprung der Künste in den ersten zeugenden Bedingungen menschlicher Sinnesthätigkeit empfunden wird, es ist in dem allen die gleiche Entwicklung jugendlicher Schöpferkraft, es genießt in all dieser Ausbreitung der Gedanken die Persönlichkeit die Frucht ihrer feinsten ästhetischen Empfindung, in der sie sich in den Seelenton der Kulturen, der Menschen, der Künste hineinfühlt. Es ist eigene Lebenskraft, die in diesem geistigen Schaffen sich ergießt. Der eigene Lebenswille strömt über in den Exkursen der „Archäologie des Morgenlandes," die, gleichsam dem Banne des Gegenstandes entrissen, von seiner Empfindung nur erregt, das Sehnen und Wollen Herders schrankenlos entfalten.

Das ist der Zusammenhang lebendiger Gedanken, in denen er als eine wahrhaft neue Kraft für sich selbst sich hin-

stellt. Wir hielten für gut, sie loszulösen aus den unzähligen Verschlingungen mit allen litterarischen Bewegungen der Zeit. Wir wollten sehen, was Herder für sich, was er als Lebenswecker auch für uns noch bedeutet. Wir schälen den Lebenskern aus seinen Epochen heraus.

Und merkwürdig ist's zu sehen, wie sie arbeitet, die reizbare, rapide, blitzhafte persönliche Kraft. Von außen durch einen Stoff in Bewegung gesetzt stiebt sie die Unzahl ihrer Einfälle hervor — sie fühlt in dem Gegenstand das seelische Eigenleben der Kunst, des Menschen, des Volks, der Menschheit — sie trägt in ihrer Empfindung eine geahnte Welt seelischen Lebens, die nicht im harten Gedanken sich binden, die in der Empfindung weiter und weiter sich entfalten will. Aufrichtig genug ist in so manchem Fall des Schriftstellers letztes Wort und höchste Instanz nicht die begrifflich gegründete Einsicht, sondern die Empfindung und zwar die Empfindung weicher, jugendlicher Seelen.

Durch die „Fragmente über die neuere deutsche Litteratur" erwarb der anonyme Verfasser im Urteil des litterarischen Publikums mit einem Mal einen Platz unter den ersten Kritikern und Schriftstellern Deutschlands. Aufsätze, die das Verhältnis der deutschen Litteratur der Gegenwart zur orientalischen, griechischen, römischen bestimmten, dabei verschwenderisch Winke zur genaueren Kenntnis des Völkerlebens und der Litteratur der Vergangenheit hinwarfen, endlich in männlichem Patriotismus einen kräftigen Glauben an die Größe und Zukunft der deutschen Dichtung bekundeten, — Aufsätze also mit einem Wort, die bei einer Übersicht aller berühmteren Autoren der Gegenwart ebenso die Kenntnis der Vergangenheit vertieften wie sie von Zukunftshoffnung geschwellt waren, sie fanden in einem litterarischen Zeitalter sogleich aufmerksame Herzen und

Geister. In den litterarischen Zentren Deutschlands lauschte man dem fernher klingenden Ruf. Die Königsberger Größen lernten mit ihrem früheren Schüler als einer bestimmenden Macht des geistigen Lebens rechnen. Nicolai sprach als Vertreter der Berliner Litteraturgruppe seinen Glückwunsch aus und warb erfolgreich um Herders Mitarbeit für seine „Allgemeine Deutsche Bibliothek.“ Klotz und seine Gesellen sahen nach Zeichen aus, ob dieser junge Neuling ihrem kleinlich-ehrgeizigen Streben nach kritischer Alleinherrschaft im Reiche der deutschen Litteratur dienstbar zu machen sei, behandelten ihn einstweilen mit verdächtiger, wohlweise herablassender Freundlichkeit, um bei der ersten Erkenntnis ihrer verlorenen Liebesmüh mit allen Mitteln der litterarischen Hetze über ihn herzufallen.

Und all dies Aufsehen durch ein anonymes Werk. Neben Moses Mendelssohn, Lessing, Winckelmann ein ungenannter Schriftsteller! Er nannte sich auch jetzt nicht. Zum Teil durch eigene Schuld wurde sein Name schnell bekannt. Aber er leugnete mit halsstarrigem Eigensinn. Zu wenig befriedigten diese frühesten Werke ihn selbst. Er selbst empfand, was anderen entging, daß sie eigentlich gar nicht ausdrückten, was sein innerstes Wollen war. Das tiefe mächtige Gähren seines Inneren trat hier nur in einigen kleinen Entwicklungsspitzen an die Welt. Man spürt, wie er zu Menschen und Dingen sich stellte, wie bei der unruhigen zuckenden Art seines Schaffens eine Unklarheit, eine schwankende Unsicherheit, ein Mangel an Lebensbeherrschung unvermeidlich war. Wem verdankte er mehr als Hamann und Kant? Und geradezu mit einer Art Ungezogenheit äußert sich gelegentlich in dieser Zeit das Bedürfnis und das Bewußtsein der Selbständigkeit durch die Weise, wie er sie meistert. Ähnlich sein Verhältnis zu Lessing, zu Winckel-

mann, wenn er seine Bemerkungen gegen sie niederschreibt. Ein wenig hart, ein wenig rechthaberisch treten seine Gedanken neben sie. Man empfindet, wie in die dunkle und reißende Bewegung seines Innern ihre Anregungen mit Macht hineingesogen werden, wie die Ströme sich verschlingen in einer fruchtbaren, ungestalten Empfindung. Nun blitzt aus diesem Dunkel das Licht auf, der Einfall, der Gedanke, durch welchen in der Fortsetzung der Arbeit jener Männer gerade seiner Art zu sehen ein neues Gebiet erschlossen wird. Nur dieses Licht wirft er eilig hin. Kaum zittert nach, was die Anregung der Männer ihm gewesen. Der Gedanke drückt unvollkommen sein sittliches Verhältnis zu Lehrern, Anregern, Mitarbeitern aus. Der Gedanke wird nicht fertig. Er erschöpft nicht all die Bedingungen, all die Voraussetzungen, aus denen er hervorgeht. Es gestaltet sich in ihm nicht das ganze Leben, das ihn treibt. Er erleuchtet darum auch nicht in abschließender, wegweisender Klarheit in seinen Lebensbedingungen das Gebiet, dem er naht. Er erhellt, aber er durchleuchtet nicht. Verrät sich doch dieses ungewiß von Einfall zu Einfall Fortgetriebene der Gedanken auch in dem immer neuen Umschreiben der Bücher. Der Gedanke kam nicht zur Ruhe in einer ihm notwendigen Form. Aber in diesen Einfällen, die ein Stück des Seelenlebens, der Kunst, der Geschichte erhellen, empfand Herder sogleich die Ahnung, den Ansatz einer großen Reform der Wissenschaften oder gar des Lebens. War die Einzelheit nur der unvollkommene Ausdruck einer unter ihr treibenden Gährung, so schwankte über der Einzelheit wieder in der Ferne der Ahnung eine neblige, unbekannte geistige Welt. So nach unten und nach oben gleich unabgeschlossen, ein Stück losgerissenes Leben, zersprengte, zerteilte Kraft zuckt der Gedanke auf. Aber während er vorwärts zieht und etwas werden will, das er noch nicht

ist, lastet auf ihm der Stoff, an dem er sich bildet. Im ahnenden Gefühl trägt Herder ein künftiges Werk, das eigen sei in jedem Stück, sein innerstes Leben rein ausgeschöpft in Entwürfen neuer Wissenschaft. Fast wider seinen Willen bildet sich der Inhalt der wirklichen Werke, vom jeweiligen zufälligen Stoff hervorgerufen, zwischen so vielem fremden, durch die Umstände gegebenen Material nur hie und da — und wie unausgewachsen! — ein Körnchen eigenes Leben. Es ist, als entzöge in den Werken sein Leben sich ihm selbst, als würde rücklings vom klebenden Stoff die seelische Kraft gehalten und gezogen, die vorwärts fliegen will in eine eigene Welt des Geistes. Der Stoff, die Dinge, das äußere Dasein beherrschen und verteilen auch hier die Lebenskraft.

Diese unruhige Empfindung, zersprengt zu sein in ihrem Thun, nicht die reine Darstellung ihrer Kraft zu finden, benimmt der Seele die volle Befriedigung des Schaffens. All das vermag sie noch nicht anzuerkennen. All das ist keine That, die ihr in ihrem Selbstgefühl genüge leistet, mit der sie glaubt, diejenige Stellung des Ansehens verdient zu haben, die sie für sich zunächst als Prediger und Lehrer in Riga und dann überhaupt in der Welt verlangt. Diese höchste Rücksicht ist in Herders Verhalten deutlich zu spüren. Nun aber ists, als räche sich der Geist, weil Herder neben ihm noch höhere Rücksicht kennt, weil er nicht seinem Dienste sich allein geweiht. Denn weil er die äußere Würde im Auge hält, wird Herder würdelos im Vertreten seiner schriftstellerischen That. Jene innerliche Lebensschwäche der Werke macht ihn, wo es um sie sich handelt, im äußeren Leben schwach. Die Klotzianer verraten seinen Namen, behandeln ihn in Ausdrücken, die, wie er fürchtet, ihm in Riga schaden: er ist ganz Ärger. Er hält, keinen neuen Anstoß zu geben, die fertig gedruckte

zweite Auflage der ersten Fragmentensammlung zurück. Ein Exemplar wird aus der Druckerei gestohlen. Hämisch bespricht man's in Halle wie ein erschienenes Buch. Er ist wütend über die Gemeinheit, um so wütender, da er keine volle Rache weiß. Er empfindet jeden Nadelstich wie eine Todeswunde, und in animalischem Grimm krümmt sich sein Wesen, den giftigen Feind abzustoßen. Indessen schreibt er die „Kritischen Wälder". Das erste Wäldchen über Lessings „Laokoon" stellt rein und klar der Lessingschen die Herdersche Kritik gegenüber. Neben dem großen Zergliederer, der an der griechischen Kunst ewige Regeln der Schönheit sucht, der reiche historische Seher, der die Erscheinungen alter Kunst aus den nationalen Lebensbedingungen zu deuten weiß. Die ferneren Wälder ziehen, — gern wären sie der Todesbote, wie der Wald, der auf Dunsinan gegen Macbeth zieht, — gegen Klotz. Aber wie drängt in der Abfertigung immer mehr die Verachtung, der Groll, der persönliche Ärger sich vor. Das Mißgefühl reißt Herder mit fort, zwingt ihn zu immer härterem Wort und keines thut ihm genug. Er vergißt sich ganz in diesem Bemühn, recht auszudrücken, wie er das litterarische Ungeziefer verachtet. Von Satz zu Satz reißt es ihn mit, er weiß es kaum und er mag doch nicht tilgen, was er schrieb, und er ärgert sich doch über dies häßliche Vergeuden der Stunden. Hier will er unerkannt bleiben um jeden Preis. Die Anonymität ist nicht mehr ein Schleier über einer Kraft, die erst in einer würdigen That sich enthüllen will. Sie ist jetzt wirklich ein Schirm, ein Versteck. Natürlich erkennt ihn jedermann. Er leugnet. Er leugnet den besten Freunden ins Gesicht. Das war kindisch. Man bezeichnet ihn öffentlich als Verfasser. Die schwer gereizte Clique frohlockt, ihn zu entblößen. Er fährt auf mit einer Wut, an der das schlechte Gewissen Anteil hat. Er ver-

liert alle Besinnung in der Zwiespältigkeit des Ärgers, in all seinem Wollen, in seinen Absichten gestört zu sein. So läßt er sich hinreißen von der Widrigkeit des Lebens. Er vergißt sich selbst genug, um in der Vossischen Zeitung und in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek öffentlich und feierlich zu versichern, die „Kritischen Wälder“ nicht geschrieben zu haben. Der Verfasser der Fragmente habe an den „Kritischen Wäldern“ keinen Teil. So groß war die Kluft zwischen ihm und seinem Schaffen. So wenig war es seiner schriftstellerischen Persönlichkeit selbstverständlich, sich gleichzusetzen mit dem Leben, mit der Vertretung ihres Werks.

Die Ströme seines Innern entluden sich eben nicht in einer die Persönlichkeit rein ausdrückenden That. Einen Mangel an persönlicher Kraft zeigt sein ganzes geistiges Leben in dieser Zeit. Es ist wieder und wieder, als ob der Stoff der Welt ihn besiegt und abhängig macht. In diesen Wirren erst offenbarte sich's, was er an Hamann besaß. Denn gleichsam wie die reine Anforderung des schriftstellerischen Lebens selbst trat seine Mahnung an Herder heran. Er verwies ihm scharf sein Versteckspiel. „Ihre öffentliche Entsagung der Wälder hat alle Ihre Freunde geärgert.“ Er bezeichnete klar die Gefahren und die innere Schwäche der vielfachen und zersplitterten Schriftstellerthätigkeit. „Muß das Publikum nicht eher sich die Vorstellung eines Polygraphen als Polyhistors von Ihnen machen, nachdem es ihm bereits bekannt ist, daß Sie ein Kirchen- und Schulamt zu verwalten haben, und sich, ich weiß nicht wie einfallen lassen, vier und vielleicht fünf Werke auf einmal anzufangen und die Fortsetzung davon zu versprechen? Ist das nicht ein gar zu großes Vertrauen auf Ihre Kräfte, und kann man bei einer solchen Zerstreuung sammeln, vertrauen und con amore arbeiten? Sind nicht Mattigkeiten, Nachlässigkeiten,

Widersprüche, Wiederholungen und so viel andere Menschlichkeiten unvermeidlich?" Er enthüllte schonungslos das Eitle und Nichtige in Herders Beginnen. „Ich wünschte Ihnen wirklich ein wenig mehr wahre Liebe und wahren Ehrgeiz auf Ihre Talente. Letzterer allein würde Sie abgehalten haben, sich mit einem so kleinen Geist und offenbaren Marktschreier, wie Klotz ist, gemein zu machen und dem Publikum en détail Ihre Autorempfindlichkeit und eine mehr eitle als gründliche Rache zu verraten, oder sich wenigstens den Verdacht davon zuzuziehen." Er betonte endlich in wundervollen ewigen Worten den sittlichen Ernst der geistigen Arbeit und die unerläßliche Bedingung ihres Gedeihens und ihres Wertes, die ruhig sich auswachsende rein schöpferische Kraft. „Die Furcht des größten Kunstrichters, der Herzen und Nieren prüft und die Energie des großen schöpferischen sowohl als schriftstellerischen Genies ist die wahre Muse." Es ist das Wort des ausgereiften Schriftstellers und Mannes, der in seiner wohl abgewogenen That seine ganze Persönlichkeit empfindet, an den unruhig beginnenden Jüngling, der in zersprengter, zum Teil flüchtiger Vielgeschäftigkeit sich zu verlieren droht.

Was aber war zu thun? Herder hatte nun einmal in diese Irrgänge des Schriftstellertums sich verwirrt. All die Aufregungen des Schaffens, all der Ärger, der ihm geworden, all diese geheime, dunkle, gährende Sehnsucht nach einer großen That, die seiner würdig sei, dies Leben in einer ungewissen Zukunft verdarb ihm die Freude an seiner Rigaer Existenz, die ihm so wohl gethan, als es erst eine würdige Stellung zu erringen galt. Auch in seinem äußeren Leben fühlte er sich nicht mehr heim. Die mannigfache Abhängigkeit, mannigfache lästige Arbeit verleidete ihm das Amt, und überempfindlich wie er war, litt er aufs schmerzlichste von jedem auch nur

vermuteten, auch nur vorausgesetzten Mißverständnis, dem er begegnete. Er hatte schon lange mit dem Gedanken gespielt, einmal alles abzuschütteln und hinauszureisen, um frei die Welt zu sehn. Jetzt lockte der Gedanke doppelt, mit einem Male alles los zu sein. Er entschloß sich und erbat seine Entlassung. Man versuchte ihn zu halten. Aber er blieb fest. Man wollte wenigstens für später ihn binden. Der Erfolg war, daß er die schriftliche Designation zum Pastorat an St. Jacob und zum Rektorat der kaiserlichen Ritterschule in Riga in der Tasche trug, als er ging. Am 9. Mai 1769 wurde er vom Rate ehrenvoll entlassen. Am 17. Mai nahm er von der Gemeinde Abschied, am 23. fuhr er ans Schiff, am 25. lichtete es die Anker. Er wußte noch nicht, ob in Kopenhagen oder in Frankreich ihn ans Land zu setzen.

Ganz Riga staunte und wunderte sich. Sie kannten ja nur den bewunderten Lehrer, den geliebten Prediger und hatten kaum mehr gehört, als daß er auch schriftstellerische Lorbeern errungen. Was wußten sie von dem inneren Leben, von dem tiefen Zwiespalt in seiner Natur? von diesem zehrenden Gram, wieder im Leben nicht durchgedrungen zu sein in seiner reinen schöpferischen Kraft? von diesem gebieterischen Verlangen, all das kleinliche literarische Treiben, das halb wider Willen ihn mitgerissen, hinter sich zu lassen und einmal ganz in den großen Entwürfen aufzuatmen, die in ihm nach Leben schrieen. Das Mißverhältnis zwischen seinem äußeren und seinem inneren Leben, das Mißverhältnis zwischen seiner geistigen That und seinem geistigen Verlangen und Gähren — das war die Krankheit, an der er litt, die ihm sein Dasein in Riga unerträglich machte. Man schüttelte wohl den Kopf über den unbegreiflichen seltsamen Entschluß, und die Feinde und Neider hatten es gut. Denn wunderlicher und launischer konnte man doch nicht

handeln nach der Weisheit der Welt, die doch vor allem die Weisheit des ehrbaren Predigers ist.

Uns aber giebt diese Zeit in Herders Seele einen tiefen Blick. Wenn er mit seinem Selbstgefühl lebte in seinem Amt und seine schriftstellerischen Arbeiten nur nebenbei in den Mußestunden trieb, wenn er in den schriftstellerischen Arbeiten sich hinreißen ließ von Gegenstand und unbeherrschter Stimmung, so beweist das, wie zerteilt von Anbeginn die bildende Kraft seines Lebens war. Frisch tritt er mit seinem regen Geist und seinem reichen Können in die neue Sphäre hinein. Dann aber zersprengt ihn die Vielheit des Lebens, er ballt sie nicht zusammen in seiner That. So erstaunlich reif er in seinem Wirken erscheint, es zittert eine dumpfe mächtige Gährung in ihm, die ihn mit sich nimmt, die hervorzuckt, die nicht in reiner That sich entlädt. So vielversprechend der Beginn der Eigenart, immer wieder überschüttet ihn der Stoff der Welt. Die Dinge sind stärker als er. Er beherrscht sie nicht.

4.

Das Meer.

Fröhlich und leicht gestimmt fuhr Herder auf seinem Schiffe dahin. Er hatte Gesellschaft an seinem Rigaer Freunde, dem vortrefflichen Gustav Berens, der in Geschäften nach Frankreich ging. Von all den vielen Pflichten des Berufs getrennt und erlöst atmete er in der Luft des Meeres zum ersten Male die Luft der Freiheit. Wie hatte er so früh kämpfen müssen um das tägliche Brot! wie hatte er so früh auf sich laden müssen die Mühe und Arbeit des praktischen Lebens! Nun war es, als löste die wunderbare Meeresluft all diese Last von seiner Seele, und seine reine ursprüngliche Gestalt tauchte wie von dem Grunde ans Licht. Seine Gedanken zogen in freiem

Fluge dahin, und in den Gedanken, wie sein Tagebuch sie kurz darauf zusammengefaßt, verriet sich das ganze Lebensverlangen des Selbst.

Mit der freiesten Lust der Betrachtung schaut er um sich her. Die Empfindungen des Abschieds, das Schiff, seine Gesetze und das Leben der Seefahrer, das Meer mit seiner ganzen eigenen Welt, die Länder, an denen er vorbeifährt, die er nur ahnt in den Fernen des Horizonts, alles regt seine Gedanken an. In großartiger Unbefangenheit bewährt sich die Fruchtbarkeit des Geistes. Denn aus der Empfindung des Momentes steigen seine Gebilde auf. Er empfindet aber den Moment in der ganzen Fülle seiner Beziehungen so stark, daß er ihm eine Welt der Gedanken aufschließt. In die fernste Vergangenheit zurück über die Geschichte des Menschengeschlechts schweift sein Auge und verliert sich in demselben Zug in die ferne Zukunft der Menschheit. In die gährenden Tiefen des eigenen Selbst leuchtet der scharfe Strahl des Gedankens hinein. Alle Kräfte des Selbst will er entbinden in praktischer That, in der großen Arbeit, eine menschliche Bildung zu schaffen, in der alle Anlagen voll und glücklich entfaltet sind.

Noch wirken die Absichten einer praktischen Thätigkeit in Riga nach, die ihm eine große Stellung unter den Bürgern sichern soll. Er entwirft bis ins Einzelne hinein den Plan einer Idealschule, zu der er als Rektor künftig die Rigaer Ritterschule gestalten wird. Schrankenlos giebt er sich dem Ideal einer naturgemäßen Seelenbildung hin, hier, wo der Gedanke ungehemmt sich unter dem freien Himmel bewegt und keine starre Wirklichkeit sei es der Institutionen, sei es der Menschen, die es zu bilden gilt, ihn aufhält. In dieser Schule wird nichts Totes sein, kein Überliefern leerer Begriffe, kein pedantisches Übertragen, vielmehr Anschauung alles und Leben.

Man wird den Unterricht abstufen entsprechend den Entwicklungsstadien der Seele. Bei den Kindern gilt es, die Neugierde wecken und die Empfindungen der Sinnlichkeit üben. Die Arbeit der Sinne wird bewahrt und zusammengehalten in der Einbildungskraft. So dehnt und weitet die Schule bei den Knaben die Einbildungskraft durch helle Bilder aus allen Wissenschaften. Dann erwacht der Verstand in seinem Bedürfnis des Forschens, die Vernunft in ihrem Verlangen, die Zusammenhänge der Welt in der Wissenschaft zu beherrschen. Da ist der Jüngling zu ergreifen in dem edelsten und natürlichsten Drang seiner Seele. In die Arbeit der Wissenschaft, in die philosophischen Disziplinen führt ihr ihn hinein, doch nicht durch Andemonstrieren der Begriffe, sondern indem ihr ihn lehrt, all das, was er mit den Sinnen aufgefaßt, was er in der Einbildungskraft bewahrt, nun zu verbinden im überschauenden Gedanken, der in der Welt die Gesetze, die Harmonie und endlich den Finger Gottes erweist. So wäre diese Schule gleichsam nichts als das natürliche Wachstum der jungen Seele unter der Einwirkung der Welt. In jedem Momente ihres Werdens wird in ihrem Zustand ihre höchste Kraft entwickelt. Am Ende ginge sie in das Leben hinaus erweckt in ihrer geistigen Beweglichkeit für die Auffassung und Verarbeitung aller Dinge, unbelastet von totem Stoff, ganz Kraft, ganz Tauglichkeit für das Leben. Denn wie die Sprachen nicht in der Öde der Grammatik, sondern als lebendiges, gesprochenes Wort, so würden auch Natur und Geschichte hier gelehrt nicht in der Einschachtelung toter Systeme, sondern in der Fülle ihrer Thatsachen und Erscheinungen und in dem treibenden Leben ihrer Gesetze.

In der Klassenfolge einer solchen Schule würde also Herder den vollkommen ausgebildeten Menschen erziehen, wie

er als Ideal ihm vorschwebt. Drang er im Fortgang seiner Studien in die seelischen Quellen des Lebens hinein, nun belohnt sich diese Vertiefung in die psychologische Theorie, in der Herder zunächst nur seine tiefere, mächtigere ästhetische Empfindung zum Ausdruck brachte. Er kann kraft ihrer nun eine Pädagogik entwerfen, welche den Entwicklungsstadien der menschlichen Seele gemäß die Stufen und Gebiete menschlichen Wissens abteilt, welche die Seele in ihrem natürlichen Entwicklungsgange den ganzen Umfang menschlichen Wissens erleben läßt. In dieser Anwendung erst durchdringt der der Wirkung bedürftige Herder seine Gedanken mit vollem persönlichem Leben. Aber noch deutlicher weisen sie immer wieder auf ihn selbst zurück. Zum ersten Mal der ungestörten Betrachtung seines Lebens hingegeben findet er so viel, so viel zu klagen, wie er die Zeiten der Bildung versäumt und übel mißbraucht. Sein frühes Viellesen! die Tyrannei der Schule! die eingezogene Sphäre, in der er gelebt! Dann lehren müssen, wo noch so viel zu lernen war, Früchte heucheln, wo erst Blüten kamen. Er verdammt den ganzen Gang seines Lebens, — daß er so eingesponnen war in seine Grübeleien, so hingenommen vom litterarischen Bagatellenkram des Jahrhunderts, die groben elenden kritischen Wälder schrieb. So wendet sein Ideal des vollen, wahren, menschlichen Lebens sich gegen ihn selbst — ja er empfindet es so stark allein, weil er an der Mißgestalt des eigenen Lebens leidet. Die Schule, die er in kühnen Zügen entwirft, das Geschlecht, das er zur Wahrheit und Größe erziehen will, das wird gleichsam ein ohne Irrung, ein ohne schwankenden Nebenweg voll und gerade ausgewachsener Herder sein. Der Plan seiner Schule ist zugleich die in das Innerste seiner Seele dringende Kritik seines Lebens, in dem Entwurf der Erziehung erzieht er sich selbst.

Und nun sinken schon hinter ihn die Gedanken an sein bisheriges Leben, an den Ruhm und das Ansehen, das er unter den Bürgern erringen will. Es gilt die Seele zu reinigen zur Entfaltung der höchsten Kraft, die in ihr schläft. Bis in die letzte, innerste Tiefe seines Lebensempfindens dringt der erkennende Strahl der Selbstbefreiung. Wird er es jemals überwinden, dieses dunkle Gefühl des Schauders und des Erhabenen, in dem vermutlich einmal sein Leben begann, denn jede geistige Regung beginnt jetzt in ihm? Immer wieder taucht diese Frage auf, die geradezu als die entscheidende Frage seines inneren Lebens erscheint, die Frage nämlich, die über seine Freiheit und Gesundheit entscheidet. Jetzt geht bei ihm der erste Eindruck immer ins Unbestimmte, ins Große, Düstere, Erhabene. Die Dinge verziehen sich in seiner aufgeschwellten Phantasie. Er nimmt sie nicht einfach hin. Unruhig verschwimmen sie in seinem Gefühl ins Unbestimmte, Große. Und dies vage Verschwimmen, dies ungewisse Gefühl des Erhabenen, des Schauders ist geradezu der Grundton seiner Seele. So faßt er neue Menschen auf, neue Eindrücke der Welt. So verlieren sich die Entwürfe seiner Bücher ins Unbestimmte, werden form- und gestaltlos und vergehen gleichsam im zuckenden, ungewissen Gefühl. Seinem Handeln fühlt man die gleiche Schwäche an. Er empfindet zu stark, zu unruhig voraus, und im Moment der Gegenwart, des Handelns wird er unsicher, blöde. Womit Herder hier in seinem Bewußtsein ringt, was er überwinden möchte in einer Erkenntnis, die gleichsam That eines neuen Selbst sei, das ist jene erste und innerlichste Schwäche seines Lebens, die seine Kindheit in ihm angelegt: jener Bruch zwischen äußerem und innerem Leben, jenes Hineinschlagen aller eigenen Art in die gestaltlosen Träumereien des Inneren. Diese Schwäche ist geblieben als gefähr-

liches Kranken des ganzen Daseins, ist geblieben in der Reizbarkeit, ist geblieben in dem schwankenden Zucken und Hingerissenwerden der geistigen Bewegungen, verrät sich mit einem Wort noch immer in jenem Mangel an durchbildender Kraft der Persönlichkeit. Hier aber regt sich das Verlangen, diese Urschwäche zu besiegen. Herder will die dumpfe Betäubung seines Wesens lösen in reiner, gesunder That. Das innerste Bedürfnis seines Wesens bricht kräftig hervor. Er schneidet im Selbstgericht der Erkenntnis recht in die tiefste Wurzel seines Lebens hinein.

All der Stoff, all das Vielerlei, das die eigenste Bewegung seiner Art überschüttet, fällt hinter ihn, wo das Bewußtsein seiner reinen Lebenskraft sich regen will. All die Grübelei sei hinter ihm, hinter ihm das zerstreute und viele Lesen, hinter ihm die verschwommene Empfindung. Alles werde Realität und That. Er gewinnt zum ersten Mal die Kraft der Wahrheit gegen sich selbst. Er bekennt sich jetzt, da er in seinen Gedanken alles hineinstellt in den Zusammenhang eines gesunden thätigen Lebens, mit kühner Offenheit, was auch der Aufrichtige gern verschweigt, die Empfindungen, die dem Verkehr mit seiner Rigaer Freundin Frau Busch im Stillen nicht fremd gewesen. Er sieht eben hier in der freien Natur sein Leben nicht mehr unter den Gesichtspunkten der Gesellschaft. Er sieht es allein in den inneren Bedingungen seiner Kraft und und Gesundheit. „Nichts als menschliches Leben und Glückseligkeit ist Tugend; jedes Datum ist Handlung; alles Übrige ist Schatten, ist Räsonnement. Zu viel Keuschheit, die da schwächt, ist ebensowohl Laster als zu viel Unkeuschheit; jede Versagung sollte nur Negation sein, sie zur Privation und diese gar zum Positiven der Haupttugend zu machen — wo kommen wir hin? Gespielin meiner Liebe, jede Empfindbarkeit,

die du verdammst, und ich blind genug bin, um nicht zu erkennen, ist auch Tugend, und mehr als die, wovon du rühmst, und wofür ich mich fürchte. Du bist tugendhaft gewesen: zeige mir Deine Tugend auf. Sie ist Null, sie ist Nichts! sie ist ein Gewebe von Entsagungen, ein Facit von Zeros. Wer sieht sie an dir? der dem du zu Ehren sie dichtest? Oder du? Du würdest sie wie Alles vergessen und Dich so wie zu Manchem gewöhnen! O, es ist zweiseitige Schwäche von einer und der andern Seite, und wir nennen sie mit dem großen Namen Tugend."

Es löst sich als Ideal aus der Herderschen Gährung ein Leben heraus, das in jedem Momente That, Handlung und Glück sei. In diesem Leben überwände sich all die Verworrenheit seines Inneren. Für dieses Leben wirken — das ist sein Ziel. Nicht nur als Reformator der Schule fühlt er sich mehr. Bald schon träumt er sich als den Reformator Liefland, in diesen verwahrlosten halbbarbarischen Gegenden eine vollkommene evangelische Kultur zu begründen. Ja endlich thut ihm der Platz neben Calvin und Zwingli, den er sich anweist, noch nicht genug. Lykurg will er sein, neben Peter den Großen will er treten: das russische Volk will er bilden zu einer freien menschlichen Kultur. Sein Genie psychologischen Verständnisses genießt sich wie in einem Taumel, da es in den weiten Flächen dieses ungeheuren Volksdaseins die Eigenart nationalen Lebens, die Bedingungen einer aus dem Innersten entwickelnden Reform zu erschauen sucht. In diesem Durchempfinden fremden Lebens breitet sein eigenes Leben sich aus in bewegter Kraft. Er fühlt sich in das fremde hinein. In der Wirkung auf das Fremde würde er des eigenen Selbst gewiß, und so ist das Ideal, zu dem er das Fremde bilden will, das Ideal des eigenen Selbst. Menschheit, menschliches Leben heißt dies Ideal, in allen Beziehungen der Fami-

lien, der Bürger, der Obrigkeiten, des Staats menschliches Leben. Das Ideal ist unbestimmt und allgemein. Es bezeichnet nur jenes Lebensgefühl der Thätigkeit und des Glücks, in welchem Herder seine eigenste Kraft findet und ersehnt. Es bezeichnet seine Stimmung vom wahrhaft menschlichen Leben. Es breitet seine Lebensstimmung über die Welt aus, wie in den Gedanken der großen Reform sein eigenes Leben zur Kraft und Gesundheit sich auswächst. Denn in diesen Gedanken einer großen Wirkung arbeitet er ja nur sein eigenes Leben zu voller Kraft heraus. Auslöschen will er alles, was er gelernt. Nur selbst erfinden, was er denkt uud lernt und glaubt. Er will unter den Menschen sich frei bewegen, will in unablässigem Bemühen der erste Menschenkenner in seinem Stande, in seiner Provinz werden, aus einzelnen Menschen Klassen und Stände kennen lernen. Dann gilt es, mit den Großen verkehren, sie beherrschen, sie in die eigenen Ansichten hineinzwingen. Alles praktisch denken und unternehmen. Dann wird er ganz sein Leben gebrauchen, nutzen und anwenden; kein Schritt, keine Geschichte, keine Erfahrung ist vergebens mehr, alles in seiner Gewalt, nichts verlöscht, nichts unfruchtbar: alles würde Hebel, sich weiter fortzubringen. Sich und mit sich die Welt. So sieht Herder in der Wirkung auf die Welt erst die eigenen Kräfte gereinigt und entfaltet. Erst wenn er sich als bildenden Schöpfer lebendiger Menschen fühlt, ist er der eigenen Kraft und Gesundheit gewiß. Oder richtiger noch: die Bewegung der Seele, deren innerste Kraft zum ersten Mal in der Selbstbesinnung hervortaucht, kommt zum Bewußtsein nur in dem mächtigen pädagogischen Drang, in den Gedanken einer großen Reform. Die Selbsterziehung Herders stellt sich ihm dar unter dem Bilde einer Erziehung der Welt.

So enthüllt sich hier in dem Wesen seines Geistes Herders

eigentlicher Beruf. Der Vorgang seiner Gedankenbildung selbst weist ihm die Thätigkeit des Erziehers als Aufgabe zu. Seine eigensten Gedanken werden erst in dem Gefühl unmittelbarer Wirkung ihm klar. Der Gedanke, in dem er selbst zu seiner vollen Kraft auswächst, scheint ihm vollkommen erst, wenn er sich erweist als erziehende Gestaltung der Welt, wenn er in lebendigen Menschen sich darstellt. Die ganze Anlage der Weltanschauung trägt den Denkcharakter des Pädagogen. Denn nach allen Seiten wirbeln die Einfälle hin, wie in den verschiedenen Gebieten des Wissens, Denkens und Lebens ein gesunder Mensch zu erziehen sei. Aber unvollkommen allgemein, ganz unbestimmt in seinem jeweiligen Sinn für die verschiedenen Gebiete bleibt das höchste, das leitende sittliche Ideal: Menschheit, menschliches Leben. Warum? weil es nur das Lebensgefühl des großen Erziehers ausdrückt, in dessen Einheit er all sein Bemühen empfindet. Sittliche Ideale lehrt und überträgt man nicht in abstraktem Begriff. Aber in jedem Wort, in jeder Lehre, die der Erzieher giebt, treibt das Gefühl des gesunden Lebens, das aus seiner Einwirkung in den Schülern sich bilden soll. Sein Blut strömt in seiner Lehre in die Schüler hinüber. Als ein Stück eigenes Leben, das aus seinem Lebensgefühle sich löst, empfindet er sie. So bezeichnet das Ideal der Menschheit nur diesen Stimmungsgrundton, aus dem heraus Herder die Gebilde seines zunächst nur in Gedanken erziehenden Wirkens fühlt. Eine Stimmung der Milde, des Friedens, des reichen Gedeihens, aus der seine ideale Menschenwelt quillt. Was also ein Mangel ist, sofern es sich um Gedanken und deren klare Bestimmung handelt, das beweist nur die Richtung des geistigen Wesens in Herder. Seine Arbeit strebt nicht zum Gedanken und seiner prinzipiellen Begründung im System. Seine Arbeit strebt, nach dem Bilde der eigenen Seele, deren inner-

stes Bedürfnis und ideale Kraft ihm eben jetzt zum Bewußtsein kommt, lebendige Seelen erziehend zu schaffen, ja richtiger noch: im erziehenden Schaffen lebendiger Seelen das Ideal der eigenen Seele außer sich darzustellen.

Aber wie in einem neckischen Spiel, wie in Selbstironie scheint die Arbeit der Seele zu zerflattern. Er will hineinströmen in die Gestaltung der Welt, doch immer wieder ebbt der Gedanke zurück. Der Geist will neu, will selbst werden, doch die alte Gewohnheit verliert nicht die Macht über ihn. Er will nicht lernen mehr, nur selbst erfinden; er will nicht denken und grübeln noch schreiben, er will handeln. Und dennoch — bei jedem Gebiet, das er erwägt, zitiert er eine Menge Autoren, aus denen er lernen will. An jedem Punkt, den er berührt, träumt er einen Neubau der Wissenschaften, entwirft er immer neue Bücher, in denen seine Empfindung der Dinge sich darstellen wird. Der Gedanke, der unter freiem Himmel in lebendigen Menschen sein Leben finden soll, bleibt immer wieder am Schreibtisch hängen und giebt sich zufrieden auf dem Papier.

Die Hauptkünste hatte Herder sich bemüht, auf die Sinnesthätigkeit des Menschen zurückzuführen. Das war ein Eindringen in die seelischen Quellen der geistigen Gebilde, wie es dem Mann entsprach, der aus seiner ästhetischen Empfindung Gedanken schuf, der darum auch in den geistigen Gebilden den lebendigen Menschen spürte. So wirft ers jetzt in kühnem Zuge hin. Aus jedem Sinn ist eine schöne Kunst, aus jeder Kraft der Seele eine Wissenschaft zu entwickeln. Und ebenso schnell wird der innere Zusammenhang der philosophischen Hauptwissenschaften hergestellt. Was ist die Psychologie anders als eine reiche Physik der Seele? Die Kosmologie anders, als eine Krone der Newtonischen Physik? Die Theologie anders,

als eine Krone der Kosmologie, und die Ontologie endlich die bildendste Wissenschaft unter allen." Das heißt in Herders Sinn: die Kosmologie entwickelt nach den Erkenntnissen der Physik die Harmonie und Einheit des Weltalls, die Theologie erkennt in diesem harmonischen Weltall die Offenbarung eines gütigen Schöpfers, die Ontologie erklärt in all den unendlich mannigfachen Gestaltungen des Daseins einheitliche wirkende Gesetze. Er giebt sich der frohen Empfindung hin, wie hier eine lebendige bildende Wissenschaft entstehen würde, in der aus der Vielheit der Dinge von Begriff zu Begriff sich ausbreitend der Geist aufstiege zur Anschauung des Alls. „Und ein lebendiger Unterricht darüber im Geist eines Kants, was für himmlische Stunden!" So und ähnlich wirbeln aus dem Fluß der geistigen Bewegung Herders die krausen Einfälle empor, jeder ein Stoff für andauernde Arbeit der Gedanken, hineinziehend in einen eigenen Weg des Geistes.

Das erste und letzte Wort aber bleibt die menschliche Seele an sich und in ihren Erscheinungen auf der Erde. Diese soll erforscht werden überall. In allen Räumen, in allen Völkern. In allen Zeitaltern. In der Geschichte aller Zeiten sind Data zu suchen, um die menschliche Seele zu kennen und dann auf sie in ihrem heutigen Zustand der Kultur zu wirken. Denn jede Zeit hat ihre eigenen Sitten, ihr eigenes Gefühl des Glücks. In allen Zeitaltern hat das Menschengeschlecht, nur in jedem auf andere Art Glückseligkeit zur Summe. Du aber sei ein Prediger der Tugend deines Zeitalters! Aus allen Gebieten des Lebens, Familie, Haushaltung, Staat, aus Moral und Religion sind Fragmente, Darstellungen, Bilder aller Zeiten für unsere Zeit zu sammeln. „Zur Erziehung des aufgeklärten, feinen, vernünftigen, gebildeten, tugendhaften, genießenden Menschen, den Gott auf der Stufe unserer Kultur fordert."

Insoweit ist also die Geschichte nur eine Art, breiter und voller die Menschenseele, die Herder gestalten will nach dem Ideal des eigenen Selbst, in ihren Gebilden und ihrer Entwickelung zu sehen. Sieht er in jeder Zeit alle Lebensäußerungen der Menschheit bezogen auf die jeweilige Darstellung seines Menschheitsideals, nämlich auf das Gefühl der Glückseligkeit, so richtet er die Betrachtung von vornherein auf sein ethisches Ziel. Er empfindet in der Folge der Zeiten die Darstellungsweisen seines ethischen Ideals. Aber der Schwung der Freiheit, der über sein ganzes Leben gekommen, stößt auch sein historisches Denken mit hinreißender Kraft in das Herz der Probleme hinein. Die pädagogische Wendung schwindet. Es verschwindet aber auch die Anlehnung, in der bisher all seine historischen Gedanken entstanden waren, die Anlehnung an litterarische Dokumente. Nicht mehr in der Erklärung eines Gedichtes, nicht mehr in der Deutung litterarischer Werke gehen die historischen Blicke auf. Aus dem Leben selbst gehn die historischen Gedanken hervor. Herder bemerkt die strenge Disziplin auf dem Schiff, die bedingt ist durch die Gefahr der See, die rings umgebende Gefahr, und er findet Erklärungen für den Despotismus der ältesten Zeit. Er begreift, wie der Schiffer, angewiesen aufs Belauschen der Natur, am Wunderbaren hängt, in abergläubischer Phantasie die Wunder des Meeres verzieht, und sogleich in poetischen und mythologischen Weiten schweift sein Geist, er lernt die ältesten griechischen Dichter mit innigerer Empfindung lesen: Seefahrer brachten den Griechen die erste Religion, ganz Griechenland war Kolonie an der See, es ist darum eine Religion der Fremde, des Meeres, der Haine. Er fühlt es mit, wie man auf dem Schiff andächtig Geschichten hört, und der Glaube an Mythologie und Fabeln erklärt sich ihm aus der menschlichen Seele. Sogleich wieder umfaßt sein Blick

die Völker und Zeiten und ahnt eine philosophische Geschichte wachender Träume, eine genetische Erklärung des Wunderbaren und Abenteuerlichen aus der menschlichen Seele, eine Logik für das Dichtungsvermögen. So genießt sich dies geschmeidige geistige Wesen in einer unablässigen Erweiterung des Blicks. Aus dem Leben gehen die reichen, schwellenden Gedanken hervor. Da das Selbst zum ersten Mal in reiner Kraft erwacht, zerbricht es die litterarischen Krücken und tritt unmittelbar der Welt gegenüber. Er wird unmittelbar in diesem Schwung und dieser Kraft der Wahrheit, die in ihm durchbricht, aus dem eigensten Selbst die geistige Welt ihm bauen will. So sieht er auch mit Augen, unmittelbar die Menschheit unter dem Einfluß der Natur. Kaum mehr als flüchtige Ahnung ist's, wenn er hinwirft, daß die Gesetze der Natur auch in der Bildung und Geschichte der Menschenwelt sich spüren müssen. „Welche große Aussicht auf die Natur der Menschen und Seegeschöpfe und Klimaten, um sie und Eins aus dem andern und die Geschichte der Weltszenen zu erklären!" Nur ein wildes Dichten mit unvollständigem Stoff ist es, wenn er sogleich im Über-Wagemut die Ströme der Bildungsgeschichte der Menschheit aus der entlegensten Vergangenheit in die fernste Zukunft leitet, eine Universalgeschichte der Bildung der Welt. Aber die Richtung seiner geistigen Kraft deutet hier im ersten Aufblick ihrer vollen Größe sich an. Es zeigt sich, mit welcher Tiefe und Energie er einmal aus der unmittelbaren Kraft des Selbst die Geschichte der menschlichen Seele in all ihren Bedingungen, Voraussetzungen, Entwickelungen, Gebilden und Zielen ergründen wird.

Hier aber scheint der Gedanke sich ganz zu befriedigen in Entwürfen zur Weltgeschichte der Seele. Das ganze erwachende, das in unmittelbarer Kraft zusammengefaßte Selbst be-

wegt sich in dem großen Problem, wie unter den Einflüssen, nach den Gesetzen der Natur die Menschenseele in den verschiedenen Zeiten sich entwickelt hat. Das ist wie ein Seitenweg von dem eigentlichen Ziel, aus den sich reinigenden Kräften des Selbst die Welt erziehend zu gestalten. Auf dem Wege zu diesem Ziel unterbricht sich gleichsam der Strom und läuft in diese Seitenwege des Gedankens ein. Das Überwuchern des historischen Interesses ist ein Zeichen auslaufender Kraft. Der Gedanke ruht, rück- und seitwärts rinnend, in den historischen Blicken aus, anstatt vorwärts strebend in der Belebung der Menschen sich zu bemühen. Wie aber wird das Bild der Geschichte sich ausnehmen in dem Herderschen Geisteshorizont? Sein psychologisches Können wird an der Deutung der Menschenseele in ihren Gebilden aufs reichste sich bewähren. Aber um die historischen Darstellungen schwankt das ungewisse ethische Ideal, das nicht in klaren Gedanken sich festigt, nicht in seinem Verhältnis zu den historischen Darlegungen sich bestimmt, weil es nicht der eigentliche Beruf des Geistes ist, in einer Welt der Gedanken, sondern vielmehr in einer Welt vollendet erzogener Menschen sich darzustellen.

So saust in dem wundervollen Dokument des Reisetagebuchs der Gedanke dahin, ein zuckendes Aufwallen des Selbst. Der Stoff der Welt, der es überschüttet, gleitet ab, und in den Tiefen der Seele erwacht der starke Zug zur eigenen Persönlichkeit. Dieser Zug streckt sich nach einer Welt, die in lebendigen Menschen das Ideal der eigenen Seele sei. Er erweist sich ausgebreitet in erstaunliche Tiefe und Kraft des geistigen Bildens. Aber es ist, als verlangsame das bisherige Leben des Geistes seinen großen erobernden Schritt und ziehe auf seinem Weg ihn zurück. Die Kraft zersplittert und läuft in großen Schwingungen aus in rückwärts gewandte Gedanken.

Aber das Gebiet, in dem sie zur Ruhe hinstrebt, während ihre Macht weiter eilen sollte zur Reform der Welt, das Gebiet ist immer noch der ganze, weite, blühende Kreis des menschlichen Seelenlebens in der Geschichte.

Welch ein Leuchten! welch ein Strömen! welch ein Wogen! Doch unter dieser wogenden Welt gährt die verdächtige, gefährliche Tiefe. Denn welch eine Unzahl von Forderungen liegt in der geistigen Richtung Herders. Kommt sie nicht in all ihrem Wollen zum Ziel, so ist bei der Unruhe und Reizbarkeit dieses Geistes ihm tiefes, zehrendes Leid gewiß. Es ist sein eigentlichster Beruf, die Welt zu bilden. Aber daß er es könne, muß ein großer Kreis seinem erziehenden Wirken unterworfen sein. Er muß als der schlechthin Herrschende schalten in diesem Kreis. Die Seelen müssen schnell sich fügen seiner bildenden Hand. Die unruhig eilig wirkende Kraft darf keinen Widerstand der dumpfen Masse finden. Dann freilich, wird seine innere Bildung unmittelbar äußere Gestalt, gedeiht in der Wirkung auf die Seelen die ununterbrochene reine Entwicklung des Selbst, dann mag in und aus ihm eine geistige Welt von erstaunlicher Pracht und quellendem Leben erstehen. Sonst aber — welch sicheres Zerrinnen der seelischen Kraft in Ärger, Überschüttung und Zerwühlung. Oder aber, nicht in großem reformatorischen Wirken lebt er sich aus. Im Gedanken muß seine geistige Kraft Beruf und Ausdruck finden. Dann muß er an den Gedanken selbst das Gefühl persönlicher Wirkung haben, das ihm so notwendig, das in der Anlage seiner Gedankenbildung selbst erfordert ist. Er muß in die Gedanken gießen diesen ganzen Drang persönlicher Wirkung, in dem seine geistigen Schöpfungen entstehen. Es muß das Lebensgefühl, in dem er die Gedanken trägt, sich lösen in großen Richtungs-

linien des Denkens, all die Gedanken als zeugende Form durchdringen und aus sich strahlen. Aber eben für solche Entwicklung ist kein Ansatz da: noch spielen die Einfälle ungebunden und das Lebensgefühl spricht in einem vagen Stimmungsbegriff sich aus. Stellt aber die Persönlichkeit sich nicht also in ihren Gedanken dar, so bleibt ein Bruch zwischen ihrem Leben und ihren Gedanken, die Gedanken erschöpfen den Drang des Lebens nicht, befriedigen also die tieferregte Seele nicht, und schwankendes Unglücksgefühl, Erlahmen und Zerstörung sind gewiß. So trägt dieser Geist in seiner Anlage sein Schicksal. Wie er dahin eilt, wie ihm die leuchtenden Fernen der Gedanken sich öffnen, merkt er das düstere Drohen des Wetters nicht. Er fühlt sich ja zum ersten Male frei, fühlt sich zum ersten Mal gesund. Aber in dieser werdenden Gesundheit steckt viel Krankheitskeim, und unter diesem stolzen reichen Bau, den er aus eigenstem Können aufführt, lauert der ungesehene, der unheimliche Abgrund.

An Gedanken überreich, in jedem Gedanken ein Stück des Selbst, in dem Selbst die feurige, freudige Kraft und der ungeahnte, tödliche Riß — so fuhr dieser geniale Jüngling über das Meer. Selber in seiner Seele keinem Wesen der Welt ähnlicher als dem Meer, auf dem er fuhr. Über dem Abgrund das kleine, segelgeschwellte, das sichere, eilende Schiff. Fülle und Glanz umher und das Spiel der jagenden Wellen und eine Ferne, die unendlich scheint, doch nicht zu ferne hinter dem Horizont sind Grenzen ringsum. Er belebt den Blick für den Reichtum der Welt, aber ein durchaus neues Leben ist er nicht. Das sind die großen Schöpfer allein, die rein sich darstellen in ihrer That. Es ist das Meer der Hansa, auf dem er fährt, es ist das Meer des Kolumbus nicht. Aber ein

Stückchen deutscher Zukunft trug er im Schiff, und sein Segel war von der Hoffnung einer ganzen Seele geschwellt. Einer Zukunft entgegen, die ihm nichts nehmen konnte — denn er besaß nichts von den Gütern dieser Welt, nicht einmal das Selbst, das mit seinen Thaten sich eins fühlt, nicht einmal ein Herz, das an ihm als seiner Hoffnung hing — die ihm aber im Überreichtum alles versprach, eine lebendige Menschenwelt als Gebild seiner Seele und kaum gestanden, in verschwimmendster Ferne, spät genossen, die unendliche Liebe.

5.
Nantes, Paris, Hamburg, Eutin, Darmstadt, Straßburg.

Reisen wir mit Herder über das Meer und durch die Länder, die er dann durcheilt, so erleben wir in einer Fülle von Gefühlen und Gedanken eine Wallung, deren einheitlichen Strom im Wechsel aus einander rinnender Gebilde wir wohl empfinden. Sein Geist hat sich in seiner Eigenart gespannt. In der Welt menschlicher Bildung, die aus den Bedürfnissen seiner Seele heraus in seinen Gedanken ihm ersteht, empfindet er sein Selbst in voller Kraft entfaltet. Noch erhalten sich die Gedanken der großen Wirksamkeit einige Zeit. In Herders ganzer Art zu leben spürt sich die freiere und reifere Bewegung. Aber dann umschlingt ihn wieder von allen Seiten die Wirklichkeit. Er wird festgehalten von Verhältnissen, wie sie von je ihm beschieden waren. Der sich als Reformator größesten Stils geträumt, erscheint ein Prediger, ein Lehrer wie andere, nur von reicherem und weiterem Geist. Nur in literarischen Arbeiten drückt sein mächtigeres Wollen sich aus. Auch in diesen nie mit der gesammelten Kraft, nie in der Weite der Leistung, wie sie in den ersten Entwürfen ihm vorschwebt.

Immer ist in seinem Innern ein gewaltiger Knäuel von Bewegungen, die in seinen geistigen Thaten und in seinen Lebensverhältnissen nur wie in unvollkommenen Entwicklungsendungen oder gar umgebogen, durch fremde Mächte bedingt, erscheinen.

So ist das Leben des geistigen Arbeiters: es regen sich in ihm, je mehr seine Arbeit wahrhaft ihn ausfüllt, die Entwürfe so reich, daß kaum je sein Thun das Wollen erschöpft. Zugleich aber in den Entwürfen die Bedürfnisse der Seele nach einem ihr gemäßen Leben, die in seltenem Glücksfall nur Befriedigung finden. So ist vor allem das Leben Herders. Während er in seiner jeweiligen sozialen Stellung mit dem ganzen Anspruch seiner Würde auftritt, schweben über der Oberfläche seines Daseins die Hoffnungen von dem, was er sein wird, die nichts anderes als der Ausdruck seines tiefsten Wünschens und Wollens sind, treibt unter der Oberfläche die ungemessene Fülle der Bedürfnisse, Ahnungen, Gedanken, in der seine geistige Eigenart zum Ausdruck ringt.

Herders Selbstgefühl aber ruht weit mehr auf diesem, was noch unwirklich in seinen Gedanken sich bewegt, als auf dem, was er in der bürgerlichen Wirklichkeit seiner Stellung nach ist. Er lebt nie ganz in der Gegenwart. Er lebt in einem Reich der Entwürfe, der Wünsche, des Begehrens. Oft ist die Welt wie ein Nebel um ihn. Er wird fortgetragen vom Leben, fast ohne es zu formen. Es bilden sich seine Bücher in ihm fast nie zum reinen und vollkommenen Ausdruck dessen, was er will. Vergleicht man seine Ansprüche mit dem, was er erreicht, nicht allein die Entwürfe und Ahnungen mit den wirklichen Werken, sondern im weitesten Sinne den ganzen Lebenswillen, der in allen Zügen eine eigene, neue Gestalt des Daseins, ja der Menschheit verlangte, mit dem, was in diesem Leben schließlich heraustrat an Thaten, an sittlichen Verhält-

nissen, an dauernd gesunder schöpferischer Kraft: so ist es nicht anders, als habe hier eine mächtige Lebensbewegung nach Form und Gestalt gestrebt, doch die Kraft nicht gefunden, sie zu gewinnen.

* * *

Das Meer war fast während der ganzen Fahrt freundlich und still. Am 17. Juni lag das Schiff vor Kopenhagen, am 19. landete man in Helsingör. Herder fühlte sich der deutschen Schriftstellerkolonie in Dänemark nahe gerückt. Sollte er nicht Klopstock besuchen, den er so verehrte, Gerstenberg, Cramer, den Theologen Resewitz? Der starke Schaffensdrang in ihm schwelgte in dem Gedanken, hier am dänischen Ende Deutschlands im Gespräch mit ihnen Funken zu schlagen zu einem neuen Geiste der deutschen Litteratur. Aber der Freund Gustav Berens bat. Am 21. fuhr er mit ihm weiter nach Frankreich.

Am 15. Juli landete das Schiff in Painboeuf. Noch an demselben Tage fuhr Herder ins Land hinein nach Nantes.

Weit machte er die empfänglichen Augen auf, und die Eindrücke wirkten in seiner regsamen Phantasie. Das war ein ewiges Wunder für einen Mann, dessen Beruf war geistige Erscheinungen nachzuleben, sich zu bewegen in einem Lande fremder Zunge, in einem Land, wo jedes Kind französisch sprach. Lebhaft wie er war, empfand er zunächst auch in diesen Menschen allen, in dieser ganzen Welt etwas Wunderbares, bis der Rückschlag eintrat und in seinen berichtigten Eindrücken die Menschen hier wie überall erschienen.

Gleichsam incognito lebte er unter ihnen. Durch seine Wirtsleute, Herrn und Frau Babut, in befreundeten Familien eingeführt nutzte er fleißig die Gelegenheit der französischen Unterhaltung. Als ein Gelehrter und deutscher Bücherfreund mochte er den biedern Franzosen gelten. Im Innern aber rollten diese Pläne der großen Reformen fort. Was er aus

zahllosen Büchern herauszog, das waren vor allem Materialien über die naturgemäße Entwicklung und früheste Bildung der Völker. Hierüber schwebte ein großes Werk ihm vor. Zugleich aber ein politischer Entwurf über die Kultur Rußlands. Er schrieb, indem er durch geheimnisvolle Verhüllungen hindurch große Dinge ahnen ließ, nach Hause, nach Riga, ob es wohl möglich sei, ein Werk in französischer Sprache der Kaiserin Katharina zu überreichen. Die Gedankenbewegung der Reise setzte in ihrer inneren Zwiespältigkeit sich fort. Während noch immer dieser leidenschaftliche Geist sein volles Selbstgenügen allein findet in den ehrgeizigen Plänen großer reformatorischer Wirksamkeit, behaupten doch wieder die Gedanken, die ihm aufgehen, sich in ihrem Eigenrecht als Gedanken. Sie spinnen auf dem Papier sich weiter. Dort die Ideen der Erziehungspolitik in Rußland, hier Pläne litterarischer Arbeiten, die mehr als eine Menschenkraft verlangen. Dem Geist der Bildung der Völker nachzuspüren, so ruft er selber aus, „da liegt Geschichte, Erziehung, Psychologie, Litteratur, Altertum, Philosophie, Politik, Sprache, Gesetzgebung, schöne Wissenschaften, Eintritt in die Welt, Gewohnheiten, Künste, Moden, Namen, alles drinn — mehr als Geschichte des menschlichen Geistes: Geschichte des Fortgangs und der Kräfte des menschlichen Geistes in dem Zusammenfluß ganzer Zeiten und Nationen!" „Das sei mein Lebenslauf, Geschichte, Arbeit!" Das Lebensverlangen, das die Gedanken als That sehen möchte, erscheint so gleichsam nur noch als Gefühlston der erregten Seele. Der Gedanke selber nimmt im theoretischen Bereich die ganze Herdersche Kraft in Anspruch.

Von all diesen weittragenden Plänen voll bewegte er sich unter den Gastfreunden als der harmlose, lebhafte, liebenswürdige Gelehrte. Das war eine besonders feine Würze des Zustandes, in dem er sich befand. Die Bewegung erhielt sich

recht in ihrem unverkümmerten Schwung, da niemand sie vermutete. Es war in diesem Bezuge beinahe in einer andern und gereifteren Art eine Wiederholung der Kindheit Herders. In den gestaltlosen Phantasien einsamer Stunden erwachte sein Selbst, hinausgeschwellt in ungewissem Gefühl aus den bestimmten Verhältnissen des Daseins, das Leben aber kannte ihn nur als den gehorsamen, fleißigen und begabten Knaben. In unruhigen Entwürfen der Weltgestaltung, in großen Gedanken litterarischer Wirksamkeit fühlte sich nun auf dem Höhepunkt jugendlichen Erwachens das Selbst, das Leben aber kannte den Mann allein als fleißigen, tüchtigen Gelehrten.

Es gibt lose Blätter des Reisetagebuchs, die in der Bewegung der Gedanken selbst den Mann lebendig vor unsere Augen stellen. Die Sätze sind wie Herder in Handlung vorgestellt. Da sind die paar Seiten über die Bildung menschlicher Seelen aus Thomas Eloges. Man sieht, wie er ruhig ausschreibt und seine Gedanken hinzusetzt. Plötzlich stößt ein Einfall ihm auf, wirft ihn gleichsam vom Buch zurück. Er stützt den Kopf auf, blickt in die Ferne, und die ganze Kette seiner Ideen wirbelt in seinem Kopfe ab. Tausend Fragen auf einmal! wie große Männer entstehn? wie das Genie zu erwecken ist? welche Umstände dazu gehören? u. s. f. Er denkt an den Genius, das Dämonion des Sokrates. Nun richtet sich der Blick nicht mehr in die Weite, er träumt ins eigene Innere hinein. Die Bemerkungen über das Werden großer Seelen führen abermals zu einer Kritik des eigenen Werdens. Die Gedanken über die Welt enden in der Selbstkritik. Vielmehr es zeigt sich, wie die Selbstbeobachtung eine Haupttriebfeder der Herderschen Versenkung in fremde Seelen ist, wie unter all seiner weitgespannten Arbeit über die Gebilde und die Geschichte der geistigen Welt die Angst um die eigene Seele

bebt. Er ruft den eigenen Genius an, klagt, wie die Jahre seiner Jugend vorübergehn, der Frühling ungenossen dahinschleicht. Er ruft sich die Zeiten seiner Entwickelung zurück. Er dachte früh, er riß sich los von den Menschen, er ward fortgerissen vom Großen, Unerforschlichen, Schweren. „Ich ward nie, was ich werden sollte, wozu mich Notwendigkeit und Umstände machen wollten, sondern immer was anders. So als Schüler, so als Lehrer; so in Königsberg, so in Riga; so auf Reisen. Genius, durch welche Wege bin ich geführt und umhergeworfen.“ Er ist dem Reich der Wahrheit, die praktisch ist, fern, zu sehr im Lande der Hypothesen. — So bewegt sich in Herder der Gedanke. Von einer beliebigen Seite angeregt springt sogleich die ganze Fülle seiner Einfälle und Fragen hervor, alle aber weisen endlich in das Zentrum des Selbst zurück, in dem es wogt und angstvoll schwankt. Es ist die strömende Bewegung einer tief aufgewühlten Seele. So weit und sicher die Erkenntnis zu reichen und zu streben scheint, im Tiefsten lauert immer die Frage: wer bist du? was sollst du? in allem treibt das Bedürfnis, ein Leben zu finden, in dem das Ganze der Seele thätig wirkt.

Seltsamer Zustand der Spannung und des Schwebens! Und immer wieder verrät sich doch, wie das alles nur Ausdruck einer Seele ist, die wachsen nnd in ihrer Kraft sich fühlen will. Immer wieder spricht die Empfindung der eigenen Schwäche sich aus, die so stark und bewußt doch nach ihrer Kraft sich sehnt. Alle Ideale dieses Mannes lösen sich aus dem Gefühl dessen, was ihm fehlt. Sie sind nur Ideale der vollen Entwickelung der eigenen Kraft. Dies Treiben des persönlichen Lebensgefühls, das alles durchdringt, bricht hin und wieder in so intensiver Stimmungsglut hervor, daß vollkommen wie ein Gedicht sich das Bild seines Lebens aus Herders Seele löst, ein Gedicht so unmittelbar und unbelauscht und so aus

dem Kern seines Lebens, wie kein späteres ihm gelang. „Mein Leben ist ein Gang durch gotische Wölbungen oder wenigstens durch eine Allee voll grüner Schatten; die Aussicht ist immer ehrwürdig und erhaben; der Eintritt war eine Art Schauder: so aber eine andre Verwirrung wird's sein, wenn plötzlich die Allee sich öffnet und ich mich auf dem Freien fühle. Jetzt ist's Pflicht, diese Eindrücke so gut zu brauchen, als man kann, gedankenvoll zu wandeln, aber auch die Sonne zu betrachten, die sich durch die Blätter bricht und desto lieblichere Schatten malt, die Wiesen zu betrachten, mit dem Getümmel darauf, aber doch immer im Gange zu bleiben. Das letzte Gleichnis habe ich insonderheit in den Wäldern in Nantes gefühlt, wenn ich ging oder saß und meinen Belisar, meinen Thomas auf Daguesseau las und über mein Leben nachdachte und dasselbe für meine Freundin in Gedanken entwarf und mich in großen Gedanken fühlte, bis selbst das Leben des Erlösers mir in seinen größten Scenen zu imaginieren, und dann aufblickte, die Allee wie einen grünen Tempel des Allmächtigen vor mir sah und Gedanken aus Kleists Hymne, aus seinem Milon aus dem Herzen aufseufzte und wieder las und durch die Blätter die Sonne sah und das weite Getümmel der Stadt hörte und an die dachte, die mein Herz besaßen, und weinte!"

Wie ist in dem allen nun doch so recht der Seelenzustand des fünfundzwanzigjährigen Jünglings! Die Lebensalter Herders hatten sich in ihrem Charakter seltsam verschoben. Die sorglose Kindheit war ihm verkümmert, das Recht des Knaben, harmlos zu lernen und im übrigen sich in frischer Bewegung des Lebens zu freuen, verkürzt. Er hatte in einer Zeit, wo andere in stiller Versenkung den Studien leben, arbeiten müssen um das tägliche Brot und Geschäfte versehen, in denen sonst reife Männer sich bewegen. Seine Stellung

zum Leben war demgemäß bestimmt. Er hatte die Ansprüche des reifen Mannes an die schuldige Achtung der ihn umgebenden Menschen. Er gewöhnte sich an das schnelle und fertige Urteil, während es in ihm wogte und gährte von unfertigem, jugendlichem Schöpferdrang. Nun war er nichts als der Mensch von diesem Geist und diesen Jahren. Und wenn auch hier gleichsam ein Schleier sein wahres Sein verhüllte, wenn er in dem Wirbel der Gedanken und der Entwürfe weit hinaus schien über die Anfängerschaft geistiger Eigenheit, es trat dennoch eigentlich zum ersten Mal in voller Klarheit der Lebensmoment heraus, in dem er sich befand. All jene Gedanken sind eigentlich nur eine große Frage an sich selbst, der weite Umblick nach außen ist in Wahrheit nach innen gewandt. Es ist die Jugendkraft, die, in ihrer Ursprünglichkeit erwacht, ihr Leben begehrt. In der äußeren Freiheit von Gedanken und Entwürfen umschwärmt — all diese Regung ist in Wahrheit nichts als im Innern die nach Gestalt verlangende Welt.

Aber dann ist es auch wieder recht eine Existenz in der Phantasie hier wie sonst das Herdersche Leben. Als gehe er nur wie im Nebel seinen Weg dahin. Die Kräfte des Innern berühren gleichsam nur die wirklichen Dinge. All ihr Schwung wird hinein- und hinausgedrängt in stille Träume, Entwürfe und Gedanken. Er steht doch niemals fest und sicher in dem Moment seines Lebens. Als der treue Hartknoch ihm schreibt, daß man sich in Riga über seinen langen Aufenthalt in Nantes wundert, wirft er ihm höchst gereizt einige Grobheiten an den Kopf. So sehr ist er abhängig von der äußeren Welt, so sehr reagiert er auf die Gedanken anderer über ihn. Und es ist ein feines Schauspiel, wie dies phantastisch aufgeschwellte Leben hineingezogen wird in die Wirklichkeit. Ein junger Schwede, namens Koch, schließt sich an Herder an. Er ist

entdeckt. Er mag sich nicht versagen, in freier Gesprächigkeit Kochs Mentor zu werden, wenn er mit ihm morgens um fünf Uhr in den Wäldern bei Nantes umherstreift. Bald wissen auch die französischen Freunde, daß Mr. Erdèr ein in seiner Heimat bekannter Schriftsteller ist. Er bewegt sich nun in der Wirklichkeit gleichsam mit seinem wahren Rang: es ist alles wie sonst. Es wiederholt sich in flüchtigeren, minder wichtigen Beziehungen, was Herder stets begegnet: während sein inneres Leben nach einer ihm entsprechenden Welt verlangt, hält die Wirklichkeit ihn in Verhältnissen fest, die ohne sein Zuthun und Wollen sich um ihn gebildet.

Am 4. November verließ Herder Nantes und kam am 8. nach Paris. Nach seiner Vorbereitung in der Provinz betrat er die Hauptstadt Frankreichs, die so lange die Hauptstadt der europäischen Kultur gewesen. Alles Sehenswürdige ward ihm gründlich bekannt, da er in dem Kupferstecher Wille einen vortrefflichen Führer besaß. Seine verfeinerte und ausgebreitete Auffassungsgabe bewährte sich, wenn er im Theater und in der Oper die innersten Gründe des ästhetischen Eindrucks suchte, Tanz und Spiel, Bewegung und Geste, Miene und Wort mit derselben Sorgfalt erwog. Auch zu bekannteren Schriftstellern, zu Diderot, d'Arnauld, Thomas u. a. stellten sich wenn auch flüchtig Beziehungen her. Aber ergreifen oder gar bestimmen that das französische Leben hier, wo es in seiner ganzen Eigenheit ihm entgegentrat, Herder ebensowenig wie in Nantes. Die Bedürfnisse seines Inneren fanden in dieser Welt nichts, das ihnen entsprach. Man hat das Gefühl, daß die Gedanken, die während der Reise in ihm entstanden, einfach sich weiterspannen, wohl angeregt durch den neuen reichen Stoff, daß aber eigentlich diese ganze Welt ihm äußerlich blieb. Vielmehr lebte er mehr als je in Ossian, in den alten Volksliedern, in Klop-

stock. Da war etwas von dem Gefühl des großen Lebens, was in ihm nach Gestalt verlangte. Er ruhte in ihnen mit einem Gefühl dessen, was er ersehnte als eigenes Ziel. Hier war Leben, Gefühl, deutsche Kraft, Richtigkeit und Empfindung. Wahrhaftig ein großes und ergreifendes Schauspiel! in jagendem Sturm der Gedanken ist Herders eigenstes Wesen erwacht und bewußt geworden. In allen Plänen, in allen Entwürfen treibt dieses wogende Gefühl des Selbst. Es prägt sich nur stärker aus in ablehnendem Mißbehagen, da es von der fremden, glänzenden Kultur des Geistes und der Feinheit sich umgeben, in ihr sich verlassen empfindet. Selber Jugend und Werdedrang findet es diese Kultur alt und müde und sterbensreif. Aber diese Jugendahnung neuen Werdens nennt sich deutsche Leidenschaft, deutsches Gemüt inmitten des selbstzufriedenen französischen Glanzes. Es ist, als sehe man wirklich den ersten Keim eines neuen Geistes der Kultur. Und wenn zunächst kaum mehr als eine vage Sehnsucht zu hören ist, wenn nur im litterarischen Gebiet dieser neue Geist seinen Ausdruck findet, es kündigt doch inmitten der Kultur, die die Welt beherrscht, eine neue Kraft, eine neue Reihe der Thaten in der geistigen Geschichte der Menschheit sich an.

Bezeichnend genug, daß der größte Eindruck Herders sein Spaziergang im Park von Versailles war. Die Statuen an den Wegen regten alte Lieblingsgedanken in ihm auf. In dem Entwurf seiner Ästhetik, den das vierte kritische Wäldchen vortrug, war das am besten ausgeführte Stück die Plastik. Wenn eben sie ihm jetzt wiederkam, so bezeugt es, wie sein Denken in die ursprünglichen Quellen der geistigen Gebilde hineindrang. Er will sich nicht beruhigen bei den Urteilen des mehr oder minder sicheren Geschmacks. Er will aus den Gründen, aus dem Entstehungsgesetz der Werke heraus

sich das Wesen und den Eindruck der Werke erklären. Dies entdeckende Hineindringen aber in die ersten Quellen ist der sprechende Beweis jener Ursprünglichkeit, die nicht im Leben, wie es ist, sich gedankenlos hinnehmend bewegt, in der ein neues Leben vielmehr aus Eigenem sich bildet. Das Gesicht, lehrt er, sieht nur Flächen, das Gefühl tastet Formen. Die Plastik ist die Kunst des Gefühls. Die tastende Hand ist das Organ für die Schönheit der Form. Sie gleitet die Flächen hinab und genießt den Fluß und die Rundungen der Linien. Soll das Auge der plastischen Schönheit als Thor in die Seele dienen, so vertritt es nur die Stelle des Gefühls, so wird durch das Auge die Seele des Betrachters ganz Gefühl. Hiernach bestimmt sich das Gesetz der schönen Gestaltung der Form. Für den dunkeln, aber mächtigen Sinn des Gefühls sind die Flächen groß und nackt und frei zu bilden.

Offenbart sich wohl in irgend einer Arbeit deutlicher diese entzückend feine, schmiegsame Seele, in der wie in keiner andern das schöpferische Werden der geistigen Gebilde sich kündigt? Die Eindrücke nimmt sie empfänglich hin. Es legt sich in ihrer Besinnung das Geflecht der seelischen Bewegungen auseinander, in dem sie als ästhetische Eindrücke leben. Die Statue wird gleichsam Seele. In der Seele wird das Ineinanderspiel der Kräfte aufgedeckt. Es ist eine Kunstkritik, die ein eigenstes urpersönliches Erlebnis, in ihrem Gedankenausdruck selber ein Schaffen ist. Er lebt die Kunst des Gefühls in ihrer seelischen Entstehung mit. Denken wir, wie er in den wundervollen Gängen des Parks von Versailles dahingeht, wie die Statuen wirken auf den ganzen Komplex seiner früheren Gedanken, ihn flüssig machen und neu beleben. Das Bestimmteste, die plastische Gestalt, löst sich ihm innerlich in eine unbestimmt hinschwebende Reihe von Einfällen auf. Er

lebt stets in sich mehr als in der umgebenden Welt. Dieser einzelne Punkt der Erkenntnis aber, von dem die Strahlen sich im weiten Horizont verlieren, ist nur wie ein Zeichen des Gesamtwollens, in dem diese Seele sich bewegt. Sie wollte gern Gestalt werden in einer lebendigen Menschenwelt, die gleichsam Darstellung ihrer rein entwickelten Kräfte sei. Sie lebt nun wenigstens die geistigen Gebilde neu in der innersten Quelle ihrer Entstehung mit. So freilich schwankt sie dahin in verschwimmenden, die bestimmten Einwirkungen der umgebenden Welt nie ganz erschöpfenden Gedanken. Wie ein Lichtpunkt aufsteigend aus dem Nebel ist die einzelne Idee. Wie ein Nebel ist immer um ihn, ein Chaos, in dem die weltgestaltende Kraft, zum Durchbruch jederzeit bereit, ungewiß schwankt und zuckt.

Herders ganze Art zu leben hier in der Gährungszeit wie an einem Punkte konzentriet. Nicht aus, nicht unter, sondern zwischen den Eindrücken wächst sein Selbst. Dies Wachsen in seiner unbestimmten Gährung und doch so selbstwilligen Eigenheit hält ihn ab, im Momente ganz aufzugehen. Es ist wirklich ein dämonisches Treiben in ihm. Wie in Riga die Existenz des Schriftstellers eine so andere war als die des bürgerlich angesehenen Mannes, so daß im Konflikt der Lebenssphären sogar Herders bürgerliche Existenz unerträglich ward, so scheidet sich gleichsam auch jetzt die Sphäre seines unbewußt fortwachsenden Inneren von dem Leben seines bewußten Wollens. Es entstehen in der Gährung seines Gemüts Anschauungen und Gefühle, die eine tiefere Auffassung des geistigen Lebens enthalten. In der Fremde bildet sich durch sein eigentümliches Gefühl der Deutschheit. Er wird stets dahingetragen von einem tiefen und mächtigen Strom, und während er im Moment auf festem Grunde, in weiter fruchtbarer Ebene zu stehen wähnt,

sind um ihn die reißenden, ungewissen, weiter und weiter reichenden Strudel des Werdens.

* * *

Wir eilen mit Herder durch die nächsten Abschnitte der Reise hin. Sie lassen in seinem Leben geringe Spuren zurück. Selten ermessen wir ganz, wie der Zustand seines Inneren war, was ihm die Menschen, was ihm die Eindrücke gewesen.

Weihnachten war er in Brüssel.

Zu Schiff fuhr er von Antwerpen nach Amsterdam. Das Schiff geriet auf eine Sandbank und drohte zu sinken. In der Nacht, im Sturm, auf sinkendem Schiff las er Ossian. Die Heldenwelt der Nebel und Berge umrauschte ihn in der nächtlichen Gefahr. Gegen Morgen wurden sie von Fischern gerettet und sahen vom Strande das Schiff versinken.

Er reiste, einem Antrag des Fürstbischofs Friedrich August von Lübeck zu folgen, nach Eutin. Den Erbprinzen Peter Friedrich Wilhelm sollte er drei Jahre auf Reisen begleiten.

In Hamburg weilte er vierzehn Tage. Vierzehn vergnügte Tage verlebte er im Februar mit Lessing. Im April von Eutin zureisend, hat er ihn noch einmal gesehen. Im Verkehr mit diesem klaren Verstand und dem den Moment beherrschenden Charakter kamen die wogenden Zukunftshoffnungen nicht zu Wort. Man hatte sich dennoch viel zu sagen. Man sprach vom Theater, von Poesie und Bildnerei, und Winckelmanns Gestalt war zwischen ihnen. Auch in die theologischen Fragen ward ein Blick gethan, eine Andeutung fiel über einen gefährlichen Schatz in Lessings Hand. Mit seiner straffen Klarheit hielt er den jungen unsteten Seher fest. Er zwang ihn in seine Art der Anschauung und des Empfindens, und der Eindruck der Persönlichkeit Lessings war wohlthuend und groß.

Ein Mann, der eigentlich stets in freier Arbeit das Nötige sauer erworben, ein Mann, der in bestimmtem Fortgang von Gebiet zu Gebiet der schriftstellerischen und dichterischen Arbeit die Grundbegriffe gesäubert, der in der klar ergriffenen großen Aufgabe des Augenblicks stets mit seiner ganzen Persönlichkeit sich zusammengefaßt. Vor ihm stand nun Herder, der zwar arm gewesen, aber doch in festen Stellungen immer leidlich vom Leben getragen war und am Ende noch mit Hilfe der Freunde in einem unbestimmten Freiheitsdrang die große Reise ermöglicht, Herder, der von einer ungeheuren Lesewut angeregt in halb zufälligem Strom bald über dies, bald über jenes seine Einfälle aufs Papier warf und aus den Einfällen die Bücher zusammenschrieb, — der endlich nie den Moment mit seiner Persönlichkeit erfüllte, sondern seltsam verteilt hier Schriftsteller, hier Prediger und Lehrer, nie derselbe, nie ganz einer war. Als trete dem Geist des Anfangs, der das Gebiet begrenzt und eingeteilt, der Geist des Fortstrebens gegenüber, der in keimendem, schwellendem Reichtum es füllen und beleben soll. So oft Herder später von Lessing gesprochen, spürt man, wie groß und imposant der reife Mann dem Jüngling sich dargethan, ein Urbild männlicher Redlichkeit. Aber es war doch in Herder das Bedürfnis zu stark, zu führen, zu leuchten und zu beherrschen. Wenn Lessing wohl mit ihm zufrieden war, er hat den wirklichen Herder gewiß kaum gesehen. Dieser gab sich mehr in der warmen enthusiastischen Freundschaft mit Matthias Claudius, dessen reine Seele ihn gefangen nahm. Von ihm ward er als der Genius überschwenglich empfangen, und Herders Liebe war dem guten Matthias wie Liebe der Frauen. Hier war unter Thränen, Umarmung und Kuß der Überstrom der Neigung, und in dem ganzen, frei schwellenden Reichtum der Seele war Herder der bewunderte Führer und Genius.

Mitte März kam er nach Eutin. Es war eigentlich eine seltsame Fügung, daß der Mann, der sich als den Bildner eines ungeheuren Reichs geträumt, nun an einem ganz kleinen Hof eine nicht sehr bedeutende Stelle bekleidete. Der imposante Ankömmling erwarb freilich sogleich die entschiedene Achtung des Fürsten und aller, die frei und unbefangen zu ihm standen. Er las ihnen Klopstock und Minna von Barnhelm, er brachte ihnen die ganze Fülle der Anregung eines immer lebendigen, immer mit großen Dingen beschäftigten Geistes. Nicht alles entsprach von vornherein seinen Wünschen. Hatte er sich nicht leicht entschlossen, in diesem engen Kreis sich zu binden, so hatte er auch nach seiner Art voraus sich ausgemalt, was er von seiner Stellung erwartete, was er für notwendig hielt. Er fand die Sphäre seiner Wirksamkeit sogleich beschränkt. Der Reiseplan war festgesetzt, nach Herders Meinung nicht in glücklichem Entwurf. Die Behandlung des Prinzen war, wie er glaubte, nicht die rechte. Dabei sah der Hofmeister den Reisebegleiter mit schelen Augen an. Die lieben Amtsgenossen stießen sich hier wie stets an einem Geistlichen, der in weltlicher, selbst weltmännischer Bildung sich so frei bewegte und in religiösen Dingen nicht die Gewähr orthodoxer Harmlosigkeit gab. Kurz, die Wirklichkeit war wieder einmal ganz anders, als Herders der Ausbreitung und freien Wirkung bedürftige Seele gewünscht und gedacht. Er ahnte, daß unter diesem Druck lange zu leben ihm nicht möglich sei, und hielt sich für den Notfall die Thüre offen. Er bat sich aus, auch während der Reise um seinen Abschied bitten zu dürfen, sobald er sähe, daß seine Gegenwart nicht mehr von entschieden nützlicher Einwirkung auf den Prinzen sein würde.

Mitte Juli begann die Reise. Über Cassel kam man Mitte August nach Darmstadt. Überall berührte sich Herder

mit den litterarischen Größen. In Darmstadt wurde er mit dem Kriegsrat Merck bekannt. Der geistreiche und gefährliche Mann bekam in Herders Leben eine wichtige Stelle, denn er machte ihn im Hause des Geheimrats Hesse mit der jüngeren Schwester von dessen Frau, Karoline Flachsland, bekannt, die Herders Braut wurde. Herders Verhältnis zu Merck bestimmte sich nach dieser wichtigen Beziehung. Erst war es eine aufs höchste gesteigerte Exaltation der Freundschaft. Bei den vielen Wechselfällen des Verkehrs zwischen Herder und seiner Braut konnte Merck nicht immer als der gleiche erscheinen, er mochte selbst zuweilen an Herder zweifeln, und jede Schwankung wirkte auf das Urteil ein: Merck galt Herder als zweideutig, als falscher Freund, ja geradezu als Schuft. Ein ewiges Hin und Her, da man sich im Anfang nicht im eigenen wahren Wesen gekannt und gefunden, sondern in Bezug auf ein schicksalvolles Lebensverhältnis, das wie Herders Leben selbst von übermäßigen Schwankungen bewegt war.

Wir besitzen fast den ganzen Briefwechsel der Brautzeit. Wir wissen einiges von den Lebensschicksalen Karolinens und kennen ungefähr die Seele Herders in jenem Sommer 1770. Aber wie arm stehen wir da, wenn wir sagen sollen, in welchen feinsten Linien diese Seelen in einander geflossen, wie eben sie, wie eben jetzt sie einander des Lebens Notwendigkeit geworden! Und doch — wie gern würden wir manchen Aufsatz, manches Werk des Mannes dahingeben, wenn wir in dieser feinsten Regung ihn belauschen könnten, wenn die Bewegung seines Inneren hier rein und offen vor uns läge und an diesem einen Moment sich ganz der Grad der Ehrlichkeit und Entschiedenheit, der Selbstheit verraten müßte, der seinem ganzen Leben eigen war. Das heilige Dunkel, in dem der wertvollste Gehalt eines Menschenlebens selbst dem treu Nachlebenden ver-

hüllt bleibt, scheint uns nirgends dichter und betrübender als hier, als in dem Augenblick, der für alles uns ein Aufschluß wäre. Wir können nur ehrfürchtig und vorsichtig ahnend einige Momente herausheben.

Der Prinz war bei Hofe gefesselt und Herder genoß einer weiter gehenden Freiheit. Er wurde in dem Kreise Mercks als der berühmte Fremdling mit entschiedener Achtung aufgenommen. So fand er sich gelöst von lästiger Pflicht, umhegt von Bewunderung und Aufmerksamkeit recht in dem Element, in dem ihm wohl war, in dem die Seele ihm aufging. Er ließ sich gehen in dem anregenden Strome seiner Gedanken. Die kritisch feste und selbständige Natur Mercks, der ihn achtete, ohne sich ihm unterzuordnen, hielt seine sarkastische Laune im Zaum. Die Anwesenheit der lieben und verehrenden Frauen ließ die weichen Saiten seiner Natur vor allem erklingen. Er war geistreich, ohne scharf zu sein. Er bewies in der Fülle der Gedanken eine teilnehmende, liebenswürdige Seele. Er ieß sich gehen, und sein Gehenlassen umspielte reich und weich, ohne zu reiben und zu stoßen.

Man sah sich im Hause, man wanderte im Freien. Die Welt umher, die schöne Stimmung, in der man sich genoß, regte die Erinnerungen der Dichter auf. War es doch eine Zeit, in der das dichterische Wort den Menschen im Verkehre unentbehrlich war, in der jedes tiefere Empfinden nach einem Wiederklang in den Werken der Dichter sich umsah. Herders Verhältnis zur Poesie war eigen und tief. Nicht völlig frei nahm er alle Werke der Kunst mit künstlerischem Verständnis hin. Er bedurfte zunächst, daß Sympathie seine Seele an die Empfindung des Dichters knüpfte. Er mußte mitempfinden mit dem Gefühl des Dichters, das ihm menschlich schön und frei oder weich und rührend erschien, um zu lieben und dann

erst wahrhaft verstehen und würdigen zu können. So tönte gleichsam seine eigene Seele in seiner Rezitation der Gedichte mit, und wieder erschien den Hörern die Poesie ein ihnen verwandtes, ein sie selber aussprechendes schöneres Leben. Die Sphären des vielverschlagenen Mannes und des im engen Kreis empfindenden Mädchens vereinten sich hier, in Kleist und Klopstock fanden sich ihre Seelen.

Man ruhte etwa aus bei Darmstadt unter den Bäumen der Fasanerie. Unter munteren Gesprächen, mit Scherz und Liedern war man hinausgewandert. Herder konnte so heiter sein, so jugendlich heiter, und seinem klangreichen Gemüt war in Liedern so wohl. Nun sprach er, vor den Ruhenden stehend, aus dem Gedächtnis mit seiner seelenvolle Stimme eine Ode Klopstocks, die nur der Stimmung nach Karolinen im Gedächtnis blieb, als habe sie gelautet: Als ich unter den Menschen noch war. Er sprach gleichmäßig, jede Nüance der Empfindung belebte sich, er schien eins mit dem Gedicht, um so mehr wirkte seine Persönlichkeit mit in dem Eindruck der Poesie. Hoben doch die feierlichen Worte in eine zartere, höhere Welt! Es haben in jener Zeit, wo der Mensch erst entdeckte, welch einen Reichtum er in seinem Herzen trägt, und darum jeder Wallung mit einem gewissen Stolz des Empfindens sich hingab, die Thränen gewiß nicht gefehlt. Wie war er gut und weich — der kluge, weit gewanderte Mann! wie wurde das Leben so reich und schön, wenn er mit seinem Geist und Herzen es beglückte!

Sie war in engen Verhältnissen aufgewachsen, eines Amtsschaffners Tochter aus dem Elsaß, früh eine Waise. Ihre Lage im Hause der Schwester war unerfreulich und gedrückt. Der heftige und aufbrausende Mann bereitete schon seiner Frau viel traurige Stunden. Um so mehr mochte die arme Schwester

die herbe Not empfinden, auf die Gnade eines unteilnehmenden Wohlthäters angewiesen zu sein. Stand es nun nicht gleichsam vor ihr wie die Verkörperung der großen und freien Welt da draußen? Was hatte dieser Mann gesehen, gedacht, gelesen und gelebt! wie wurde in seinem Geiste das Bunte bedeutend, das Viele erst sinnvolles, reiches und quellendes Leben! Aber auch er war arm gewesen, er hatte sich hindurchgerungen aus der Enge zur Freiheit. Durfte es nicht sein, als habe er Fesseln gesprengt, die noch das Mädchen bedrückten? Durfte es nicht in zartester, unbewußter Empfindung wie ein Hauch der Erlösung für das eigene Leben erscheinen, wenn all diese Weite und Größe in seinen Worten erklang? Er stand ihr in all seiner geistigen Ferne nah.

Am 19. August hörte sie ihn in der Schloßkirche predigen. Er hatte keine Predigtmanieren, er sprach ruhig und sachlich, recht wie einer, der seiner Sache sicher ist. Und dann mit einem Eingehn auf die Situationen des Lebens, welches von seelenkundiger Vertiefung sprach. Alles an ihm war ja aus Einem Geist. Er studierte die Seele, um auf sie zu wirken. Er war am größten, wenn er so mit freier Beherrschung seiner Erfahrungen sprach, um vor dem Angesichte Gottes das ideale Bild seiner Menschheit zu entwerfen. Schon damals kündete alles Leben, all das Große, das ihm aufgegangen, all die Zeugnisse des Menschenlebens — sie kündeten ihm den sich offenbarenden Gott. Es mochte ein großartiger Eindruck sein, wenn alles, was in dieser reichen und weiten Seele so eigenartig, so durchempfunden sich gesammelt, nun in ihrer eigentümlichsten Kraft hervorbrach zur Wirkung auf die Seelen. Dies war der eigentlichste, dies war am meisten Herder. So hatte sie niemals predigen hören. Und es war doch eine Predigt des Gottes, der auch ihr Gott war, es legte doch

dies große Umspannen der menschlichen Situationen, der Geschichte der Menschheit, der Völker und ihrer Stimme in der Poesie als Gabe vor demselben Gott sich nieder, dem auch sie die kleinen und großen Sorgen ihres unschuldigen Herzens vertraute. Sie war ganz hingenommen in diesem Augenblick. „Ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir.“

Am Nachmittage sah sie ihn und stammelte ihm schüchtern ihren Dank. Ihr tiefes blaues Auge konnte gewiß nicht verhehlen, was in ihrer Seele sich geregt. Stets lag dem Manne an der Wirkung seiner Worte. Erst wenn er sie wirksam fühlte, fühlte er sich lebendig. Nun dankte ihm ein ganzes, liebes, unschuldiges Wesen. Wenn seine ganze Persönlichkeit für ihr Gefühl Wort geworden in seiner himmlischen Predigt, so bot sich hier dieser Ganzheit seines Strebens und Wollens gleichsam der schönste Gewinn, so kam seinem Leben das reinste, holdseligste Leben entgegen, das unter seinem Wort erblüht zum Mut, sich ihm zu entdecken.

Nun schmolz ihr Wesen in dem Gefühl, nicht mehr wie früher allein und für sich zu sein. Im Schweben und Zusammenwollen ging die Zeit dahin. Sie sahen sich jeden Tag. Sie schlossen auch ohne Wort, auch ohne es zu wissen, sich mehr und mehr aneinander. Am 25. August, seinem Geburtstag, gab er ihr seinen ersten Brief, den Brief voll tiefer, sicherer, männlicher Empfindung. Die Entscheidung war da. Aber doch eine Entscheidung, die nicht klar und unzweideutig entschied. Sie wußten und hielten sich doch nicht. Es war, als wäre noch nicht alles in ihnen zur Einheit ineinander geworden, als bliebe ein wenig Furcht vor dem letzten Schritt, der zwei Leben auf neuem Grund aneinander gab.

In die mächtige Gährung des Herderschen Geistes trat hier des Lebens Gipfel und höchste Aufgabe hinein, die recht

wohl sein Schicksal werden konnte. Kein Zweifel! er war der Fertige, Sichere, Große nicht, der er ihr erschien. Es ist schmerzlich zu sagen, aber es scheint doch gewiß, daß gleichsam nicht aus allen Winkeln und Gängen dieses labyrinthisch vieldurchströmten Wesens das freudige Ja! zu der großen Entscheidung erklang. Es war nur Werk einer Überrumpelung Mercks, daß am letzten Tage, am Morgen der Abfahrt, am 27. August sie zum ersten Mal einen Augenblick sich allein sahen. Er zog sie auf seinen Schoß, sie umarmte ihn stürmisch, sie küßten sich viele Male. Die Reisegenossen drängen. Er stürzt davon. Unter Thränen und Lächeln wirft er vom Wagen noch Kußhände zum Fenster hinauf. Und fort ist er, aus einem ersten Taumel momentanen Hingegebenseins ihr entrissen. Sie wissen kaum, sind sie verlobt, sind sie nicht verlobt. Ists doch auch hier, als treibe das Leben ihn unstet fort, die Entscheidungen fallen, er weiß kaum selber wie? plötzlich bewegt er sich in neuer Sphäre, unter neuen Bedingungen. Und im Innern, um die Punkte der Entscheidung herum wälzt sich diese Fülle der Bewegungen des Geistes, nicht zur Einheit zusammengeballt, kein ganzes, einfaches, einheitliches Leben, sondern jede einzige zu ihrer Zeit, an ihrem Ort ihr eigenes Leben verlangend.

Die Reise ging über Karlsruhe zunächst nach Straßburg. Der Markgraf von Baden zeichnete Herder in Karlsruhe entschieden aus und verlor ihn nicht mehr aus den Augen. Er gewann durch seine Bildung und Klugheit, durch seine wohlwollende landesväterliche Gesinnung und durch seine rege Teilnahme für humane Bestrebungen Herders ganze Achtung, während die gelehrte Markgräfin, die sich gleichfalls um ihn bemühte, ihm äußerst mißfiel. Anfang September 1770 kam die Reisegesellschaft in Straßburg an.

* * *

Es war ein jäher Wechsel, nach der Darmstädter Freiheit und dem frohen Genuß der Stunden die vielfache Abhängigkeit im Reisegefolge. Herder fühlte sich gefesselt und beschränkt: das war ein erster lästiger Druck auf seine Seele. Der Gedanke an die Halbverlobte ging mit ihm, und wenn schon kein Behagen bei dieser Reise war, die ihn in eine ungewisse Zukunft entfernte, so vermehrte sich die Mißstimmung, da kein Ton der frischen, ungetrübten Freudigkeit sich in den Briefen herstellen wollte. Zu dem allen kam die Verschlimmerung des alten Augenübels, die Herder bestimmte, sich wieder einmal einer Kur zu unterwerfen und zwar dieses Mal bei dem berühmten Chirurgen Lobstein wirklich zu der schmerzlichen Operation zu schreiten. Als sollte recht gründlich das schöne Gefühl der Freiheit und Gesundheit einem Zustand des Unbehagens weichen! So von außen und innen bestürmt und gequält trat Herder in seine Straßburger Existenz, und — großartiges Ereignis! — in gleichem Schritt mit einander wächst seine Bedrängnis und innere Not und eine geistige Wirkung, die von ihm ausgeht, unermeßlich in ihrer Wichtigkeit für die Geschichte des deutschen Geistes.

Da saß er nun in der dumpfen Luft seiner Krankenstube, die ihn nicht losließ. Es war nicht der weite Horizont und die unbeobachtete Stille, in der die großen Phantasien seiner Zukunft seiner Einsamkeit entsteigen mochten. Es war auch der Ort nicht für den harmlosen Verkehr, in dem er belebend sich gehen ließ. Er war von der Welt und ihrer freien Bewegung getrennt, auf sich gestellt und doch auf Menschen angewiesen. Aber in dieser Dumpfheit und Enge war er wie vielleicht nie der ganze Herder mit seinem Gedankenflug und mit seiner Lust am Necken und Hänseln. Die Energie seiner Arbeit erlahmte nicht. Vielmehr in nervöser Unruhe ging sie nach allen Seiten.

Er übersetzte Volkslieder und Shakespeare, er ging großen Hypothesen über die Urgeschichte der Menschheit nach, er setzte, durch ein Preisausschreiben der Berliner Akademie veranlaßt, seine Abhandlung über den Ursprung der Sprache auf. In diesem Gewoge des inneren Lebens blieb das Bedürfnis sich mitzuteilen gebieterisch stark. So entsteht dieses merkwürdige Bild seines Straßburger Lebens: seine äußere Existenz ist unerfreulich und ungewiß, in seinem eigenen Inneren schwankt es von vielfacher Not, und zugleich bilden sich Gedanken und Werke voll innerer Lebenskraft, und aus der Gesamtheit seines bisherigen Arbeitens tritt er mit herrischer Überlegenheit, fest und übersicher, den Jünglingen entgegen, die ihn besuchen und unter seinen Anregungen sich eigen entwickeln.

Er traf in Straßburg den Vetter eines vertrauten Rigaer Freundes, Pegelow, der medizinischen Studien oblag. Es war ein dicker, behaglicher Russe, abstrakten Erörterungen abgeneigt. Er verfolgte seine Studien und lebte im übrigen vergnüglich und ruhig dahin. Er sorgte für Herder mit Biedertreue, suchte ihm, als er die Wohnung wechselte, ein Quartier und leistete ihm, so oft er wollte, Gesellschaft. Sogleich wird Herder von seiner Wut zu lehren und einzuwirken ergriffen. Sie sitzen abends beisammen. Herder beginnt seinen Unterricht. Er streicht das Buch glatt. Da, ein Blick in das Gesicht des Schülers, es ist so ganz gläubige Ehrfurcht und Erwartung, daß Herder loslacht. Sie lachen beide. Das Buch wird zugeschlagen und der Abend mit Bischof und Kartenspiel beschlossen.

In der ersten Zeit wohnte Herder im Gasthof Zum Geist. Eines Tags redet ihn unten an der Treppe ein junger Mensch an. Er hat in dem Fremden, der an ihm vorübergeht, den berühmten Verfasser der Fragmente vermutet. Frei-

lich ist das Aussehen Herders auffallend genug. Sein gepudertes Haar war in eine runde Locke aufgesteckt, er war schwarz wie ein Geistlicher gekleidet, ein langer, schwarzer seidener Mantel war am Ende zusammen genommen und in die Tasche gesteckt. Das runde Gesicht sprach lebhaft an: eine bedeutende Stirn, unter schwarzen Augenbrauen ein paar kohlschwarze Augen, eine etwas stumpfe Nase, ein etwas aufgeworfener, aber höchst individuell angenehmer, liebenswürdiger Mund. Sobald er in Gespräch kommt, hat seine Art etwas Weiches, Einnehmendes, was zwingt, sich ihm hinzugeben, etwas, das doch weit entfernt ist von konventioneller Gewandtheit, gleichsam nur die vorläufige Oberfläche einer ausgeprägten Eigenart. Er fragt nach dem Namen des Jünglings. Johann Wolfgang Goethe aus Frankfurt, Student der Rechte. Er macht sich kurz mit seinen Zuständen bekannt. Einundzwanzig Jahre alt, eben mit der Promotion beschäftigt. Mit großer Zutraulichkeit und bezaubernd offenem Wesen hält Goethe, fast ohne daß jener es merkt, den verehrten Mann. Sie steigen zusammen die Treppe hinauf, und sogleich spricht Herder mit seiner ganzen Lebhaftigkeit auf den kaum Bekannten ein. Ich kann nicht sagen, wie sehr mir in all dem, in der Beschreibung seines Äußeren und seines Benehmens, in der Art, im Augenblick sich zu erschließen, der ganze Herder ausgedrückt scheint. Prediger zugleich, vollbewußt wirkend als geachtete Standesperson im Leben, wie es ist, und dieser eigenwillige, besondere Mensch, dieser nur er selbst. In etwas anderem Sinne war er auch so in seinem Verhältnis zu Goethe: der Prediger, ja der Prophet neuer Welten, der ihm Aussichten eröffnete und ihm Kräfte gab, und zugleich dieser rücksichtslos und hart zugreifende Mensch, der den anderen an seinen Schwächen rüttelte und ihn sein Nichts wieder und wieder empfinden ließ.

Goethe war nun häufig sein Genoß. Er kam morgens und abends zu ihm, verbrachte auch zuweilen ganze Tage mit ihm zusammen. Trotz aller Unbehaglichkeit fühlte er sich unbewußt gebunden von dem immer anregenden Mann. Er bringt den weichen, frommen, strebsamen Jung-Stilling mit. Zu diesem war Herder freundlich und mild. Er ging so still versenkt seines Wegs, so zuthunlich in seinem beschränkten Kreis, so als erwarte er, daß man ihn gelten lasse und lieb zu ihm sei. Wollte man mit ihm leben — und seine zarte Eigenart forderte dazu auf —, so war es nicht anders möglich, als indem man auf ihn einging und ihm Liebe erwies. Der schmiegsame Herder that es, wie es ihm gegeben war, hüllte ihn gleichsam ein mit allen zarten Seiten seines Wesens und übergoß ihn dann mit dem Strom der Anregungen, die nun nur wohlthätig erweiternd wirkten. Der gute Stilling aber dankte, indem er Herder als den ersten aller Menschen aufnahm in seinen Gesichtskreis. Freilich als Herder fort war, wurde Goethe wieder sein Heiliger. Goethe, der jetzt so grausam geschlagen und geschunden ward. Das kam, weil er durchaus gewohnt war, selbst zu gelten, weil seine frische, jugendlich ausgebende Natur mit seinen eigenen Meinungen harmlos, auch übermütig hervorkam.

Alsbald teilte Herder von seinen Schätzen mit. Er hat abends Pegelow nnd Goethe bei sich und liest ihnen den „Landprediger von Wakefield" des Doktor Goldsmith vor. Er schätzte dieses Buch seit Jahren über alles. Er sympathisierte mit den Szenen der Menschheit, die es für sein Gefühl enthielt. Dies einfach schöne Verhältnis des Vaters zu Weib und Kindern, diese anspruchslose und doch wahre Weisheit des Lebens entzückte ihn. Zugleich genießt er beim Lesen die ganze Leichtigkeit und Kunst des Werks. Er empfindet jedes

einzelne Stück zusammenwirkend im Eindruck des Ganzen. Er liest also wahr und schlicht ohne Abwechselung des Tons. Er läßt das Einzelne verschwinden in dem Strome der Einen Empfindung, die für ihn von dem Werke ausging und die er in dem Hörer erwecken will. Man fühlt es mit, wie er, in der Stimmung des Werkes gesammelt, die gleiche in den Zuhörern voraussetzt, wie er, der so viel von seiner Seele hineinempfand in die ihm lieben Werke der Poesie, mit einer Art Eifersucht auch über diese Werke nur die gleichen, nur dieselben Urteile ertragen konnte. Nun aber waren das Menschen, gewohnt, sich frisch zu äußern. Erzählte Burchell von den Wandelungen des Glücks, zog die Familie auf ihrem Weg in Kummer dahin, ritt Moses zu seinem seltsamen Pferdekauf und all die mannichfaltigen Szenen voll überlegener Freude und heiterer Liebe, sie lebten das ganz hingenommen mit, sie atmeten in dem Moment des Werks und unbekümmert um die Kunst und den Verlauf freuten sie sich an der Gegenwart jedes Zugs, wie er lebendig, geistreich, anschaulich fiel. Da hatte nun Herders Schelten kein Ende. Er empfand wohl jeden lauten Vorschlag des Gefühls als einen voreiligen Einbruch in die Gesamtwirkung, die er übermitteln wollte. Er reagierte auf den Stoß, den seine im Werke lebende Seele dadurch erhielt, durch Ausfälle jeder Art. Da er die Eigenart des Werks in all seinen Bestandteilen vollkommen beherrschte, konnte ihm nicht schwer werden, den armen Ahnungslosen zu beweisen, wie grob und thöricht ihre Meinungen wären. Man hat durchaus den Eindruck, daß weit mehr eine allgemeine Mißstimmung über die Wirkung seines Vorlesens, eine Art Besorgnis um seinen unbedingten Einfluß als wirklich der Ärger über die einzelnen Urteile sich aussprach, wenn er sie mit seinem Schelten, Zürnen und Anfahren nicht in Frieden ließ.

So war die Art dieses Mannes zu leiten und zu wirken. Er ließ sich gehen, er teilte sich mit, und wenn er nicht gerade die Wirkung sah, die er wollte, so schalt und zürnte er.

Er dachte wohl kaum daran, auf was für einen Menschen er stieß. Er sprach, wie's ihm ums Herz war, begeisternd, freundlich, anfahrend, je nachdem. Nun kam ihm in Goethe ein Mensch, dessen Art zu leben von der seinen durchaus verschieden war. Er lebte immer im Moment, er leistete und erstrebte stets, was gerade seinen Kräften erreichbar war. In seinen Kreisen war er seit langem stets als der Überlegene anerkannt. In seiner Straßburger Gesellschaft lebte eine Gesinnung aller, in der Frohsinn und Jugendmut gedieh. Sie bestärkten sich auf dem französischen Boden deutschen Landes in deutscher Redlichkeit und Geradheit. Die französische Litteratur und Kultur schien ihnen alt und überlebt, vornehm, nichts für sie. Eigen in ihren Gesinnungen, von eigentümlichen Interessen bewegt dünkten sie sich etwas Besonderes, und wie es stets geht, wo junge Männer sich absondern, sich in einem Kreise für sich anregend, mitteilend bewegen, sie trugen sich untereinander, sie hatten Freude aneinander und schienen sich ein wenig die Welt, nur im tiefsten Herzen froh bereit, alles Große anzuerkennen, von ihm sich ergreifen und fortziehen zu lassen. Man fühlte die Freude des Werdens, man entwickelte sich in unverkümmerter Jugendlust, und allen voran hatte Goethe die Art, in Freiheit und Unbefangenheit sich werden zu lassen und sich andern zu geben.

Herder — wir kennen ihn — lebte eigentlich nie im Moment. Seine Gedanken entwickelten sich in der Stille, gleichsam abseits vom Leben. Es war in ihnen nicht die ruhige Freudigkeit wie bei Naturen, die in sich selbst, in ihrer geistigen Entwickelung den Schwerpunkt haben und vom Leben nichts

wollen, als daß es sie wachsen läßt in ihrem geistigen Beruf. Die Gedanken mußten wirken, wenn er sie aussprach. Erst dann war er ihrer, erst dann war er seiner selbst in ihnen sicher. Wie derartige an Geist und Anregungen reiche, aber nicht in ihrer geistigen Entwickelung als ihrem Lebenskern gesammelte Menschen überhaupt riß er mit einer Art Hast den Hörer an sich. Er soll nicht entgehen. Er muß sich unterwerfen in diesem Punkt — denn dieser Punkt füllt eben, momentan das ganze Denken aus. Ist einst in der Stille das Selbst erwacht, als es unwürdigem Druck sich fügen mußte, nun verlangt es nach außen mit Heftigkeit seinen Sieg. Er ließ gleichsam die armen Jünglinge büßen für das, was er einst von seinen Peinigern erduldet. Und wenn er überlegen scheint in dieser Rücksichtslosigkeit des Scheltens, es verrät sich darin doch nur seine Not, doch nur dieses reizbar zuckende Wesen, das im Moment beherrschen will, wie es im momentanen Einfall sich empfindet.

Trat nun mit ihm eine größere Welt des Geistes, eine Fülle der Gesichtspunkte und Anregungen an Goethe heran, so geschah's eigentümlicher Weise mit einer Härte, die er nie gewohnt gewesen, recht als sollte im Ton des Verkehres selbst sich ausdrücken: hier ist ein ganz Neues, hier zieht dich eine Kraft, die dein gemächliches Werden aus dir selber unterbricht und dich in andere Bahnen hineinlenkt. Ein eigentümliches Bild, wie ihre Naturen miteinander ringen, wie der verschwiegene Untergrund der Seele bei beiden durch das Geben und Nehmen hindurchblickt. Scheint Herder nur absichtslos sich mitzuteilen, es spricht doch das ganze Bedürfnis dieser zuckenden Seele mit. Scheint Goethe nur empfänglich hinzunehmen, es wirkt doch das Gesetz dieser zu ihrer eigensten Gestalt sich entfaltenden großen Natur. Herder setzt fast ohne Gedanken an den andern nur sein eigenes Leben fort, Goethe findet unter

der rauhen Faust des andern mehr und mehr sein eigenes Leben.

Wie der Jüngling an sich selbst glaubte, so glaubte er auch gern an das Leben um ihn, er hatte seine Ideale in der Litteratur, Männer, die er verehrte, und denen er nacheiferte. Es war ihm selbst schon so manches gelungen im leichten geistreichen Lied, in der anmutigen und anspruchslosen Idylle, selbst in der mit geschicktem Verstand der Situationen gebauten Komödie. Es waren zum Teil kleine Meisterwerke des klugen Machens voll ansehnlicher Beherrschung der Kunstmittel einer Zeit, in der die Poesie höchstens ein Schmuck der gesellschaftlichen Unterhaltung, aber nicht ursprünglicher Ausdruck des inneren Lebens war. Überhaupt aber — er war voll des unschuldigen Selbstgefühls, das einer starken und gesunden Entwickelung eigen ist. Darum lag es ihm fern, kritisch zu nagen an den geistigen Zuständen, die ihn umgaben, und indem er sie negierte, zugleich Bestandteile des eigenen inneren Seins zu zerstören. Im übrigen hatte er die Bewegung der deutschen Litteratur seit längerer Zeit nicht in weiterem Maßstabe verfolgt. Er glaubte einfach an sie, weil er selbst so voll kräftigen Werdens war.

Sogleich fiel Herder mit Wut über ihn her. Wie durfte dieser junge leichte Mensch, der nichts geleistet, der immer von einem glücklichen Leben gemach dahingetragen war, wie durfte er sich herausnehmen überhaupt mitzureden und noch in diesem zuversichtlichen Ton! Gerade darum kam die Erwiderung um so herber heraus. Was war denn an dieser gepriesenen deutschen Litteratur? wo war sie mehr als Papier und Gemächte müßiger Stunden? Gewiß, hie und da ein eigentümlicher tieferer Ton. Da ist etwa Gerstenbergs Gesang eines Skalden, schön in der Form und in seiner Marmorschönheit von einem

seltsam tiefen Sehnen bewegt. Da sind allen voran die Oden Klopstocks — ewige Denkmale tiefer, zarter, heiliger Empfindung. Aber was liegt an dieser ganzen künstlichen Dichtung? Man sehe hinaus über die Völker. Was vergleicht sich der Kraft und Fülle der alten Volkspoesie? Wohin du blickst, findest du sie voll von dem eigentümlichen Leben jedes Stammes. Ewige Situationen stehen da, Szenen der Natur und der Menschheit, voll Gefühl, in der größten Kürze und Kraft geformt. Die alten Volksgesänge des Ossian dazu, diese Verse voll Sehnsucht, Trauer und nebliger Empfindung, in denen Schottlands Hochgebirgswelt Stimme bekam. Und dagegen voll Sonnenglanz uud Heiterkeit die alten Heldenlieder und Schiffermärchen Homers. Auch sie wurden gesungen auf den griechischen Gassen, sie wurden eines ganzen Volkes Freude und Stolz, der herrliche Ausdruck seines Lebens. In neuerer Zeit aber ebenso gewaltig, ja gewaltiger vielleicht als alle, gleichfalls ein Gewächs einer tiefbewegten, mächtigen Zeit spricht Shakespeare in seinen Dramen. Das ist nicht Kunst, in müßiger Stunde an der Lampe ausgeheckt, das ist Natur, Naturgewalt, die ausbrechen muß, welche Szenen einer Welt als Ausdruck ihrer Empfindung beseelt, lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung der Welt. Das ist die wahre Poesie, die eines Volks, einer Zeit notwendiger Ausdruck ist. Es ist eine Freude zu leben in einer Epoche, die in das Verständnis dieser Zusammenhänge immer tiefer hineindringt. Blackwell hat uns über die Zeit Homers belehrt und ihn als Naturprodukt zu begreifen begonnen. Lowth geht uns voran in der Erforschung der hebräischen Poesie und andere große Orientalisten schreiten hilfreich zur Seite. Mehr als eine Zeit zuvor schauen wir die Völker in ihrem Leben und begreifen, wie ihre Dichtungen ihnen entstanden. In dieser

Erkenntnis liegt unmittelbar die Kraft der Befreiung. Wir werden nicht nachahmen,, was Inhalt ihrer Werke ist, den Ton, die Formen, die Mythologie. Wir werden unser eigenes Leben mit der Kraft des Genies gleich ihnen in Dichtungen erstehen lassen. Das ist die Lehre des großen Arthur Young. Brach Herder auch hier wie in den kritischen Jugendwerken selbst den Schwung, indem er vermutend hinwarf, daß gesunden Verstand in Poesie und Prosa auszuprägen Beruf der Zeit und der Deutschen, das verfeinerte Lehrgedicht also die eigentliche Sehnsucht der Zeit sei? Gleichviel! Ein großer und bestimmender Eindruck blieb jedenfalls zurück von alle dem, ein Licht ging auf, in dem unmittelbar die Anmaßung einer beschränkt verständigen Kultur verschwand. Die Dichtung ist das Vorrecht einiger feinen und gebildeten Männer nicht, sie ist eine allgemeine Welt- und Völkergabe, sie ist die Sprache, ja die Muttersprache des Menschengeschlechts. Mit einem Male ward der Jüngling, der bisher behaglich isoliert dahingetrieben, von den großen Richtungen und Gährungen der Epoche ergriffen, mit einem Male stand, der bisher in dem Können der eigenen Zeit sich gesonnt, im Strome der Völker und Zeiten, der das Vorrecht moderner Bildung heiter und selbstverständlich genossen, in der Ahnung der großen ursprünglichen Kräfte der Menschheit, die oftmals nur sich verflüchtigen auf den Höhen der Kultur und der Gesellschaft, vielmehr immer wieder hervorbrechen aus der Tiefe der Völker und Zeiten.

Goethe beugte sein Haupt nicht in dem Sturm. Er war ihm die frische Luft, in der er die Wonne seiner Kraft empfand. Er dankte durch steten Anteil an Herders Nöten. Die Nöte waren größer, als er wußte. Es war noch das Geringste, daß er zur Trennung von dem Prinzen sich hatte entschließen müssen. Er hielt es nicht länger aus, bei geringem

Einfluß zwecklos seine Zeit zu verzetteln. Der Prinz liebte ihn und ließ ihn unter Thränen gehen. Die Kur war eine Folge von Verdrießlichkeiten. Eben hier stand Goethe täglich treu dem Leidenden zur Seite. Es mußte der Boden des Thränensäckchens aufgeschnitten, der Nasenknochen durchbohrt werden, um der Flüssigkeit einen Ausweg zu verschaffen. Vielfache schmerzliche Verwundung war nötig. Ein Faden wurde durch den künstlichen Kanal hin- und hergezogen und dabei ließ die Besserung beständig auf sich warten. So entschlossen Herder sich allen Notwendigkeiten der Kur unterwarf, es war, gerade da er sich dem Trübsinn nicht hingab, kein Wunder, daß die verborgene Mißstimmung sich in Grobheiten entlud und daß in dem langwierigen Krankenzimmer die treuen Genossen gerade von dem krampfhaften Heroismus des Mannes leiden mußten. Mit dem naiven Egoismus der außerordentlichen Natur, die empfindet, daß die Gesamtheit ihrer Existenz allein ihr Recht und ihr Wert ist, nahm er die Gegenwart der Freunde als selbstverständlich hin, ersparte sich alle Rücksichten und ließ sich gehen, wie seine Laune ging.

Was aber keiner bemerkte, das waren die wirklich furchtbaren Bewegungen, von denen durch die Briefe Karolinens sein Inneres erschüttert war. Im taumelnden Moment der Abreise war der Bund geschlossen. Die Möglichkeit des Verkehrs beruhte auf der Diskretion eines kaum gewonnenen Freundes, Herder war stets so reizbar sogar über bloß vermutete Mißurteile anderer in der Ferne. Nun mußte er stets mit dem Urteil eines andern rechnen. Bald stellten sich Schwankungen in den Briefen ein. Er teilte wohl mit, was ihn bewegte. Er gab wohl viele zärtliche Worte. Aber es kam doch nicht der überzeugende Ton, der keinen Zweifel läßt, daß das ganze Leben nur im andern sich wahrhaft fühlt. Er plauderte

vielleicht über die Dichter, über Minna von Barnhelm und berichtigte in scherzendem Sinn die Urteile, die sie ihm anspruchslos geschrieben. Sie hörte schulmeisternde Überlegenheit heraus, bezog die sachliche Erörterung, als einen höhnischen Stich auf sich selbst und empörte sich. In seinen trüben Tagen wurden die Briefe kurz, kürzer als die Beilagen, Gedichte, die er abschrieb, oder Übersetzungen. Der Ton des Glücks verschwand bis auf jede Spur, und wenn plötzlich zärtliche, ja heiße Worte sich einstellen, sie berühren selbst unser Gefühl fremd und sonderbar neben dem vielartigen andern, in dem so gar kein besonderer Klang, so gar nicht die Stimmung des ganzen Wesens auf den Ton eines neuen Lebens zu finden ist. Um es mit einem Wort zu sagen, es bewegte sich so viel in ihm, er war von wechselndem Gefühl bald hier-, bald dorthin gezogen, aber was in ihm nur ein Moment war, das war ihr der ganze Herder. Wie konnte es anders sein? Die Liebe will in jedem Moment das ganze Wesen fühlen. Dem liebenden Mädchen, dem solch eine geistige Organisation doch eigentlich fremd war, klang jeder Einfall als unbedingt ernst, als das den Menschen ganz ausdrückende Wort. Und da nun immer diese Unlust, dies Hinquälen, keine Spur von Selbstverständlichkeit, zu allem andern das wahrhaft fatale Vermeiden entscheidender Erklärungen, und wo er scheinbar eine solche gab, das Einschränken, in dem alles ungewiß und trübe ward. Ihr Stolz bäumte sich auf. Sie wollte ihm nicht lästig sein. Sie gab ihn frei. In hartem, schneidendem Schluß sagte sie ihm den Briefwechsel auf. Wenn er nun mit tausend Beteuerungen sie wieder gewann, was half das für die eigentliche Not? Unwillkürlich färbten sich ihre Briefe nach den seinigen. Sie bekamen etwas von diesem schweren, unklar düsteren, scheinbar entsagungs- und aufopferungsvollen, thatsächlich nur unent-

schiedenen und entschlußlosen Wesen. Noch mehrfach stand man unter dem Zeichen des Bruchs, der doch für beide ganz unmöglich war. Kann man sich aufreibend genug diese schrecklichen Tage denken? Einer Kur unterworfen, die nicht vorwärts will, mit dem eingestandenen Gedanken dabei, den Makel des entzündeten Auges los werden zu wollen für die Geliebte, nach all der geleisteten Riesensumme geistiger Arbeit, nach all den hoffnungsstolzen Plänen wieder einmal in der Luft schwebend, wenigstens ohne Aussicht, die befriedigte, und zu allem in dem, was seines innern Lebens wichtigster Gedanke war, die zehrende Ungewißheit, der ewige Kampf. Der große Leichtsinn, der in Herders Leben ist, gehörte wohl dazu, um nicht zusammen zu brechen. Denn da er von den Dingen des äußern Lebens sich immer nur treiben ließ, ohne viel an sie zu denken, so nagten wohl die Umstände an ihm, traten aber nicht alle in sein Bewußtsein ein.

Nun fühle man mit, wie ihm in seiner Krankenluft zu Mute war, wenn harmlos und ahnungslos die jungen Männer kamen nach heiter und nutzbringend verlebtem Tag, der eine nach des medizinischen Studiums Mühen sich auszuruhen, der andere, der ganz Gefühl des Gelingens der Jugend war, so recht bereit, seine frohe Teilnahme an den Dingen der Welt kundzuthun. Herder mußte sich mitteilen, so oft er Menschen fand. Diese Natur wuchs nicht in der Stille, einsam zu großem Werk, sie entlud sich unmittelbar in den tausend Einfällen, die sie durchzogen. Wie er sprach, man denke sich doch den Eindruck des Reisetagebuchs, um es lebendig mitzufühlen. Der geringste Eindruck regt ihn an; bei allem fällt ihm alles ein; unbedingt beherrscht er, was je sein Nachdenken angeregt; mit unzähligen Nebenideen und unzähligen Fragen faßt er jeden Punkt; alles sammelt sich in dem Bemühen, die Mensch-

heit in ihren Erscheinungen, in ihren geistigen Gebilden zu verstehen; an allem nimmt er den heftigen, leidenschaftlichen Anteil als an einem Element des eigenen Lebens; alles ist in großem Sinne reformatorisch als Leben, als Lebensgestaltung gedacht. Es fährt gleichsam von allen Seiten die Gedankenmasse auf ihn zu und in unaufhaltsamem Strome wieder von ihm aus. Er ist von Gedanken umzuckt. Er spricht unablässig, zusammenhängend, wunderbar schön. Das ist die Art, wie seine Seele sich in ihrer Ganzheit fühlt. Nun war dort auf dem Meer, in der Freiheit von Nantes sein Gedankenflug das Wort der gesunden und gesundenden Natur, die sich aussprechen mußte aus dem Frohgefühl der erregten Kraft. Anders jetzt! Ein allgemeiner Rückschlag drückte, die Enge des Lebens nahm wieder auf, in Krankheit und Mißstimmung lag die Natur darnieder. Jetzt suchte in dem entladenden Gedankenstrom gleichsam der leidende Organismus sich herzustellen im normalen Gleichgewicht. Das Bedürfnis sich mitzuteilen war ein Ankämpfen gegen die innere Not, die den Menschen zu zerreiben drohte. Um so gebieterischer nun, ja eine wahre Lebensnotwendigkeit das Verlangen, mit den Gedanken den Zuhörer unbedingt zu beherrschen. Das war das einzige, worin er seine Macht jetzt fühlen konnte, daß, was in ihm war, als Zwang seine Umgebung ihm zu Füßen warf. Damit rang sein Leben, sich zu behaupten in seiner Kraft. War so die Art seines Verkehrs von dem innersten Bedürfnis seiner Existenz diktiert, so kam es in ganz natürlicher Entwicklung durch das Gesetz der Schwere, daß immer tiefere Gedanken hervortraten in der Einwirkung, wie auch immer weiter die Kreise sich zogen: denn nur mit dem ganzen Leben kämpft man um das Leben. So kam es auch ganz natürlich, daß unter Schelten und Poltern und ewigem Hohn die Gedanken

griffen nach der Seele des Hörers: sie schlossen jede Regung aus, die ihnen von ihrem eigensten Sinn auch nur ein wenig nahm, sie wollten recht als die herrische Überwindung unbedingt bezwingend in der fremden Seele nisten, indem sie doch, da ihr Schöpfer so sehr mit sich beschäftigt war, über sie hinfuhren mit einer gewissen Kälte der Nichtbeachtung. Es war ein Zucken der Spannungen, in dem kein Schlag sich der Berechnnng bot. Es war ein ewiges Gewitter um den Mann.

Nach und nach sprach er von allem, was ihn je bewegt. Und in allem, was er später in seinem Leben geleistet, ist nichts, das nicht schon angelegt wäre in den Arbeiten und Entwürfen dieser Jugendzeit. Goethe ward mit dem vielen bekannt, was Herder für die Geschichte der Menschheit im Sinne trug. Er lernte durch einen der feinsten Kenner die Größe des Griechentums verstehen, zugleich aber die unvergleichliche Bedeutung der orientalischen, der hebräischen Poesie, und ein Blick in die Uranfänge des Menschengeschlechts blieb gewiß nicht aus. In die tiefsten und fruchtbarsten Betrachtungen Herders aber ward er eingeführt, als dieser ihm die Manuskripthefte der Abhandlung vom Ursprung der Sprache zu lesen gab.

Es war gewiß ein Gefühl der Freude, als der erste in die intimste Gedankenarbeit des verehrten Mannes zu schauen. Und wenn dem gesunden Jüngling, der noch so ganz in der Mitte der Dinge befangen war, eigentlich fern lag, an Anfang und Ende zu denken, es gingen ihm wohl bald die Augen auf. Denn die Untersuchung war von dem tiefsten Verständnis für das Wesen der Sprache, für die sprachschaffende Gewalt des Menschen getragen. Sie gab keine historischen Subtilitäten. Sie machte vielmehr die Sprache lebendig, die sie aus den

lebendigen Kräften des Menschen selbst hervorgehen ließ. Es fühlte sich ihrem hinreißenden Zuge an, daß sie die reife Frucht alles Herderschen Mühens, langer tiefbohrender Arbeit war. Da las der Jüngling von dem ältesten Menschen mit der empfänglichen Frische der Sinne, der unter den ungezählten Eindrücken der Natur erwacht. Von ihren Tönen ergreifen einige sein Sensorium, er tönt sie nach. Denn dies ist seine eigentliche Gabe, aus dem zuströmenden Meere der Empfindungen eine Welle abzusondern und für sich im Geiste festzuhalten. Tönt er den Klang der Natur nach, so hat er in diesem in einem Tone festgehaltenen Merkmale eine erste Wortwurzel und in dem Anfang der Sprache den Anfang seiner Herrschaft über die Welt. Nicht alle Merkmale freilich der Welt liefern dem menschlichen Gehör von sich aus einen Klang, in dem sie zu fassen sind. Aber allen Empfindungen liegt Gefühl zu grunde, dies gemeinschaftliche Element ermöglicht, einen Klang zu finden auch für die Eindrücke, die nicht tönen. Eine Analogie läßt z. B. die wahrgenommene schnelle Bewegung in einem kurz verklingenden Laute ausgedrückt empfinden. So je mehr das Bewußtsein des Menschen, die Besonnenheit, — sein eigentlicher Charakter —, welche die Merkmale heraussondert, sich aufhellt, um so mehr finden sich Worte für alle Merkmale und das heißt für die Dinge der Welt, und seine aus der Vielheit der Empfindungen die Einheit der Erkenntnisse bildende Natur kommt ganz zur Entwicklung erst in der Erschaffung der Sprache, da sein eigentümlicher Charakter in ihr erst wirkende Kraft zur Beherrschung der Welt wird.

Ward der verehrende Schüler hier nicht hineingeführt in ein Verständnis der bildenden Kräfte des geistigen Lebens, das ganz einzig bei dem, der dessen fähig war, die eigenen

Sinne öffnen mußte? Es schloß sich aus Einem Geist der große historische Blick daran. Es ging ihm ohne weiteres auf, daß bei dieser Entstehung der Sprache in ihr alle geistige Arbeit des Menschengeschlechts niedergelegt sei von den ältesten Zeiten an durch alle feineren und neueren Ausbildungen hindurch. Er ahnte, wie die Erforschung der Sprachen die großartigste Quelle erschließen könne für die Geschichte der Menschheit. Ja, indem von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben in der Sprache die Summe der Geistesarbeit der Menschheit sich überträgt, reiht sich der einzelne in seiner Entwickelung in die Entwickelung der Menschheit hinein, die Kette der Tradition schlingt von den ältesten sich über alle Zeiten, die Sprache ist das Band der Einheit des Menschengeschlechts. Hier spricht deutlich in der Untersuchung die belebende Kraft des liebenden Gemütes, die sie trägt, die sie ganz, in all ihren Teilen wie mit persönlichem Gefühl durchdringt. Was Herder im einzelnen erklärt vom seelischen Ursprung der Sprache, was er im Anschluß daran von der allgemeinen Geschichte des Geistes ahnt, all die einzelnen Stücke empfindet er begriffen und umfaßt in der sittlichen Einheit der Menschheit, welche die höchste Idee seines Lebens ist, die Idee, in der all sein Schaffen und Lieben sich konzentriert.

Gewiß wurde ein Leser, der so in seiner Seele empfänglich war für den Ton einer fremden Seele, erhoben von dem großen Zuge der Gedanken, der Ring nach Ring zu immer größeren Aussichten sich weitete mit jener Notwendigkeit des Fortschritts, der allein einem ursprünglichen, an der Aufgabe die natürlich gewachsenen Kräfte mehr und mehr entfaltenden Schaffen eigen ist. Er konnte nicht wissen, daß dieses der natürliche End- und Zielpunkt alles Herderschen Arbeitens war. Wer die Menschenseele in ihren geistigen Gebilden verstehen wollte, der

hatte einen Markstein seiner Arbeit erreicht, wenn er den Ursprung aller geistigen Kultur in der natürlichen Entwickelung der Seele aufgedeckt. Es zeugte gleichsam von dem Gefühl des erreichten Ziels, wenn das Ganze aus seiner eigensten Gesinnung beseelt, in allen Teilen die große Liebe der Menschheit atmete. Aber was Goethe zweifellos unmittelbar erfuhr, das war die belebende Kraft des Werks, welches, indem es scheinbar nur einen Punkt der Geistesgeschichte erledigte, thatsächlich überhaupt den Geist öffnete, das Leben und die Kraft in den Werken der Dichtung aller Zeit nun tiefer aus ihrem seelischen Wesen, aus den bildenden Kräften zu verstehen.

Es ist alles nur so Blick bei Euch, pflegte Herder zu Goethe zu sagen. Verstehen wir das in Herderscher Bedeutung, so drückt es gleichsam die ganze Richtung seines Einwirkens in der schärfsten Kürze aus. Das Auge, der Blick ist der schnellste, leichteste und flüchtigste Sinn. Wem alles Blick ist, der faßt leicht und schnell, aber auch gleichsam nur an der Oberfläche, am Umkreis seines Lebens die Dinge auf. Er lebt in einem gemessenen Kreise dahin und eignet sich halb spielend die Außenseite, den Außenschein der Dinge zu. Der Gegensatz dazu ist der Sinn des Gefühls. Man denke an Herders Lehre von der Plastik. Es ist dunkel und mächtig, es packt den Gegenstand in seiner Ganzheit, wie seines gesamten Lebens sich zu bemächtigen. Es setzt sich gleichsam in das Leben des Gegenstandes selbst, es lebt in ihm sein eigentümliches Leben mit. Da bewegt sich die geistige Thätigkeit nicht mehr am Umkreis der eigenen Existenz, da geht die eigene Existenz ganz auf in der Verarbeitung des geistigen Inhalts. In dieser Lehre vom Sinn des Gefühls treibt eine Gesamtanschauung des Lebens, des geistigen Lebens. Sie deutete auf eine Existenz, die mit

allen Kräften sich zusammenfaßt in der inneren geistigen Verarbeitung der Welt, die in dem Hineinziehen der Welt in den Strom der eigenen Entwickelung ihren einzigen Inhalt findet. Mochte Herder selbst diesem Ideal auch nur von ferne nahen, seine größte Wirkung lag doch in ihm. Nicht daß ein mächtiger historischer Gesichtskreis in seinen Worten sich aufthat, nicht daß er den Sinn für ursprüngliche Poesie unvergleichlich belebte, nicht in der Summe seiner Lehren überhaupt lag seine einzige Bedeutung. Darin lag sie begründet, daß in allem, was er sagte, Eine Kraft der Erweckung zog: dies mächtigere Gefühl für das, was Leben ist in der Welt, dies Mitfühlen in den wahrhaft lebendigen Gebilden der geistigen Menschheit. So rief er auf, für den ewig neuen Reichtum der Welt die eigenen Sinne zu öffnen, in eigenem Gefühl ihn auszutragen und dann wieder auszusprechen in dem erlebten Mitklang der eigenen Seele. So konnte eben er, der mehr Sehnen und Ahnen als Erfüllung war, eine Quelle des Lebens für ursprüngliche Naturen sein.

Genug und übergenug! Es hat etwas Ängstliches — dieser Gewitterregen der Einwirkungen in der dumpfen Krankenluft. Für eine gesunde Natur, die nicht mit dem Kopf, sondern mit dem ganzen Wesen lebt, die nicht nascht, sondern aus dem Eigenen verarbeiten will, bleibt es ein pathologischer Zustand, zu viel Stoff mit einem Male hinzunehmen. Die Schläge und Striemen Herders trafen gewiß auf eine immer reizbarere Haut. Aber freilich deckte Herder das Gewicht des Lehrers mit der Würde des Menschen. Bis zum letzten Augenblick verdiente er nicht allein das Mitleid, sondern auch die Verehrung der Freunde. Die Kur war mißlungen und wurde abgebrochen ohne allen Erfolg. Mit grimmiger Resignation fand sich Herder in den Gedanken, zeitlebens die Entstellung

er den letzten Entschluß noch lange hin. Er dachte an vage Aussichten in Lievland. Sollte er alles aufgeben, was er so groß geträumt? Der Graf wurde ungeduldig; er mußte sich entscheiden, er ging. Der Zufall hatte einmal wieder entschieden über sein Leben: in seiner äußeren Existenz ließ er sich immer treiben. Dennoch war sie ihm wichtiger als die seelischen Verhältnisse, die er erwarb. Weil er so viel mit der äußeren Existenz beschäftigt sein mußte, beachtete er die Menschen, die ihm nahten, nicht immer in ihrem Wert. Er hatte in Straßburg gesprochen, weil er sprechen mußte. Er dachte wohl kaum an die Wirkung der Worte für den anderen. Er sah fast ganz über Goethe hin und ward nur durch Zufälle beinah an ihn erinnert.

Aber Goethe wuchs zu seinen großen Thaten heran. Bei jedem Schritte, den er vorwärts that, gedachte er des Mannes, der ihn so mächtig geweckt. Es ist köstlich und erquickend, in seinen Briefen an Herder es mitzuleben, wie, je mehr er sich selber fand, um so mehr, um so tiefer die Herderschen Anregungen in ihm nachgewirkt. Bis sein ganzes erstarktes Wesen sich sammelte in künstlerischem Schaffen und er nun ganz begriff, was der Herdersche Vorwurf bedeutete: es ist alles so Blick bei Euch. Daß ihm bei dieser machtvollen Selbständigkeit der Entwickelung so selbstverständlich blieb, was er dem andern verdankte, anzuerkennen, der überragenden Größe des andern sich unterzuordnen, das ist eigentlich der Zug, in dem die ganze Größe seiner Seele erscheint. Er wollte gern der Planet sein, der um Herder kreist, ein freundlicher Mond um die Erde, aber lieber freilich mit ihm, wenn auch einer der kleinsten Planeten um den Mittelpunkt derselben Sonne. Indem er unter den nachwirkenden Anregungen des Mannes in seinem Selbst immer mehr erstarkte,

trug er ihn in dankbarer Bruderliebe und wuchs so gleichsam nicht einsam und für sich gestellt, sondern aus dem Seelenbunde heraus, in den seine Natur in allen wachsenden Fasern geknüpft war. So war das Gesetz, die innerste Art seines Lebens. Was er berührt, ward in ihm durchgebildet zum eigensten Element des Lebens, aber er erkannte klar, was er verdankte, und lohnte in klarer, erkennender Liebe, welche die Menschen, mit denen er wuchs, in großem Seelenbunde umschloß.

Will man ein Maß angeben für die Kraft eines Geistes, so ist es hierin allein zu finden. Die Werke allein geben kein Maß an die Hand. Zwar suchen wir in ihnen zuerst die Seele des Schöpfers zu finden. Sind sie sein eigen in jedem Zug? sind sie ein reines Zeugnis seiner schöpferischen Eigenart? Aber eine größere Frage tritt heran. Er war eine Persönlichkeit mit dem Bedürfnis, ein Leben zu bauen, das seine Entfaltung sei. Übersah er sein Leben in allen Beziehungen nach der Aufgabe, die es ihm stellte? Begriff er sein Verhältnis zu den Menschen, mit denen er ging, die er in die Kreise seines Daseins hineinzog? Das ist der große Vorrang Goethes vor Herder: diese schöne Fähigkeit, sein sittliches Verhältnis zur Welt und den Menschen in seiner Arbeit selber festzustellen. In diesem Kern des Leben erweist sich die Überlegenheit seiner Kraft. Er bildete in höherem Grade all das Gewimmel des Zufalls, das den Menschen umstürmt und ergreift, zu notwendigen sittlichen Elementen seines Lebens um. Er nahm nicht nur hin, wie es kam; er ergriff mit vollem Bewußtsein als einen Teil des Selbst. Darum ward er die Vollendung, wenn Herder nur die gewaltige Gährung war. Denn was in jenem Geist und Gedanke blieb, unausgeformt zumeist und noch nicht ganz geläutert vom Zufallsstempel

der Zeit, es ward in ihm erst volles, lebendiges, sittliches Leben.

* * *

Herders Jugendzeit, die Zeit des erwachenden Geistes haben wir durchlebt.

Mohrungen, Königsberg, Riga, das Meer, Darmstadt, Straßburg — wie verschieden tönt uns jeder dieser Namen! Und doch ist Ein Zug, der durch alle führt, Eine Kraft, die wächst und sich verbreitet, und Eine Schwäche, die bis zum letzten Ende zu spüren bleibt.

Wenn man ein Leben zu fassen sucht, dessen Inhalt geistige Arbeit war, nicht mit dem Verstande allein, was es an Werken gefördert, sondern in der mitlebenden Anschauung, was es war in seinen Thaten, in seinen Beziehungen zu den Menschen, unter denen es sich entwickelt, so wird man erschüttert von dem Ernst der Probleme, die bei jedem Schritt sich aufthun und tiefer und tiefer sich höhlen. Alles hängt an allem in der geistigen Welt. Wenn dein Bedürfnis an einem Punkt dir keine Ruhe ließ, bis du in eigener erlebter Anschauung an ihm dich zu dem Stück der Welt gestellt, so wird das ganze Problem der Welt eine große Forderung an dich und dein Verhängnis. Die Frage steht nicht allein. Sie zieht dich zu den angrenzenden Fragen hin. Im Zusammenhang mit ihnen allen tritt sie erst wahrhaft ins Licht. Regen aber die Neben- und Nachbarideen sich in dir, so giebt es keinen Halt; du kannst nicht enden, als wenn du nach allen Richtungen die eigene Anschauung durchgelebt. Bei keiner Überlieferung kannst du stehen. Aber das Leben ist nicht Gedanke, das Leben ist That, und als That soll dein Gedanke sich erweisen. Zwinge die Menschen, mit denen du gehst, zu fühlen, wer du bist. Begreife, was sie dir sind. Dein Dasein zeuge

an allen Enden von dem Beruf des Geistes, den du dir gegeben hast. Dann erst kann als Leben bestehen, was in dir als Leben ward. Versäumst du eine dieser Forderungen, so kann sie deine Vernichtung sein und jede Versäumnis ist eine Schuld. Denn der Aufgabe sollst du genügen, die in dir begann. In jedem lebenden Menschen aber beginnt ein neues Gesetz der Welt.

Zweites Buch.

Die Krisis.

Bückeburg.

1771 bis 1776.

Wir treten in eine Epoche Herders ein, deren geistige Arbeit von der Nation fast ganz vergessen ist. Von den „Fragmenten über neuere deutsche Litteratur" weiß noch der litterarische Respekt, die Abhandlung „vom Ursprung der Sprache" kündet noch den erstaunlichen Reichtum der Herderschen Gedanken. Wer aber mag die „Älteste Urkunde" lesen und all die kleineren Schriften, die sich um sie scharen? und die lebendigen Blätter „Von deutscher Art und Kunst" sind nur wie ein Abschiedsgruß an die ausgehende Jugendzeit. Jene früheren Werke sind geradehin Entwickelung von Gedanken, in ihrer anregenden Zauberkraft noch heute zu empfinden. Die Bückeburger Schriften sind zum großen Teile kraus und wirr, von Stimmungsbeisatz durch-, ja fast zerbrochen und kaum lesbar für den unbefangenen Menschen von heute. Aber zerbrecht die Schale dieser seltsamen Schriftstellerei. Versteht in all den wunderlichen Gebilden, in denen Gedanken nicht nur sich formen, sondern gleichsam verspritzen, die flüssigen Bewegungen der aufgewühlten Seele: und ihr findet einen Herder, wie ihn noch fast kein Auge gesehen: aus seines Lebens Grunde

streben seine Kräfte auf im inbrünstigen Verlangen zur vollen, auf sich selbst beruhenden Eigenart. Nirgends ermißt sich mehr, wie sein Geist sein Schicksal gewesen, als hier, wo der Geist in einem Drang, in dem wir mit erbeben, in einer Not, die wir in ihrem Geheimnis belauschen, in der Begründung seiner Weltanschauung seines Lebens Zusammenhang und Rettung sucht. Er suchte sich selbst und er fand sich nur halb.

In Königsberg unter der Einwirkung der Gelehrten und Schriftsteller, in Riga einer thätigen aufstrebenden Handelsstadt junger geachteter Bürger, unter dem ewigen Rauschen des Meers in seiner unmittelbaren Eigenheit erwachend, in Straßburg der zündende Prophet für jugendlichen Feuergeist. Was war nun eigentlich in Bückeburg? Die Einsamkeit, die Enge rings umher, die Waldesstille. Weltabgelegen war das im vollsten Sinn. Was konnte man anders sein als man selbst allein?

Ist es doch die ganze Zeit, als wenn er niemals dort zu Hause wär? Seine Aussichten schauen beständig umher, seine Gedanken sind in der Ferne. Wie in Betäubung geht er dahin. Aber während er immer wo anders weilt, fallen in der Stille fast unbemerkt die großen Entscheidungen über sein Leben, unbemerkt wenigstens sofern sie eben entscheidende Wendungen des Schicksals sind. Er nimmt ein Weib, er entscheidet sich dauernd für den geistlichen Beruf, er gründet seine Weltanschauung auf religiöse Gedanken. Das sind die drei großen Ereignisse der Bückeburger Zeit.

Vertieft man sich in die späteren vollendenden Werke Herders, vor allem in die „Ideen", so hört man aus ihrem Gedankenflusse heraus, wie die Bückeburger Arbeit sich in der Entwickelung Herders notwendig erwiesen. Ohne ihre religiöse

Glut und Überstürzung wäre die Weite und Freiheit der späteren Werke nicht. Die religiösen Gedanken umkleiden sich mit der angeschauten Fülle des Wirklichen, sie werden fruchtbar als Grundanschauungen für das Erkennen des Lebens der Welt und Geschichte. In dieser reiferen und weiteren Form wurden sie das dauernde Denkmal ihres Schöpfers, sie traten aus der Verborgenheit des Selbst in die weite Welt hinaus. Es ist, als hätten die früheren, die Bückeburger Werke nur ohne Recht zum Leben sich durchgedrängt, als hätten sie für sich nicht sein dürfen, nur in ihrem Gedankenkern der Entwicklung in den späteren Werken harren. Und es ist in allem, als liege Herders Bückeburger Zeit nur wie ein stilles, verborgenes Waldthal zwischen den ragenden Gipfeln seines Lebens, — keines Menschen Fuß tritt ein, tiefe Einsamkeit über ihm, ein ungewisser Nebel zieht her und hin. Erst da die Sonne kommt, fällt vom Gipfel ein Lichtstrahl auch in die verborgenen Gründe zurück. Es ist Ahnung, Erwartung, schaudernde Stille.

In dieser Stille der einsamen Seele wollen wir die Tiefe des Herderschen Werdens lesen. Sein eigenes lautes Wort soll unsern Blick nicht irren.

I.
Vereinsamung.

1.
Religiöses Werden.

Am 28. April 1771 kam Herder in Bückeburg an. Wie war das alles eng und klein! Ein kleiner Hof über die Unterthanen erhaben. Der Fürst ein wahrhaft bedeutender Mann, der ein großes Leben der Kriegsthaten hinter sich hatte als Generalissimus der portugiesischen Armee. Er war wissen-

schaftlich durchgebildet, Anhänger der Wolffschen Philosophie, für alle Dinge interessiert, aber auch über alle mit seinem Urteil fertig. Seiner Vorliebe für das Soldatenwesen fröhnte er mit wahrer Ausschweifung, obgleich das in Schaumburg-Lippe nicht viel mehr als eine teure Spielerei war. Die Unterthanen litten. Es regte sich kaum eine Spur von geistigem Leben, geschweige das Verlangen, sich innerlich weiter zu fördern. Alles war fest und starr und träge Beharrung, ausschließend für einen Geist, der, ganz und gar innerliche Entwickelung, andere in seine Entwickelung hineinziehen wollte. Eines der allerwunderlichsten Stückchen deutscher Kleinzustände hielt den Mann, der eigentlich nur mit der Menschheit in seinen Gedanken rechnete und naiv genug glaubte, es sei in allen Menschen beständig kein angelegentlicher Streben als das Ideal der Menschheit, wie er es dachte, aus sich zu verwirklichen.

Sein Einzug in der kleinen Stadt war recht ungewöhnlich für die biederen Bewohner. Polizeidirektor Westfeld holte ihn in Rinteln ab. Herder kam in hellseidenem Anzug mit weißem Hut, den Mantel wie in Straßburg in die Tasche gesteckt. So kam er an, so ging er durch die Kirche, und Bückeburg traute seinen Augen nicht, daß dieser französische Abbé sein Oberpfarrer sein solle. Es war der ganze Gegensatz der weiten, freien Welt gegen das still beschränkte Plätzchen Kleindeutschlands.

In seinem großen, aber unvollkommen eingerichteten Hause allein mochte er bald an trübe Träumereien verfallen. Die Eindrücke der Reise waren nicht erfreulich gewesen. Endlich kam er wieder nach Darmstadt, nach manchem Ärger zu seinem Glück. Und was war geschehen? Man sah sich kaum. Es war ein Gedränge fremder Menschen, das nie sich umgehen

ließ. Da war der süßlich elegante Leuchsenring, Arzt, Jugendfreund Karolinens, mit Herder in Holland in enthusiastischem Zusammenschluß verbunden. Er predigte Rousseau'sche Naturmoral und äugelte nach jungen Frauenseelen. Er verdächtigte in hingeworfenem Wort Herders Schwanken. Herder empfand das Feindliche an ihm für sein Verhältnis mit Karoline, er ärgerte sich, hatte aber, tüchtig und ernst von Grund aus wie er war, keine Waffe gegen solch ein Wesen und scheute sich, in derbem, offenem Wort zu seinem Mädchen durchzugreifen. Karolinen aber ging's, wie es mit Jugendfreunden geht. Man ist mit ihnen verwachsen, man kommt von ihnen nicht los, selbst wenn man sie verurteilt. So war ein für Herders Gefühl ganz besonders fataler Klang eingedrungen in ihren Verkehr, zwischen sie getreten, es kam keine Klarheit, und was so recht das Leben wiederherstellen sollte im vollen Gefühl der Freude, das wurde unter dem lästigen Druck anspruchsvoller Geselligkeit selber ein Stück so ganz gewöhnliches, so zersplittertes, so sinnloses Leben.

Warum mußte er auch, von so vielen Dingen gepeinigt, so ohne Erquickung in die neue Stellung gehen? warum mußte gleich der Anfang ihm alles bestätigen, was er sich Unerfreuliches von ihr gedacht? Naturen, deren Lebensinhalt in starker innerer Bewegung besteht, deren Werke zu der Bewegung in ihnen sich nur verhalten wie kleine Zeichen zur großen Sache, pflegen ihre Geltung, ihren Wert unter den Menschen mehr vorauszusetzen als zu erkämpfen. Herder sah, wie fremd der Fürst ihm war, und gab es sofort auf, in langsamer Beharrlichkeit den Einfluß auf ihn zu gewinnen, der für sein Wohlgefühl notwendig war. Er ärgerte sich über die Zeichen der Gunst. Er ärgerte sich, wenn er alle paar Wochen einmal in der Kutsche abgeholt wurde, um dem Grafen allein eine

Predigt zu halten, die keine andächtige Seele, sondern nur einen verständigen Kopf fand. Sein Groll über die Komödie ward bitter, wenn er's als Gnade achten sollte, daß der Graf ihn um eine Abschrift bat. Er ärgerte sich, wenn er zum Hofkonzert geladen von seinem Herrn in ein philosophisches Gespräch verstrickt und, während er der Musik zuhören wollte, von einem endlosen Gewebe von Definitionen umfangen und umschleiert wurde. Eine Art philosophischer Betrachtung zudem, die er aus alter Schulung beherrschte, die aber nichts, auch garnichts von seines Geistes eigentlicher bewegender Liebe enthielt. Er hatte einen Fürsten geträumt, der seine Ideen einfach zu Leben machte. Der wirkliche Fürst war doch ganz anders. Menschen und Institutionen geträumt, die unter seinem Hauch gleichsam lebendige Menschheitsseelen würden. Die wirklichen Menschen und Institutionen waren doch gar zu eng. Er war Prediger, Armendirektor, Schulvorsteher — alles Thätigkeiten, die recht im Bereich seiner reformatorischen Ideen lagen. Diese großen Ideen, in deren Spannung soeben sein Selbst erwacht, fielen einfach in sich zusammen, da die Realität in ihrer dürren Enge ihre Forderungen sprach. Er versah seine Ämter mit der Energie und dem Fleiß, die er vom Vater gelernt und stets bewiesen. Seines Wesens Ausdruck und Bethätigung wurden sie nicht. Es war im Grunde nichts als eine zeitraubende Last, sie schlossen recht sein eigentliches Selbst aus ihrem Kreis, er war so gründlich wie nie in sich isoliert, auf seine einsamen Gedanken gewiesen.

Die Gemeinde fand er fast aufgelöst, die Zuhörer in der Kirche teilnahmlos. Er hatte mit der ganzen Eigenart seines Predigens gegen die Gewohnheit der Gemeinde zu kämpfen. Es war auch in dieser Hinsicht ein harter Beginn, er fühlte auch in dieser Hinsicht sich allein.

Wohl mochten die Erinnerungen an die gesellig reiche Zeit vorher immer mehr in den Hintergrund treten. Auch die Nachrichten aus dem Frankfurt-Darmstädter Kreise thaten ihm nicht wohl. Das heitere Treiben, das unbefangene Streben — wie war es ihm fremd. Die Freunde hatten kein Gefühl seiner Existenz, und manches harte unmutige Wort entfiel ihm über sie.

Es ist, als hätten alle, alle Bande zur umgebenden Welt sich gelöst. Offenbar ein Hauptbestandteil seines Lebens waren für seine Empfindung die einsamen Spaziergänge in der Umgebung von Bückeburg. Früh morgens um vier, um fünf macht er sich auf und schwärmt umher, immer ein Buch in der Tasche. Denn sein Gefühl kann nicht leben ohne Wieder- und Ausklang im Dichterwort. Unter den Bäumen lagert er sich, den Morgen erwartet er, dem Eindruck der Stille und Einsamkeit giebt er sich hin. Das hüllt ihn ein von allen Seiten, gleichsam Ton der Natur um ihn herum wird die weltentlegene Stille, die selbstverständliche Grundbedingung seiner neuen Existenz nimmt sie ihn hin. Sogar zu seinem Hausgebrauch sorgt er für ähnliche Stimmungen. Er legt alsbald in seinem Garten sich einige Grasbänke an, um auf ihnen, den Dichter in der Hand, die einsame Frische zu genießen, den Morgen zu erwarten.

Wenn so das Leben gleichsam ihm ferner ist und nur ein Schleier um ihn, es ist auch in ihm selbst keine Festigkeit und kein Wohlgefühl des Gelingens. Er arbeitet. Er beschäftigt sich eingehender als je mit den Uranfängen des Orients, mit den Ursprüngen der Kirche und der Geschichte der Sekten, überhaupt der Geschichte der Religion. Aber es ist jener Fleiß, der, weil er nicht von innerem Bedürfnis beseelt den Menschen hineinentwickelt in neue Gedanken, unbefriedigt und

leer läßt. Wenn er Stunden gearbeitet, ist's ihm, als hat er nichts gethan. Er findet auch hier keinen Grund.

Wie eine Betäubung liegt über seinem ganzen Wesen. Er lebt nur so hin, erfüllt seine Pflicht, die Menschen berühren ihn kaum, und in ihm ist nur der Nebel, in dem schöpferische Kraft unstet schwankend sich sammeln will.

Aber eben weil die Wirklichkeit ihn nicht hält, eben weil sein Wesen nicht dem neuen Zustand gemäß in neuer That sich hinstellt, wachsen seine Ansprüche ins Ungemessene. Er ist doch der Herder, der in so großen Entwürfen seine Kraft erkannt. Er verlangt, ohne es zu wissen, im Stillen, daß nach ihm die Dinge sich richten, nicht er nach ihnen. Zumal ein neues Leben nun in ihm beginnt. All die stolzen Gedanken ins Weite, all die Pläne weltlicher Ehrsucht sind vergangen, all der Ehrgeiz, neben den andern durch Geist und Wissen zu glänzen. In der Einsamkeit spricht er mit seinem Gott, die Bibel wird das Buch seiner Tage und Nächte, sinnloser Leichtsinn erscheint ihm das litterarische Irrlichterieren, und der Eine Gedanke ist mächtig in ihm: im alten Gott sein Heil zu finden.

Sogleich in die religiösen Gedanken wirft er all die Glut des Wirkens, die bisher in den Plänen großer Reformen ihr Genügen gesucht. Ist um ihn das Leben ihm fremd und kalt, so scheint es auch nur, als wirke er mit seiner Thätigkeit in ihm. Sein ganzer wirklicher Anteil wird den erhabenen religiösen Idealen geschenkt, die ihm das wahre Leben sind, Licht und Wärme zugleich. In ihnen weilend verlangt er die Achtung der Menschen. Was die umgebende Welt ihm nicht giebt, er suchts in der Welt der Gedanken. In dieser Zeit vertieft er sich in Luthers Schriften, und mit der ihm eigenen Energie des Lesens kennt er sie bald besser als vielleicht irgend

ein Zeitgenoß. Es klingt ihm verführerisch im Ohr: du bist der Luther deiner Zeit. Sie umzuwenden aus ihrem Verstandesstolz in die warme Demut des Gemüts, einen Schwung ihr zu geben, der im Innersten ihre Umkehr wirkt. Und die Stolze, Kalte, Strenge findet sich wieder in Gott, der die Liebe, die Gemeinschaft, die Wärme und Freiheit ist! In solchen Ideen befriedigt sich sein lechzendes Gemüt, da hat er im Geist ja all die Wirkung zurück, die er im Leben ersehnt.

Nun wohl, er sehnte sich nach einer Erkenntnis, die ihm die Gewißheit seines Lebens gäbe — darin war er Luther gleich. Aber es war nicht ein solch Verlangen, das aus der eigensten Tiefe der Seele inbrünstig aufstieg, nur das Eine begehrte, das not that, nichts anderes kannte und des Lebens Tod werden mußte, wenn der Eine Lichtstrahl nicht die Nacht durchbrach. Wie viel vertrug sich in Herders Seele! Wie viel ward mitempfunden und durchgekostet im Behagen an Glanz und Geist! Darin war er Luther so fern. Die ganzen litterarischen Interessen der Zeit hatten Teil an ihm. Und die Zeit — wie wenig war die Religion das bestimmende Moment der Tage. Es war ein gut Teil Müdigkeit und Abspannung in Herder, daß er nun so ganz an religiöse Gedanken fiel. Es war nicht religiöse Notwendigkeit, es war Anempfindung, daß er sich Luther schien. Sein schwankendes Gemüt ging einmal recht vorbei in der Art, in der es sich ausdrücken wollte. Verschlagen und müde, verlassen und einsam bedurfte er umwerfender Gedanken, in denen er einen Wert und eine Wirkung empfand, die sein Leben in der Welt ihm versagt. Die religiöse Urstimmung ringt sich durch, er empfindet an Luther in neue Sphären der Wirksamkeit sich hinein, in seinen Träumen ist er sich ein Prophet, und so

kommt ihm in der Einsamkeit und in seinen Empfindungen wieder, was das harte und starre Leben zu versagen schien.

Und es ist in all dem ganz die Art, wie Herders Seele stets schmiegsam in neuen Verhältnissen sich eingerichtet. Nur daß in dem neuen Druck die größere Schwere der Eigenheit, um sein Gleichgewicht herzustellen, nun eine mächtigere geistige Entwicklung aus der Tiefe hervortreibt. Es ist die Enge und Stille um ihn, die in seinen Gedanken seltsam Bildung und Ton wird. Wenn das Leben umher ihn nur als Geistlichen des kleinen Fürstentums kennt, so baut im Inneren sich die Welt, in der er Herder ist. Von außen umengt schwellen im Innern so stärker die Ansprüche auf. Die wirklichen Dinge werden ausgelöscht im Wirbel seiner Gedanken vor dem ungewissen Ideal des Reiches Gottes. Das Wirkliche sinkt zurück, und die Seele webt mit glühendem Gefühl in einer Welt ganz allgemeiner Gedanken von verziehenden Konturen. Das kleine Waldthal gleichsam verschwindet, die Töne verklingen, verschwimmen im weiten, leeren Raum: er ist ein Prediger in der Wüste.

2.

Beginnendes Heimatsgefühl.

Am 1. Januar 1772 erhielt Herder mit dem üblichen Neujahrsgeschenk einen Brief der Gräfin Maria von Schaumburg-Lippe, der Gemahlin seines Herrn. Er vermutete gewiß nichts als einen offiziellen Ausdruck der Höflichkeit und Gnade und fand zu seiner Verwunderung den Ausspruch eines tiefinnerlichen wahren Vertrauens. Sein Bückeburger Wirken erschien ihm in neuem Sinn und Wert. Sie bekannte sich zu seiner Schülerin, und es klang aus ihren Worten heraus, wie seine Predigten ihr wahrhaft zu einem Moment des inneren

Erlebens geworden und ihren Frieden gefördert hatten. In der zartesten Weise ließ sie es durchmerken, daß Herders Verstimmung gegen ihren Gemahl ihr zu Ohren gekommen, und bat wie um eine persönliche Freundlichkeit gegen sie, ihn in seinen großmütigen Bemühungen zum Wohle der Unterthanen nicht zu verkennen.

Die Gräfin war eine zum religiösen Erfahren angelegte Natur. Ihre zarte Seele war ängstlich geworden in den pietistischen Manieren der Frömmigkeit. Sie hatte unter Bangen und Zweifeln die Stunden der Zerknirschung und Reue erwartet, alle Stufen des Heilsweges in peinlicher Sorgfalt durchzuwandeln gesucht. In der Art religiöser Bethätigung blieb sie abhängig von Lehrern und Vorbild, ursprünglich war allein das Bedürfnis, einig mit Gott ihr Leben zu führen. Sie hatte viel Schweres durchlebt, und eben in der Zeit des Verkehrs mit Herder erlitt sie den härtesten Schlag: ihr geliebter Zwillingsbruder, mit dem sie ganz verwachsen war, starb vor ihr. Nun trat die kräftigere und dennoch tiefe Art der Religiosität in Herder ihr nah. Es ist rührend in ihren Briefen zu spüren, wie sie an seinen Worten sich auferbaut. Sie vernahm es als eine Erlösung, daß Gottes Wille nicht erfüllt werde, indem der Mensch sich zu frommen Empfindungen zwingt, sondern wenn jeder in seinem Beruf und seiner Anlage gemäß sich nach dem Wohlgefallen Gottes bestrebe. Sie lernte freudig den Wert des Lebens darin verstehen, daß es voll guter aus dem Herzen quellender Thaten sei. Sie dankte ihm, wenn sie auf dem Lande sich erholte, daß er in der Natur sie Gottes Finger sehen ließ. Die vom Leben gereifte Seele atmete recht als in der ihr eigenen Sphäre in einem Glauben, bei dem das Leben selbst von Gott erfüllt erschien. Sie freute sich im Lesen der Bibel, das er ihr wieder und wieder anem-

pfahl, seiner Unterweisung, deren sie bedurfte. Sie bedurfte des Lehrers, und das einzig Zarte des Verhältnisses war, daß, indem er ihr notwendig ward, indem ihre Seele sich öffnete, sie dennoch ganz in ihrem eigenen Kreise hoher Empfindung blieb, in dem, was ihr gemäß war, langsam angeeignet ward, bewegt in einem feinen Herzen, das demütig still sich in Gottes Hut empfand. Es ist in ihren Briefen ein Ton der Einfachheit und Klarheit. Die wenigen Dinge, die sie jedesmal sagt, ordnen sich leicht und licht und unbefangen zusammen, man denkt eine regelmäßige klare Handschrift dazu: etwas Adliges spricht uns an, eine Seele anspruchslos und hoheitsvoll, der das äußere Leben einfach erscheint, weil sie es nie anders als in Formen des Anstandes und der Rücksicht gesehen. Sie war von wahrem Adel, denn adelig ist, wer in der Hoheit eigener Persönlichkeit das Leben überwindet und reifer Mensch den Menschen sich erschließen kann. Sie war in Wahrheit fromm, denn fromm sein heißt, in dem Lichte der Ewigkeit das ganze Leben erfahren. Sie war in der Stille Bückeburgs eine eigene in sich geschlossene Welt. In einem wahren Verhältnis aus des Herzens Tiefe gab sie dem Mann das Gefühl, lebendig zu wirken, das hieß bei ihm: das Gefühl des Lebens. Und Bückeburg besaß nun plötzlich eine Seele.

Nicht immer ganz so unbefangen wie sie zu ihm stellte er sich zu ihr. Es begegnet mehrfach, daß er sie bittet, ihn nicht für eitel zu halten, er scheint glegentlich mit einer gewissen Besorgnis sich um den Eindruck zu bekümmern, den er ihr macht. Da er nicht in Einer großen Stimmung sein Leben erfährt, taucht in seiner Unruhe leicht die Frage auf, wie er der großen Gönnerin gefällt. Aber sie beruhigt ihn stets. Seine wirklichen Vorzüge sind so groß, daß jene Furcht keinen Grund hat. Wenn er sie zuweilen vielleicht doch ein wenig

ängstlich über sich sah, sie empfand sich als seine wahre Freundin. Sie nahm teil an allem, was mit der Zeit sein Bückeburger Leben behaglicher stimmte. Er genoß es doppelt, da sie es mit ihm genoß, und seine Seele fand Grund, weil ihr Erleben im Mitgefühl eines Menschen ihm wiederklang.

Mit Widerwillen gedachte er seiner früheren geistreichen und ungebundenen Zeit. In all dieser Lust des Schauens, Lehrens und Beweisens war ein Mangel, der jetzt sein Gefühl quälte. Aber verleugnen ließ sich diese Jugend nicht und nicht vergessen. Noch klang es so stark in ihm nach, was besonders während der Reise ihn bewegt, das Entzücken an den Liedern von ursprünglicher Kraft, die Freude an Shakespeare. Klang ihm doch aus ihnen ein volleres mächtigeres Leben der menschlichen Seele! und hatten doch schönste Stunden sich in seiner Erinnerung für immer mit diesen Zeugnissen der Menschheit verknüpft! Auf dem Meer in tosendem Sturm, auf scheiterndem Schiff hatte er Ossian gelesen. In der Straßburger Einsamkeit hatte er an seinen und an alten Volksliedern sich getröstet. Er schreibt damals der Braut, nur in den alten schottischen Bardenliedern sei die Liebe die ganze Zartheit und Süßigkeit und Anmut und Adel und Stärke und die feine Reinigkeit der Sitten, die uns ganz einnimmt, uns aber doch nie zu etwas mehr als Menschen macht. Ja, er bekennt ihr, sein Eden sei mehr eine alte celtische Hütte auf einem rauhen Gebirge, zwischen Frost und Sturm und Nebel, „als mir Geßner und Klopstock ihr süßestes Eden im Orient, ihren Himmel und ihr Paradies malen können“. Im Shakespeare hatte er mit Goethe zusammen geschwelgt. All seine vielen Gedanken in diesen Dingen verlangten nach Form. Äußere Anlässe drückten ihm die Feder in die Hand. Es entstanden die Aufsätze „Auszug aus einem Briefwechsel über

Ossian und die Lieder alter Völker" und „Shakespeare". Sie wurden nicht, wie erst geplant, in Zeitschriften verzettelt. Mit Goethes Aufsatz „von Deutscher Baukunst", mit der Übersetzung einer Abhandlung über gotische Baukunst von Paolo Frisi, mit der Vorrede zu Mösers Osnabrückischer Geschichte vereint erschienen sie, schlecht gedruckt auf schlechtem Papier, als das Büchlein „Von deutscher Art und Kunst" im Jahre 1773. Es war die deutsche Empfindung, wie sie Herder in Frankreich so stolz und sehnsüchtig erwacht, die hier ihr denkwürdig Zeichen fand. Deutsch nannte sich dies Verlangen der Seele nach einem Leben, das voll und mächtig ausströmen muß in ursprünglichen Klängen. Deutsch hieß die Kraft, die Fülle, die von den Brudernationen, so anders als französische Eleganz, auch anders als die stille Schönheit der Alten herüberklang. In dem Stolz auf die Muttersprache, in der Hoffnung geistiger Thaten allein konnte die Liebe des Vaterlandes sich bewähren. Eine große, starke, gewaltige Seele, große Thaten des Geistes: das wird des Vaterlandes Größe sein.

Die hinreißende Gewalt der Aufsätze liegt in der Kraft, mit der sie Dichtung als Leben empfinden, das Leben als Quelle der Dichtung lehren. Aus den Lebenszuständen alter Völker sehen die Blätter über Ossian die alten Lieder hervorgehen, sie fühlen die frische, stark empfindende, unabgeschliffene Seele aus Jugendzeiten der Menschheit in dem Fluß und Klang der Lieder ausgeprägt. „Wir," klagen sie, „wir sehen und fühlen kaum mehr, sondern denken und grübeln nur; wir dichten nicht über und in lebendiger Welt, im Sturm und im Zusammenstrom solcher Gegenstände, solcher Empfindungen, sondern erkünsteln uns entweder Thema, oder Art, das Thema zu behandeln, oder gar beides — und haben uns das schon so lange, so oft, so von frühauf erkünstelt, daß uns

freilich jetzt kaum eine freie Ausbildung mehr glücken würde, denn wie kann ein Lahmer gehen? Daher also auch, daß unsern meisten neuen Gedichten die Festigkeit, die Bestimmtheit, der runde Kontur so oft fehlt, den nur der erste Hinwurf verleiht und kein späteres Nachzirkeln erteilen kann."

Es klang ein frischer Aufruf an die Dichter der Zeit aus diesen Seiten heraus. Wenn sie nun ein Jüngling las, dem neue Kraft und neues Leben in eigener Empfindung quoll, welch ein Gefühl der Freiheit mußte ihm kommen! wie mußte ihm die Sehnsucht wachsen, Leben und sein Leben und nur sein Leben in lebendigen Liedern auszuströmen! Es liegt eine ähnliche befreiende Kraft in dem Aufsatz über Shakespeare. Die ausgeklügelten Regeln über das Drama gelten nichts. Das Drama ist bei Sophokles entstanden, ist bei Shakespeare entstanden und entsteht allemal aus dem historischen Zustande der Kultur eines Volkes, der in ursprünglicher Dichterkraft seinen Ausdruck findet. Nicht theatralische Schaustellung ist das Drama Shakespeares, es ist gewachsen wie ein Gebild der Natur, es ist Natur. Jedes einzelne Werk ist von einer Empfindung in allen Teilen durchdrungen, die alle Einzelheiten zusammen, jede an ihrem Ort, beseelt und belebt, von Empfindung wie von einer Weltseele durchhaucht. Jedes ist eine Welt. „Die Auftritte der Natur rücken vor und ab; wirken ineinander, so disparat sie scheinen; bringen sich hervor, und zerstören sich, damit die Absicht des Schöpfers, der alle im Plane der Trunkenheit und Unordnung gesellt zu haben schien, erfüllt werde — dunkle kleine Symbole zum Sonnenriß einer Theodicee Gottes." Er stürmt die Stücke durch, im Wirbel seiner Worte diese einheitliche Empfindung zu erwecken, Lear, Othello, Macbeth. Theater, Akteur, Kulisse verschwinden. Welt ist das, Handlung, Leben, „lauter einzelne im Sturm der Zeiten wehende

Blätter aus dem Buch der Begebenheiten, der Vorsehung der Welt!" Seine Sätze überstürzen sich. Accent fällt über Accent. Es stellen sich die Worte nicht ein, in denen die Anschauung sich ruhig übertrage. Die seit lang ihm vertrauten Gedanken scheinen so kahl, da nicht die Hast und Leidenschaft seines persönlichen Vortrags sie unterstützt. Aufregungen des Stils sollen das fehlende Leben ersetzen. Es scheint, daß, was in ihm ist, nicht in seiner gefühlten Lebendigkeit herauskommen will.

Den rein litterarischen Interessen wandte Herder in dieser Zeit sich mehr und mehr ab. Sie nahmen nicht mehr den Mittelpunkt seines Denkens ein. Sieben Jahre lang, von 1767 bis 1774, war er Mitarbeiter an Nicolais „Allgemeiner Deutscher Bibliothek". In der Bückeburger Epoche hörte die Mitarbeit auf. Er stand dem „Berliner Litteraturgeschmack" gar zu fern. Seine Freunde, Merck und Goethe, tummelten sich in den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen". Ein Ton unerhörter Jugendfrische regte sich. Herder steuerte einige Rezensionen bei, man erkannte ihn sofort und schrieb den Ton des Blattes auf seine Rechnung. Herder stellt sich in den Rezensionen zu den Schriftstellern und zum Publikum ein wenig wie in Straßburg zu Goethe. Sein Respekt für die einzelne litterarische Erscheinung ist sehr gering. Er faßt gewaltsam zu, seine eigenen Ahnungen und Anschauungen der Dinge gehen ihm auf, er deutet sie flüchtig und selbstbewußt an, und damit ist das Buch abgethan. Auch seine Grobheit spricht sich hier wie dort gelegentlich recht unverfroren aus. Aber es deutet freilich auch der weite Herdersche Gesichtskreis sich an. Die Geschichte der Menschheit bildet den Zielpunkt des Blicks, für die Verbindungsglieder der Epochen beweist sich der spürende Sinn, es verrät sich das warme Herz, das Anteil nimmt

an allen Gestaltungen menschlicher Zustände und aus seinem Herzensanteil begreift, es verbirgt sich nicht die verächtliche Abneigung einer ganzen geistig lebenden Persönlichkeit gegen leere, verstiegene Abstraktion.

Der Zufall führte Herder zu litterarischen Besprechungen, die seinen wahren Anteil nicht mehr besaßen. Seine Unruhe und Ungeduld übertrug sich in die Zeilen, in diesen Arbeiten lebte er nicht. Hamann bat ihn oft, sein altes preußisches Vaterland, an das er nur widerwillig dachte, nicht zu vergessen, auch die alten „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen" nicht, in denen die Erstlinge seiner Schriftstellerei erschienen. 1774 im Februar kam sein letzter Beitrag. „Gefundene Blätter aus den neuesten deutschen Litteraturannalen von 1773." Der bezeichnende Ausdruck von Herders damaliger Stellung zur Litteratur. Sie berührt ihn in fast allen Gebieten. Der Messias, die Bardenpoesie, der neue Geschmack in Kirchenliedern; die Journale, die Kritik, die Geschichte; die Erklärungen der Bibel Alten und Neuen Testaments und die theologische Litteratur — eins nach dem andern. Aber alles wie in fliegender Hast. Hat sein unheimlich schnell arbeitender Kopf sein Urteil gewonnen, so ist ihm die Sache fast nicht mehr wichtig. Die Urteile rücken auf diesen Blättern kurz und abgerissen auf, nur die entscheidenden Worte, kaum ein Satz ist vollständig. Alles Einfall, alles Fragment, auf ausgerissenen fliegenden Blättern verstümmelte Sätze. Die Dinge eilen ihm durch den Kopf, der Kopf weilt nicht in ihnen, sein Lebensdrang, seine Heimat ist anderswo.

Sie ist in den religiösen Gedanken, die tiefer und tiefer ihn bewegen, alle Kräfte seines Geistes um sich in heißer Arbeit sammeln. Im Glauben hat er mit seiner hohen Freundin sich gefunden. Die Freunde, die die Lust am Erwachen deutscher

Litteratur ihm gab, treten ferner zurück. Nach denen, die gleich ihm Gott suchen, sehnt sich sein Herz. Jene Rezensionen — das ist der laute, weihelose Tag, ein wenig Geschrei selbst darin und derber Stoß. Aber wie aus stiller Versenkung der Nacht klingen die Briefe, die er Lavater schreibt, das tiefe Brüten eines Gemüts, das nach dem Höchsten verlangt und in der Stimmung der Ewigkeit sich beruhigen will. Durch Lavaters „Aussichten in die Ewigkeit" angeregt schreibt er an ihn. Er besinnt sich, wie der Gedanke der Unsterblichkeit zu begründen sei. Die Analogien der Natur sind heranzuziehen, die Geschichte zeigt den Glauben an ihn bei allen Völkern. Die Sprache des Orients, die Sprache der Bibel ist in ihrer Kraft zu erwecken gegen den Modeton des Jahrhunderts. Aus Bibel, Altertum und Geschichte sind die Hülfsmittel zu nutzen. Aber die Bibel bleibt die Quelle der Weisheit und der Dichtung. Man folgt dem Gang Gottes, auf dem er die Kindheit des menschlichen Geschlechts zu dieser Lehre erzogen. Von Moses zu Hiob, von Hiob zu Christus — immer weiter entwickelt sich stufenweise dieser göttliche Gang und endet in der neuen Offenbarung Christi.

Herders Glaube ist nicht ausschließlich gegen sein Wissen und die weite Arbeit des Geistes. Die Gesamtheit seiner Beschäftigungen ordnet sich um die Bildungen seines religiösen Gemüts. Darum liegt auch in diesem Streben so viele noch eingewickelte Kraft, die sich entfalten, die zu neuen Wegen ihn führen wird. Es war der Anfang stolzer Linien, deren Schwung sich noch nicht ahnen ließ. Lavater drehte sich immer um denselben Punkt. So war auch das Verhältnis der Männer nicht im Lebensgesetze beider gegründet. Es kam später in Herders Reife und Ruhe ein Tag, an dem es jäh zusammenbrach. Erst nach dem Tode Lavaters erhielt Herder noch einige rührende Verse der Liebe. Für den Augenblick aber

war dieser Verkehr recht ein Ausdruck für den Zustand in Herders Seele. Mit den fromm Begeisterten schloß er sich zusammen. Die Gräfin, der er Briefe Lavaters zeigte, hatte ihre Freude daran und fand, er sage nicht zuviel, wenn er von Herders fürchterlicher überwiegender Gelehrsamkeit und seinem ihn verschlingenden Genius sprach. Ihm selber, wenn er auch den Enthusiasmus dämpfte und innerlich etwas bespöttelte, kam es gewiß nicht ungelegen, daß, da er nun mit der ganzen Glut und Wucht seines Wesens dem religiösen Wirken sich ergab, er sogleich wie der erste Prophet unter die bewundernden Genossen trat.

Auf der andern Seite begann in neuer Innigkeit das teuerste Verhältnis der Pietät und der Liebe, die alte Freundschaft mit Hamann. Drei Jahre lang hatte der Briefwechsel zwischen beiden aufgehört, drei Jahre stärkster Entwickelung in Herder. Das Hauptzeugnis der Zeit, die geniale Schrift „vom Ursprung der Sprache" verdroß Hamann aufs tiefste. Der Ursprung der Sprache aus der natürlichen menschlichen Entwickelung abgeleitet, der Beweis auf die modische Psychologie der Zeit gestützt, das Ganze in der vollen Verstandeszuversicht der Demonstration — das kam für Hamann einer Gotteslästerung und einem Bruch der Freundschaft nahezu gleich. In nicht weniger als drei kleinen Schriften zog er gegen die Herdersche Meinung zu Feld. Drei Schriften, die Hamannisch waren bis in den Kern. Hatte er eine beendet, der Gedankenknäuel wälzte sich fort in seinem Kopf und verfilzte sich mit seinem Gefühl von dem alten Freund. Aber für Herder wenigstens leuchtete wärmend aus diesem Gewirr die Hamannsche Lebensempfindung, dies Sich-Eins-Setzen, dies Sich-Eins-Fühlen der ganzen Persönlichkeit mit den Glaubensgedanken des Christentums, in denen ihr all ihr Leben be-

schlossen ist, eigensinnig abgesperrt, trotzig unangreifbar für die Wissenschaft der Zeit. Aber diese Lebenswärme erschien eben jetzt Herder wieder in ihrem ganzen Wert, sie war seine Sehnsucht, sie war der Grund seiner einzigen Verehrung für Hamann, in dem seinem Gefühl ein mächtigeres, tieferes Sein entgegentrat. Seine Preisschrift ärgerte ihn selbst, ihre Gesinnung war die seine nicht mehr, ihr heller Ton verletzte sein Auge, er gab sie beinahe auf. Es bildeten sich Gedanken in ihm, die ganz in der Richtung des Freundes lagen. Die alte Herzlichkeit stellte auf neu gesichertem Grunde sich her. Sein neues Leben ergab sich gleichsam dem Freund. Sein innerer Zustand fand auch hier seinen Ausdruck in einem Seelenverhältnis. Im fernen Norden, im fernen Süden wußte er die Herzen, die bei seinem Thun und Bemühen mit ihm schlugen.

Die Seele, die in dieser Zeit sich in ihm offenbart, die Freundschaft der Gräfin, die durch diese Offenbarung ihm gewonnen war, erwarb ihm auch eine bessere Stimmung bei seinem Herrn, dem Grafen. Von Anfang an war dieser stolz auf ihn. Er freute sich an dem Erfolg seiner Abhandlung vom Ursprung der Sprache, die den Preis der Akademie erhalten. Nun würde doch auch der König von Preußen erfahren, welch einen Mann er als Diener besaß. Er wunderte sich, daß man ihm Herder so lange ließ. Nun erfuhr er, wie innerlich der Mann von seiner geliebten Gemahlin geschätzt ward. Er erschien ihm mit einem Mal in neuem Licht und in höherem Wert. Gleichsam als sei er jetzt erst durch den Anteil an dem Teuersten seines Lebens recht in den Punkt seiner Aufmerksamkeit getreten. Nun ließ es auch Herder an kleinen Gefälligkeiten nicht fehlen. Er widmete dem Grafen sein Drama für Musik, den Brutus, nach Shakespeare gedichtet. Es wurde komponiert und aufgeführt, ebenso wie geistliche

Kantaten von ihm. Die Hoffestlichkeiten erhielten einen feinen Reiz und eine höhere Weihe. Man trug sich in gegenseitiger Artigkeit. Es trat doch wenigstens der Wunsch hervor, daß das Zusammensein ein wenig Zusammenleben werde. Doch freilich standen sie sich im Inneren gar zu fern, das Verhältnis hatte keinen dauernden Grund. Nur daß die vollkommene Fremdheit sich verlor, und daß bei dem wichtigsten Manne seines Wirkungskreises Herder festen Fuß gefaßt.

Er faßte allmählich auch Fuß in den Familien, in der Gemeinde. Er konfirmierte zum ersten Mal, niemand gewann im Lehren so wie er, die ganze Liebe der Kinder ward sein, und mit den Kindern kamen die Herzen der Eltern. Seine Art zu predigen gefiel mehr und mehr, diese einfache männliche Art, die von den Redensarten der Kanzel und vom Kanzelton nichts benutzte. Als er eine Reihe Predigten über das Leben Jesu hielt, kamen die Bauern von der Umgegend herein, brachten ihre Bibeln mit und merkten sich die ungewöhnlichen Texte an. Hier zog doch, was ihn innerlichst bewegte, die Menschen wiederum zu ihm. Seine Seele fühlte sich am Platz, da ihre Arbeit ein Echo fand. Er wurde heimischer in Bückeburg.

Er schloß, von Bückeburg aus reisend, auch eine neue Freundschaft, die durch das Leben hin und über das Leben hinaus zusammenhielt. In Göttingen, wo er die Bibliothek benützte, führte er sich bei dem Philologen Heyne ein, den er bei seinen Studien über römische Litteratur längst schätzen gelernt. Bald verband sie der innigste Anteil geistiger Bestrebungen. Sie fanden sich einig in historischen und litterarischen Gedanken. Wenn Herder lernen konnte von der reichen Einzelkenntnis Heynes, so konnte Heyne sich fördern an Herders weitem Blick. Auch persönliche Antipathieen teilten sie, und

wenn sie gegen Göttinger Kollegen Heynes sich gemeinsam ereiferten, so fügte auch das zu einander. Noch inniger fast schloß Frau Heyne an Herder sich an. Sie entzückte dieser allumfassende Geist und dies reiche Gemüt, sie schwelgte mit ihm, wenn er ihr Klopstock las. Man glitt von den allgemeinen Gesprächen bald in die persönlichen über. Aus dem Verkehr von Geist zu Geist ward der Verkehr von Seele zu Seele, von Mensch zu Mensch. Frau Heyne fragte im süßesten Augenblick des Beisammenseins, ob er keine Geliebte habe. Er sagte Ja! und hob die Hände zum Himmel „der ich aber kein Glied wert bin und wert zu sein scheine!" Ihm gingen die Augen über. Die vortreffliche Frau nahms anders und fing an, ihn zu trösten. — Ein gegenseitiges Entzücken an einander, enthusiastische Hingabe — so war dies erste Finden. Wohl mochte, als er zurückkehrte, sein Gemüt, die Tage wiederholend, erhoben sein im Gefühl eines reichen Gewinns, eines neuen Schatzes im seelischen Gefüge seines gegenwärtigen Lebens.

Daß er trotz allem nicht ruhig ward, lag nicht zum wenigsten an der zehrenden Bewegung in dem wichtigsten Verhältnis seines Lebens, die der Briefwechsel mit seiner Braut uns enthüllt. Er gab ihr keine Ruhe und empfing also auch keine Ruhe von ihr. Wenn er von allen Seiten Achtung und Bewunderung fand als einer der ersten des Geistes, so entlud er in diesen Briefen seine düsteren Grübeleien der Unzufriedenheit über sich selbst, die wenig Frieden ließen. Wie oft, so klagt er noch jetzt, daß seine Einbildung zu sehr im voraus sich überspannt, sein Gefühl ihn vorher hinreißt und nachher in den Augenblicken der Wirksamkeit erschlafft. Bleibt dann auch gute Gewohnheit und kommt die Empfindung wieder, ach oft zu spät. Und er bricht in den schweren Seufzer aus, daß

eigentlich noch nichts Ganzes aus ihm geworden ist. Keine einzige ganze That, keine einzige ganze Situation. Allerdings hofft er von der Zukunft und besonders von seiner Freundin. Aber überwiegend ist doch der Ton des dumpfen Brütens, überwiegend ist dies ratlose Selbstzernagen, ja der Eindruck, als wolle er jedem sagen: erwarte nur nichts von mir. Dabei in seinem Ärger über die Bückeburger Verhältnisse der Anspruch, mehr zu wirken und zu gelten, als er thut, dabei im endlosen Umherschweifen seiner Gedanken von allen und sich selbst als geistiger Führer betrachtet. In diesen Ansprüchen nach außen die innere Not und Unbefriedigung. Noch immer eine Existenz, als schwebe er in der allgemeinen und raumlosen Region der Gedanken ohne Boden unter den Füßen. Es scheint, als könne ihm, der nicht haftet in seiner Empfindung, das Gefühl der Heimat sich nicht bilden, das Gefühl, daß sein Weib ihm hier notwendig ist. Er existiert in Wahrheit nicht. Und während sein Mädchen an seiner Kraft sich halten will, sucht er gerade sie mit seinem unheimischen Grübeln auf. Er empfand, so könne er nicht bleiben, er wartete ins Ungewisse auf Veränderung und konnte, konnte, zögernd und unzufrieden, den Entschluß nicht fassen, die Braut zu holen.

Was dachte er nur von ihr? Hatte er gar kein Gefühl von ihrem kleinen Mädchenherzen, daß er ein Verständnis der feinsten und seltsamsten Regungen seiner schöpferischen Natur von ihr erwartete? Es war gewiß das Bedürfnis der Aufrichtigkeit, ihr mitzuteilen, was seiner Seele geheimstes Sinnen war. Aber die Aufrichtigkeit ist gefährlich, wenn in ihr nicht die einfache Notwendigkeit der Lebensbewegung sich ans Licht stellt. Wie während der Reise, auf der See sich selbst, so gestand er ihr nun seine innerste Angst. Aber es handelte sich nicht mehr um Selbstgericht und Selbstbesinnung,

es handelte sich um die Begründung des Lebens in der Einheit mit seinem Weibe. Sie sah doch, wie alles in ihm so friedlich neben einander fortexistierte. Er hatte die Stellung im äußeren Leben, er arbeitete, er schrieb. Und dies Zögern, Schelten und Quälen — wie sollt es ihr anders erscheinen denn als unerklärliche Selbstqual und unbegreifliches Schwanken. Es wirkten aber auch in Darmstadt störende Einflüsse auf sie. Die einfacheren und schlichteren Naturen, von denen sie umgeben, begriffen Herders melancholisches Schwanken so wenig wie sie. Sie mußte hören, er liebe sie nicht ganz wahr. Sie fing an zu bangen und sich zu grämen. Auch bei ihr stellte in bezug auf das Schicksal ihrer Liebe ein Schwanken sich ein. Der Ton ihrer Briefe ward im Gefolge der Herderschen oft ungewiß, düster, empfindsam und gleichsam körperlos. Es scheint eine Lähmung auf beiden Seiten. Ganz als wollten sie zu einander in herzlicher Liebe einen langen Weg. Aber zwischen ihren Herzen ist die dunkle ängstliche Macht, die sie trennt, die sie nicht überwinden, und da sie sich fassen sollten in neuem Leben, bleibt beiden nichts als aus der Ferne der ungewiß dämmernde Ruf der Sehnsucht.

Das war eine ungesunde Spannung, in der das Gefühl überzart in reizbarster Empfindlichkeit nachgab und fast vom Leben sich löste. Was des Lebens ein und alles sein sollte, verzog sich immer wieder und ward von Nebenbewegungen immer wieder überschüttet. Es setzte sich nicht durch als des Lebens einziges Gesetz. Herder duldete das Vielerlei der Bestrebungen in seinem Kopf, ward weiter getrieben von dem heimatlosen Zerflattern, so daß sein Verlangen nach dem Leben sich nicht siegend klärte, so sehr er es empfand. Wahrhaftig, man möchte sagen, daß die zeugende Kraft in Herder geschwächt gewesen. Die Eindrücke, die Sensationen wuchsen

fort und verschmolzen in reichem, Gedanken schaffenden Spiel und nahmen so viel von ihm, daß die zeugende Kraft zurücktrat, in der ein einfaches Begehren einsetzt als des Lebens Inhalt und Ziel, alles anderen Voraussetzung und treibende Kraft, die schaffende Gewißheit im Grund des Lebensgefühls für Denken und Leben. Die bildenden Kräfte waren von Kindheit in ihm zerteilt.

So erklärt sich denn aus der Art des Lebens der Ton der Briefe. Er zittert und schillert in wechselnden Farben. Sanfte, stille, trübe, melancholische Empfindungen wiegen vor. Von Unschuld und Tugend ist viel die Rede. Etwas Allgemeines, Unfaßbares überhaupt liegt über ihm. Die Beziehung auf diese beiden bestimmten Menschen und ihr Leben setzt selten sicher ein. Im Gegenteil, eben diese Beziehung ist ungewiß. Verflüchtigt nicht die Anrede „liebe Griechin" sich recht ins litterarisch Allgemeine? Der Wechsel zwischen Du und Sie berührt sehr oft wie bewußtes Spiel. Sie fassen sich nicht in eigener Zweifellosigkeit. Unbehaglich berührts bei ihnen gerade, wenn Freundschaft, Freundin, Freund ihnen als der rechte Name für ihren Verkehr gilt, — als bekenne er sich nicht zu seinem wahren Sinn. Aber lange Zeit, nach einigem schwankenden Mißverstehen, nennen sie sich Bruder und Schwester, und und eben durch diese umgehende Halbheit bekommen die Seiten oft einen geradezu schwül sinnlichen Zug. Es ist so eine verschwommene Atmosphäre, in der sie mit einander verkehren. Kein Wunder, da ihr Gefühl der Zusammengehörigkeit mit Leib und Seele nicht alles andere beherrscht, daß diese Einzelregungen zuweilen, so versteckt, so wie mit schlechtem Gewissen hervorspielend, ein ruhiges Behagen unterdrücken. Es kommt so lange keine Klarheit auf. Sie blickt zu ihm empor, hoch steht er über ihr, und alles, was er sagt und thut, ist ihr

Evangelium. Dabei spielts gelegentlich eine Rolle für sie, daß sie so arm ist. Dann richtet er sie auf und tröstet sie, im übrigen aber führt er durchaus kein zweifelloses Verständnis herbei. Manchmal scheint es beinah, als wäre ihm wohl, als bedürfe er des Schwankens und der leidenschaftlichen Erklärungen. Denn ein Mißverständnis reiht sich ans andere, eine Erklärung an die andere. Er verweist ihr, daß sie sich Vorwürfe macht, und sie macht sich Vorwürfe, weil sie sich Vorwürfe gemacht hat. Ein ewiges Hin- und Wiederziehen und ungewisses Gähren immerfort. Aufreibend mußt es für eine Seele sein, in dem wichtigsten Verhältnis ihres Lebens dies zu ertragen.

Von diesem Wallen und Kämpfen wußten die Menschen nicht, unter denen er lebte. Aber nirgends zeigte und durch nichts erhielt sich die Überspannung seines Wesens mehr als durch dieses entschlußlose Ringen in ihm. Er duldete das Leben, das sich in ihm abspielte, und wartete, daß die Entscheidung ihm wie durch Fügung kam. Es war das Einzige, was er endlich zur Erklärung sprach: er habe sein Weib nicht einer plötzlichen Veränderung aussetzen wollen, die er „halb in Betäubung" hoffte. Der Verkehr mit der Braut ist der charakteristischste Ausdruck seines Bückeburger Beginns: von der früheren Zeit kehrt er sich ab, ein Neues will werden, aber die Kräfte gähren nebelhaft und ungestalt und vielfach zerteilt, ein Brüten der Zukunft scheints, ein Anfang, aus dem Richtung und Ende noch nicht zu deuten ist.

Gegen Ende der Brautzeit werden die Briefe doch merklich fester. Der Ton der Sicherheit ineinander stellt sich ein. Karoline veranlaßt ihn zum Entschluß, und sobald die Gewißheit da, daß er so bald wie möglich sie holen wird, kehrt in den Briefen der ruhige Sinn und der Friede ein. Es finden sich die guten Worte der Zuversicht. „Die Zeit meiner

Eitelkeit und meines nichtigen Wesens ist vorbei, und ich sehne mich nach nichts so sehr, als jetzt in Natur, Wesen und Wahrheit zu leben, mein Herz und Mut zu stärken, das durch den Kopf ermattet ist, und in Ihrem Schoß und an Ihrer Brust, freies, liebes, herzliches, lebenvolles Mädchen! gleichsam zu verjüngen." — — — „Tag und Nacht sind jetzt meine Gedanken dahin gerichtet, alle Lappen wegzuwerfen, und bloß ein Mensch zum Zweck auf der Welt zu werden. Mein Genius flüstert es mir täglich und augenblicklich, sanft und laut zu, daß ich's mit dir und du mit mir wirken kannst und wirst und du willst zweifeln? Zögern? — O denke, wie das ins Herz sticht!" Es finden sich die wahren und tiefen Worte der Erkenntnis und des Ernstes: „ein Mann muß sich, glaube ich, im Weibe sehen, so wie das Weib im Manne: dann sind sie beide gesund und ganz."

Es scheint, daß im Jahre 1773 ein sehr schöner Frühling war. Noch verzögerten unvorhergesehene Hindernisse die Reise. Aber als er nun endlich dem Süden zu nach Darmstadt fuhr, ging es durch eine grünende, blühende Welt. Den zweiten Mai, an einem schönen goldigen Frühlingsabend gab ein ehrwürdiger Greis sie in einer kleinen Kapelle zusammen. Sie fuhren miteinander zurück in der heiteren Wonne der Tage. Ein neuer Frühling der Freude und des Gelingens ging ihrem vereinten Leben auf.

II.

Eheleben.

1.

Die große Krisis der Herderschen Seele.

Sie kehrten heim nach Bückeburg. Die halbe Existenz Herders hatte ihr Ende. Nicht nur die Gräfin empfing die

Frau ihres Freundes mit schwesterlicher Liebe. Die Bückeburger überhaupt sahen ihren Pfarrer anders an, da er verheiratet wiederkam. Nun erst war er ganz der ihre, nun erst war er ganz wie sie. Er war das seltsame Wesen nicht mehr, das in nächtlicher Morgenstunde die Einsamkeit durchstreifte. Er war der unheimliche Geist nicht mehr, der überall in der Menschheitsgeschichte heim und überall auf eigenen Wegen ging. Er war der Mensch, der sein Weib besaß als sein köstlichstes Gut, der durch tausend irdische Bande der täglichen Lebenssorgen mit ihnen verknüpft war, durch gleiche Gedanken für das Leben mit ihnen verbunden, der ihre und im Kern des Lebens ganz wie sie.

Und während er sich knüpfte an die Dinge und an die Gegenwart, vollzog in seinem Innern für immer sich das Schicksal seines Seins. Man darf wohl sagen: im Angesichte der Ewigkeit. Ihm wurde in seinem Hause nun so wohl und warm, und er jubelte über sein Weib, das vor ihm saß:

Blauaugicht wie das Himmelszelt
Ein schwebender Engel auf dieser Welt.

Aber in diesen Zeiten, in denen mit dem erwählten Weibe sein Dasein neu begann, nicht mehr einfach geistige Arbeit, sondern sittliche That unter Menschen an jedem Tag, in diesen Zeiten entschied sich's, wie stark sein Leben heraustreten konnte, sich fortentwickelnd als beseelte schaffende Kraft, und unter den Menschen sich behaupten als eigene Existenz, und es vollzog sich in diesen Zeiten die Krisis seiner Gedanken, in der über das Schicksal seines Lebens zugleich entschieden ward. Es stellte für alle Zeiten sich fest, was er war und was er gab, und mehr als dies, das Verhältnis, in dem seine geistigen Gaben standen zu der bewegenden Kraft seines Lebens. Es entschied sich mit einem Wort, was durch so

viele zusammenwirkende Momente bedingt ist, der Wert seines Lebens.

Seine Gedanken hatten sich ausgebreitet in einer unermüdlichen Wanderlust durch die Gebiete der Seelengeschichte der Menschheit. Jetzt hielt sie wie ein stockendes Unbehagen fest. Das gab nur einzelne Erkenntnisse eine nach der andern, gleichsam ein momentanes Ergreifen der Dinge, es hörte nicht auf, es sah kein Ende, es gab keine Ruhe darin. Sein Wesen verlangte Befriedigung im Ausbau seiner Welt, verlangte mit seinem ganzen Sein in den Gedanken sein Leben zu fühlen. Sie zogen sich zusammen um religiöse Ideen. Das gab einen Mittelpunkt, von dem Wärme und Leben kam. In der Lehre Gottes fand Herder die Einheit, die das umherfliegende Künden historischer Erkenntnis versagte, er fand die Ruhe in seiner Welt.

Es ist etwas Weibliches in Herders eigenem Wesen. So weit sein geistiger Kreis, er ist nur Seele. Etwas Weibliches in dieser zarten Reizbarkeit des Gefühls, das den feinen Nüancen dichterischer Empfindung hinnehmend sich schmiegte. In dieser Anlehnung an fremde Stimmungen der Dichter, die seinem Wesen notwendig war, damit es sich selbst empfand. Auch in dieser Art, abwartend sich treiben zu lassen vom Leben im vertrauenden Glauben, daß es zum dunkel erhofften Ziele führt. Und er empfand sich so eins mit dem Besitz seiner Seele, daß ein Angriff ihn fast physisch schmerzte. Er stand nicht männlich herrschend über seiner Seelenwelt. Er lebte und litt in ihr als seinem verwundbaren Alles wie ein Weib. Die Derbheit seiner Abwehr selbst zeugt nur von der reizbaren Schwäche. Ja, geradezu weibisch wirkt besonders in späterer Zeit dies laute Schelten und Zanken, der aufflackernde Haß, wo man im Kernpunkt anderer Meinung ist, der mehr verletzen als widerlegen will.

Seine weiche Art, die Zartheit seines Wesens hatte ihm oft das Vertrauen weiblicher Seelen erworben. Seine einzige nahe Beziehung zum Weibe war, scheint es, seine Freundschaft mit Frau Busch in Riga geblieben. Sie war zwischen dreißig und vierzig Jahren, unglücklich verheiratet, lebhaften Geistes und von festem Charakter. Zwei Jahre lang war er täglich bei ihr, vormittags, mittags regelmäßig zu Tisch und abends. Sie plauderten und lasen, zankten und trösteten sich, tändelten und liebkosten. Wenn er zur Predigt fuhr, begleitete sie ihn meist im Wagen. Aber ein anderer ehrlicher Freund, namens Begrow, teilte den freundschaftlichen Verkehr, von dem die ganze Stadt wußte. Als Herder Abschied nahm, raubte er eine Schleife von ihrem Fuß. — Es blieb beim Tändeln und bei der Freundschaft, aber es hätte nicht dabei bleiben brauchen. Nicht ungestraft öffnete der junge Mann dem Verkehr mit dem Weibe täglich seine Seele. Nur gesellschaftliche Rücksicht hielt ihn auf. Als er sich, ungestört durch die Menschen, auf der See sich selber gestand, bekannte er, ein intimerer Verkehr wär bei seinem Empfinden nur natürlich gewesen. Sein innerstes Seelenleben bewegte sich noch längere Zeit im Gedanken an sie. Im Gedanken an sie schrieb er sein Reisetagebuch, dies umfassendste Zeugnis von und über sich selbst. Im Gedanken an sie entwarf er im Innern die Geschichte seines Lebens. Mocht er sie lieben oder nicht, ihn erfüllte bei der Erinnerung an sie der dem Liebenden so natürliche Wunsch, sich ihr darzustellen in seinem ganzen Sein, seinem innersten Wesen sowohl wie seiner höchsten Kraft. Im Gedanken an sie besann er sich auf sich selbst. Dennoch war zu viel künstliche Spannung und Reflexion in diesem Verkehr, er trat noch während der Reise zurück und erschien in der verschiebenden Erinnerung nur noch als tändelnde Freundschaft. Dies erstarkende Manneswesen

nahm gleichsam sich selbst zurück, es sammelte wieder sich in sich selbst allein, um frisch und jungfräulich es zu erleben, wie in der Hingabe an das andere Wesen das ganze Leben zu seiner Kraft und Eigenheit strebt. So fand er zum ersten Male denn bei Karoline das ganze Schicksal der Liebe. Die große Antwort des Lebens mußte fallen. Wie, wenn im Gefühl von ihr, im Gedanken an sie das ungestüme Wogen in ihm sich klärte, daß die eigenste Kraft selbstgewiß von dem Grunde bildend, durchdringend hervorkam? wie, wenn im Verein mit ihr für sein unruhig umgreifendes Leben das sichere Gleichgewicht sich fand?

Nicht anders als mit Verehrung kann man auf die lange Geschichte dieser Ehe schauen. Mächtig wuchs das junge Weib mit dem gefährlichen schwierigen Mann. Sie verstand das erste Bedürfnis seines Lebens, frei zu sein von den Sorgen der äußeren Existenz. Im weitesten Umfang hatte sie die Verwaltung des gesamten Hauswesens in ihrer Hand. Es war nicht leicht, da Herder gern ins Große ging und sie seinen Neigungen nachgab, so viel sie konnte. Es wurde schwerer, als mit der Zeit acht Kinder kamen, die gleichfalls vorwiegend der Sorge der Mutter zufielen. Ihre Kraft und Ausdauer nahm nicht ab, sie wuchs. Sie teilte die amtlichen Bedrängnisse und die schriftstellerischen Pläne des Gemahls. Es that ihm wohl, wenn sie am Abend bei der Lampe die Seiten vorlas, die er am Tage geschrieben. Sie empfand mit ihm die Mühe des Entwerfens und das Glück des Gelingens. Sie regte die Weiterführung ruhender Pläne an, ja trat zuweilen sogar in die Verhandlungen mit den Verlegern ein. Niemand wußte so sehr um den großen unendlichen Schatz der Liebe, der in Herder war, niemand litt so oft und so tief und mit den späteren Jahren, bei sinkender Kraft, immer

mehr von den Rauhigkeiten und der verstimmten Qual, in denen dies zarte Gemüt, in der Welt nicht beglückt wie es bedurfte, zurückgescheucht und vergrämt, seinen Groll an seiner Umgebung ausließ. Ihr Instinkt empfand, daß es den Dingen galt, so that es ihr wohl, daß sie mit ihm litt, und sie zürnte nicht, wenn es durch ihn geschah. Er war ihres Lebens ganzer Gehalt. Sie ging mit den Jahren nicht in den Gedanken der Mutter auf, sie blieb sein Weib. Als er vor ihr starb, aufgerieben in ruheloser Müh und dem Schmerz der Vereinsamung, ein traurig Opfer der Zeit und der Erde, da setzte sie ihre Kraft daran, nun nach seinem Tode noch einmal Er zu sein, der Nachwelt ihn zu erhalten, ihn darzustellen in seiner ewigen That. Sie schuf mit Hilfe treuer Männer eine Gesamtausgabe der Werke. Ein Schicksal freilich, daß gerade in dieser ihr Mann so zerstückt, man muß fast sagen unkenntlich erschien. Die Anordnung unübersichtlich, die Schriften z. T. auseinandergeschnitten, ja geradezu verändert, unmöglich, des Mannes Werden und die Intention der einzelnen Werke zu überschauen. Aber die Gehilfen haben hier gesündigt. Es war ein Schicksal, aber nicht die Schuld der Frau. Die Aufgabe, die in dieses Mannes Thaten lag, war größer als ihre Kraft. Ihr letztes Liebesmühen war doch das dauernde Denkmal des Gatten. Was diesem Manne, der in seiner zarten Reizbarkeit und der heimatlosen Weltfremde seines Sinnens des Weibes bedurfte, an Liebe not that, sie hat es gegeben. Ihr ganzes Leben, mit ihm wachsend und ihm sich vertiefend, war in thätiger Sorglichkeit ein leuchtendes Leben der Hingebung und der Treue.

Und wie schmerzlich ist es nun, auf der anderen Seite sagen zu müssen, daß der Mangel des Herderschen Lebens doch auch in diesem wichtigsten Verhältnis hervortrat, daß sie

nicht nur ein Glück für Herder war. Es ist hier nicht die Rede von Schuld und Fehler. Wo das Problem des Lebens in seiner Größe aufgeworfen wird, steht man jenseits der Frage der Schuld. Aber ein Stück des Herderschen Schicksals war auch sie.

Wie stand seine geistige Arbeit in seinem Leben? wie teilte sie seine Arbeit? Es ist ein besonderes Ding um das sogenannte Verständnis. Nicht darauf kommt es an, daß die Frau alle Gedanken und Begriffe in ihrer Tragweite nachzudenken vermag. Das Verständnis ist nicht eine Leistung des Kopfes, es ist eine Thatsache des Lebens. Es geht hervor aus dem Mitgefühl, wie der andere in seinen Gedanken lebt. Es beruht auf der Fähigkeit, — schon der Ausdruck Fähigkeit verschiebt den Verhalt, es beruht auf der Thatsache, daß jenes Element, die Lebensstimmung, das Lebensgefühl, aus dem die Gedanken sich lösen, uns gemäß sei, daß bei seinen Gebilden unsere Seele mitklingt in der freudigen Bejahung, in ihrem eigensten Leben gefördert zu werden. Hier tritt eine Verbindung ein von Lebensgrund zu Lebensgrund, in der wir mitempfinden, was mehr ist als der einzelne Gedanke, als die einzelne Leistung, in der wir mitleben in diesem Gefühl der Dinge, aus dem die Gedanken in ihrer Eigentümlichkeit hervorgehen. Dies Mehr, vor dem das Einzelne verschwindet, dieses Mehr, das die Eigenheit und den dauernden Wert des Lebens giebt, wenn das Einzelne veraltet oder unbeachtet in der Zeit verloren geht, — das wird wie die Luft, die wir atmen, uns selbst zum Leben notwendig, das scheint der uns beschiedene Quell, scheint uns die Kraft, in deren Schaffen ans Licht tritt, was uns des eigenen Lebens Wert enthüllen soll, ja dessen bloße Existenz uns mit der Freude und Lust am Dasein erfüllt. So hält unser Mitverstehen eben dieses

lebendig, was das Mehr und der eigentliche Sinn des schöpferischen Lebens ist. Mitlebende Liebe, der anderen Seele im Lebenskerne gesellt, wirkt es als ewig treibende Kraft und giebt dem anderen an sich selbst, an der eigenen Arbeit die höchste Lust, die Lust, sie als Leben zu empfinden. Und dieser Anteil wird der Arbeit wundersam notwendig, beseelt sie stets aus ihrer treibenden Kraft und hält ewig fern, was erbärmlich ist und die Erstarrung lebendigen Lebens beweist, den Stolz des einzelnen Resultats, die Befriedigung im erreichten Gedanken.

Kann man wohl sagen, daß sie so mit ihm gelebt? Sie fand ihn vertieft in Studien, deren weitumgreifende Seltsamkeit sie zunächst mit einer Art neugieriger Verwunderung erfüllen mochte. Die Sachen waren ihr fremd. Ob ihr nicht fremd und wunderbar blieb, wie ein Mann dies treiben konnte mit dem ganzen Anteil des Lebens? Nur über alles groß erschien ihr, was er sagte. Er war der hervorragende, der große, der erste Mann, der einzige. Die anderen mußten sich unterwerfen und anerkennen. Er hatte immer Recht. Es war eine Art stumpfer Teilnahme unbedingt beherrscht durch sein Wort, seinem Worte folgend auf Schritt und Tritt, bei der eigentlich jeder in seinem Leben blieb, was er war, ein jeder die eigenen Wege ging.

Aber schlimmer wurde es, wenn es zu Reibungen des Bewunderten mit anderen Menschen kam. Es war der gefährlichste Mangel in Herders Natur, daß die Rechte anderer neben ihm unmittelbar anzuerkennen ihm nicht gegeben war. Er mußte herrschen. Er litt in seinem Leben, wenn seinen Gedanken, wenn all dem, dessen er geistig zu seiner Existenz bedurfte, ein Widerspruch, ja nur eine fremde Regung entgegentrat. Er empfand sein Leben in jedem Moment zu sehr

abhängend von der Anerkennung und Würde unter den Menschen. Diese Richtung der Gedanken auf die Außenwelt machte sie mit. Sie setzte in jedem Fall sich völlig mit ihm gleich. Auch in dieser Hinsicht lebte er einfach fort, und sie folgte ihm. So heftig-leidenschaftlich wie er selbst befestigte und hetzte sie ihn weiter in seinem Groll. In der Gemeinschaft steigerte sich der Ärger, in dem die Auffassung der Dinge sich verzog. Der Standpunkt zum Leben verschob sich verhängnisvoll und unbemerkt.

Sie sollte ja nicht ihn leiten mit überlegenem Blick, sollte nicht den Weg ihm vertreten. Aber man denke: wenn ein Weib an seiner Seite war, das wie das Leben selber ihm erschien. Das in seiner Ruhe und Größe, seiner Stille und Wahrheit wie zu stetem Selbstgericht ihn weckte und wach hielt. Vor dem nicht möglich war, sich gehen zu lassen in selbstisch willkürlichem Groll. Wie das Gefühl der Wahrheit selbst zwingt ihr bloßes Dasein wahr zu sein gegen sich selbst. Wie das Gefühl des Lebens selbst zwingt ihre Nähe zu bleiben in dem, was das eigenste Leben ist, aus dem Lebenskern als des Lebens Gehalt erwächst und nicht zu schwanken in die äußerlichen Fragen der Welt. Denn so sind doch menschliche Verhältnisse, daß das unmerkliche Ineinanderwirken der Persönlichkeiten Art und Inhalt der Lebenserscheinungen bestimmt. Sie hätte — für ihn das Leben selbst — ihn sammeln und halten mögen in der Spannung seiner höchsten Kraft und, eins mit ihm, das Gleichgewicht ihm geben, in dem er im Weibe sich fand wie das Weib in ihm als in dem Leben seines eigensten Seins.

Wir besitzen den Briefwechsel Herders mit seiner Frau während der italienischen Reise im Jahre 1789. Sechszehn Jahre waren sie verheiratet. Da finden sich gleich im Anfang

zwei Briefe, ernste und vielsagende Dokumente. Seiten lang klagt die einsame Frau — und ihre Thränen sind nicht Thränen des Trennungsschmerzes allein — sie klagt, wie er so hoch über ihr steht, wie sie ihm nicht genügen kann, wie sie es immer gefühlt. Wie zu einem höheren Wesen blickt sie zu ihm empor und — — wie zu einem fremden Wesen. Er weist sie mild und liebevoll zurecht. Aber was hilft bei solchen Klagen ein freundliches Wort? Sie ist ihm alles gewesen, dessen er bedurfte, sie ist besser als er, sie thut ihm Unrecht und weh. Sieht man es nicht, wie an manchem Tag und in mancher Nacht er im einsamen Zimmer seiner Arbeit gelebt und sie, allein, sich bange gefragt: was bist du ihm denn? wie seine fremde Größe unheimlich sie gedrückt? Hört man nicht durch so manches unbedachte Wort, in dem die Zweiheit ihres Lebens dem feinen Gefühl empfindbar war? So sehr die treue Liebe und die Dankbarkeit in ihrem Leben überwiegend das Glück der Jahre erhalten mochte, das beweist doch dieses verräterische Dokument, daß manches Mal auf eigenen Wegen neben einander einsam beide gegangen, und daß jenes Gleichgewicht der selbstverständlichen Notwendigkeit in ihren Beziehungen nicht zu Hause war.

Es macht den Wert eines Menschenlebens aus, wie weit es in seinen sittlichen Verhältnissen aus dem Bewegungsgesetz der Seele den Charakter der Notwendigkeit erhielt. Herders glückliche und reiche Ehe beweist jene Art und Kraft der Seele nicht an ihm, der in all ihren Verhältnissen sie zum Eigensten herauszubilden notwendig ist. An dem wichtigsten Verhältnis seines Lebens enthüllt sich ein Mangel seiner Lebenskraft. Um in einem Wort es zu sagen: daß bei allem Reichtum seiner Seele was in ihm war, nicht eigenstes, lebendiges Leben ward.

Hier greift es sich nun mit der Hand, wie bei einer Existenz, deren Leistung geistige Arbeit ist, Leben und geistige That einander erklären, wie aus dem Zusammenschauen beider erst wahre Erkenntnis und ein Urteil möglich wird. Wie die Kraft der Persönlichkeit in dem sittlichen Gebilde seines Lebens sich offenbart, das suchten wir zu erkennen an dem wichtigsten Lebensverhältnis, und dieselbe Kraft sehen wir treiben in seiner geistigen That und suchen wir zu ergreifen nach ihrer Richtung und ihrem Wert. Wir sehen das Leben des Mannes in Einem wie in dem Anderen.

Daß er die geistigen Erscheinungen als Leben begriff und lehrte, das war des Schriftstellers Herder eigentliche Kraft. Er sah die Poesie hervorgehen aus dem nationalen, aus dem individuellen Leben der Dichter. Er verstand die Kunst in ihren seelischen Lebensquellen zu deuten. Er war Psycholog, weil er die Ursprünge der Gebilde in der Menschenseele suchte. Er faßte die historischen Zustände als verschiedene Erscheinungsweisen der Menschenseele auf. Als seelisches Leben empfand und begriff er, was er begriff. Nun fragte sich's, ob, der das Leben verstand, auch selbst als Leben sich behaupten würde, ob sein Leben so geprägt und gebildet sein würde aus seiner Art zum Gleichgewichte der Kräfte, wie er's an andern gelehrt. Und diese Aufgabe löste er nicht. Er lehrte das Leben, er war es nicht.

Als Leben strebte er die eigenen Gedanken zu sehen. Das vor allem war der Vorgang, der das Reisetagebuch mit hinreißendem Schwung erfüllte. All seine Gedanken über menschliches Sein traten als Streben auf, dies Streben stammte aus der Tiefe der eigenen Natur, es war die ursprüngliche Kraft der Persönlichkeit, die zum ersten Male selbstgewiß hervorkam. All ihr Bedürfen, all ihr Sehnen faßt im Ideal der

Menschheit sie zusammen. Vollmenschlich geistige Entwickelung, Liebe, Friede und Glück — in der idealen Menschheit spiegelt sich der ideale Herder. Seine Selbstbefreiung erschien ihm unter dem Bild der Gestaltung der Welt. Es ist der Bildung seiner Gedanken selbst eigentümlich, erst wenn sie als Leben sich fühlen, am Ende zu sein.

Wie war seinem Verkehre unter den Menschen die schöpferische Unruhe zu eigen. Es ist dasselbe Streben, das aus ihm spricht. Ungeduldig will er seinen Gedanken ganz, ohne Rest im andern lebendig empfinden. Er poltert, wenn fremde Regung sich ihm beigemengt. Alles! alles! verlangte er.

Was geschah denn nun? Seine zersprengten Gedanken sammeln sich um Gott. In Natur, Geschichte und Menschenleben weist er den Haushalt Gottes auf. Er eignet sich in eigentümlicher Auffassung die christlichen Ideen als den Ausdruck der eigenen sittlichen Ideale an. Er wendet mit einer lauten Predigt sich an die Zeit: sie soll sich Gott unterwerfen und seiner Botschaft, seiner Offenbarung.

Kein Zweifel, es jagt auch in dieser Wendung die Unruhe noch, die früher in seinen Gedanken war. Der Kreis ist derselbe: das Seelenleben der Menschheit in der Geschichte, wenn nun auch Gottes Offenbarung im Mittelpunkt steht. Die Erziehungsabsicht ist geblieben. Es ist derselbe Mensch. Nur fühlt er jetzt an den Gedanken selbst, da als Gottes Leben sie in die Welt ziehen, die Wärme und Glut, die früher im schaffenden Bilden lebendiger Seelen sich befriedigen gewollt. Nur füllt in dieser Wendung der Gedanke allein ihn mit dem Selbstgefühl, das bei der früheren Anlage erst in der That, in der Vorstellung der That zum wenigsten ihm kam.

Aber der Flug der umschauenden historischen Erkenntnis scheint gebunden, da Gottes Haushalt sich in ihr erweisen soll.

Ein fremder Beisatz mengt sich dem Gedanken zu. Wenn die sittlichen Ideale sich bilden wollten aus Herders ursprünglichst eigenem Bedürfen, der Ausdruck sein dessen, was er als Notwendigkeit für sein eigenes Leben erfuhr, so giebt schon der Begriff der Menschheit in unvollkommener Allgemeinheit den Inhalt wieder; aber nicht glücklicher ist die neue religiöse Form. Der Gedanke giebt sich zufrieden, da er den Ausdruck erreicht, in dem er sich so stark und würdig wiedergegeben scheint: den Ausdruck „Gottes Offenbarung". Innerlich notwendig ist die religiöse Gestalt den sittlichen Ideen Herders nicht.

Wahrhaftig — als wollte als körperlich, als lebendiges Leben sie aufgehen — die glühende Kraft. Aber wie stets bisher zerstiebt sie in Gedanken, in Worten dahin. Die Hoffnung gewaltiger Thaten an Menschen, an Völkern treibt sie nicht mehr. Nur ein heftig betonter Accent fügt den Worten sich bei. Gott umtönt sie wie ein hohler Ruf, der an dem, was Geist und Schatten blieb, das Leben, das Blut zu ersetzen meint.

Sein Gedanke wollte das Leben gestalten. Nun schlägt, von ihrer Richtung abgelenkt, die Kraft ins Innere zurück. Nun ist, was That in der Welt sein sollte, nur eingeschlossene, ungesunde, verzehrende Glut. Es ist nicht Leben geworden und möchte Leben scheinen. Es ist nicht reine, persönliche That. Es kleidet sich in die Hülle uralter Tradition. Es bleibt im Inneren. Es tritt nur unklar, nur unvollkommen hervor. Die gewaltigen Motive — sie biegen sich um, sie brechen ab, sie verziehen sich in seltsam gewundener Form und erkennen kaum noch sich selbst. Es ist ein abgelenktes Leben. Es ist eine zersprengte Kraft, die ihre Bahn nicht fand.

Es ist den Gedanken ein Umkreis gegeben, der nach ihrer Art ihnen nicht notwendig ist: sie haben eine Schranke ge-

funden. Sie gliedern sich um ein sittliches Ideal, das keineswegs die Richtungslinien ihrer Kraft, ihrer Wirksamkeit unter den Menschen mit innerlicher Notwendigkeit zum Ausdruck bringt: sie beginnen zu erstarren. Sie beruhigen sich und kommen zum Ende in einer Form, in der keineswegs sich zusammenfaßt, was ihr letzter prinzipieller Ausdruck ist, der Ausdruck, aus dem ihre Richtungen und Methoden sich ableiten ließen in alle Weite und Fülle der Welt. So halten sie an vor ihrem natürlichen Ende, ihre eigentliche Kraftquelle verschließt sich: die Gefahr des Erlahmens droht.

Auf religiöse Gedanken gründete sich für immer die Weltanschauung Herders. Die religiöse Wendung bezeugt uns nur, daß die geistigen Vorgänge in ihm in ihrem vollen, eigensten Leben nicht aufgegangen. Die religiöse Wendung ist das Symptom einer Gesamterkrankung des Herderschen Lebens.

Er hielt still. Er gab sich zufrieden. Die natürliche Entwickelungskraft seines Wesens gab sich auf. Es entstand ein Gebilde als seines Lebens Ausdruck, das nicht war, was es schien, in dem, was in ihm zum Leben verlangte, nur verzogen sich gestaltete. Und weil es nicht erschöpfte und heraushob, was in ihm ward, blieb ihm versagt, in sicherem Verhältnis sich zu stellen zu den mitstrebenden Genossen der Zeit und zu den Richtungen der Wissenschaft neben ihm. Eine Unsicherheit aller Lebensverhältnisse nagte an ihm. Eine verhängnisvolle Selbsttäuschung fraß sich in ihn hinein. Wohl wuchsen in der erreichten Form seine Gedanken zu wundervoller Fülle aus und erleuchteten köstlich große Breiten der menschlichen Welt. Aber dennoch fehlt in ihnen die Lebenskraft, die nur in der Gewißheit ruht, rein auszusprechen, was des Geistes Erlebnis war. Es prägte kein sicheres Gefühl des Verhältnisses zu andern Menschen sich aus. Das Ver-

ständnis für fremde Denkweisen hörte allmählich auf, weil die eigene nicht erkennender Gedanke nur, sondern zugleich ungeklärtes, man möchte sagen animalisches Lebensgefühl war. Die Entwickelung ging nicht fort in geistigen Thaten, deren jede in sich abgeschlossen, sich als Selbst empfindend, als aus sich atmendes Leben heraustrat. Es war kein Auswachsen in notwendig gewordener Form. Es war nur so ein Abgeben, ein Mitteilen, ein Niederschreiben nebenher. Es war kein Leben für sich selbst, waren nicht Werke, in denen eine neue Empfindung der Welt als geistige That dastand und unter den Menschen zeugend Leben wirkte. Es endete in breiter, ermüdender, populärer Schriftstellerei. Er blieb zurück, ward überholt und vergessen. Die natürliche Quelle nährte dies Schaffen nicht, es ermattete, es krankte, es siechte dahin.

So bestimmen sich hier nach der Art des Geistes seine Schranke und sein Schicksal. Das Schicksal seines Lebens entschied sich in der Krisis von Bückeburg. Er mochte jubeln im jungen Glück seiner Ehe. Er mochte aufleben in dem plötzlichen großen Gelingen seiner Schriftstellerei. Für immer entschied sich seines Lebens Art und Wert: das sittliche Gebilde seines Seins prägte sich nicht zu sicherem Gleichgewicht aus seiner Art und sein Leben fand nicht den reinen Ausdruck in seiner geistigen That. Die tötliche Schwäche verriet sich an ihm. Im höchsten Sinne Leben war er nicht. Und gedenkt man nun seiner Betäubung im Anfang von Bückeburg, gedenkt man seines langen Zögerns vor dem Schritt zur Ehe, so möchte man sagen: es war ein unbewußtes zitterndes Zurückbeben vor seines Lebens endgültiger Gestalt, vor der bestimmenden Krisis, vor der großen Entscheidung.

Mit dem Leben selbst ist der Tod gegeben. Groß ist es und des Lebens freudigstes Bekenntnis zu sich selbst, den Um-

fang und die Tiefe der Gedanken, der Bedürfnisse, der Bedingungen, in denen man seines Lebens eigensten Wert erblickt, im Bewußtsein zu fassen und ohne sie nicht leben zu wollen. Dann ist das Leben That und Wille an jedem Tag. Aber wo die Gedanken in ihrem innersten Kern nicht der Bewußtseinsausdruck der Lebensbedingungen sind, wo Zufall und Umgebung und historische Gewohnheit sie gab, da grenzt eine Existenz sich nicht aus ihrem eigenen Kern in bewußtem, eigenstem Leben ab. Da fehlt in dem Leben die sich selber wollende, die aus sich selber sich erneuende Kraft. Dort wächst das Leben als Leben fort, bis es zusammensinkt. Hier ist in jedem Momente des Lebens schon ein Stückchen zehrender Tod.

2.
Die religiösen Schriften.

Es war das Glück der Ehe, in dem auch seine schöpferische Kraft wieder in Fluß und Arbeit kam. Sein Lebensschicksal war entschieden, der Druck der Entschlußlosigkeit entfernt, und was so lange in dumpfer Gährung gestockt, brach nun in raschem Gelingen hervor. „Allein ihr stiller Anblick und Sitzen vor mir mit ihrem reinen Angesichtsbilde brachte zur Wirkung und so wards gegeben," schrieb er an Lavater.

Er hatte die ganze Zeit nach allen ihm zu Gebote stehenden Quellen im asiatischen Altertum gelebt. Der alte Reiz hatte neu und kräftiger gewirkt, die Urzustände der Menschheit sich auszudichten. Aber auch die großen Entscheidungen der späteren Zeit traten in sein Nachdenken ein. Die Anfänge des Christentums, die Schicksale der Reformationsgeschichte beschäftigten ihn. Von religiösen Studien aus bildete sich in seinem Kopfe fort, was immer den Mittelpunkt seiner Arbeiten gab, die Anschauung der Geschichte der Menschheit. Mit dem In=

stinkte ursprünglicher Begabung bildet sein Bemühen in zwei Probleme vor allem immer wieder sich hinein, in die Ursprünge und die Verbindungsglieder. So vor allem wird an der Geschichte des Christentums die schöpferische religiöse Kraft des Ursprungs und die Verteilung der Ströme in den Sekten ihm lebendig. Der Anstoß und das Verrinnen der Kraft gehen gleichermaßen ihm auf. Sie gehen ihm auf, weil er mit dem Anteil des Lebens die Lehre der großen Schöpfer durchdringt, weil er gegenwärtig in den ursprünglich religiösen Begriffen den Ausdruck seines Lebensgefühls findet. Seine Werke sind nicht allein historische Erkenntnis, sie sind in sich selber eine Predigt. Wenn Ring an Ring sich schließt, als eine Kette rollen sie ab. Sind alle zusammen nur kleine Stücke, nur Zeichen des größeren Zusammenhangs, in dem er ans Licht will. Sie predigen aus der Tiefe seines Lebensgefühls das Leben in Gott, sie predigen in religiösem Ausdruck, was ihm als Leben gilt.

Sie sind alle Fragment. Mit der „Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts" fängt es an, 1774, 3 Teile in einem starken Band, ein vierter Teil kam 1776 hinzu. Das ist die Urgeschichte der Menschheit, wie ein Herdersches Gedicht aus religiöser Empfindung gelöst. Noch in demselben Jahre kommt „Auch eine Philosophie der Geschichte der Menschheit. Ein Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts," d. h. in kurzen, kecken, hastigen Zügen der Hinwurf seiner Grundanschauungen über die Universalgeschichte. Noch in demselben Jahr die kleine Schrift „An Prediger. Fünfzehn Provinzialblätter", eine auf historischem Rückblick aufgebaute Darstellung seiner Gedanken vom Predigtberuf, also überhaupt seines Ideals praktischen Eingreifens und Gestaltens durch religiöse Ideen. Das alles ist mehrfach hingeschrieben, aus weiteren Entwürfen herausgeschält, wieder und wieder umgeworfen. Im

Jahre 1775 giebt er „Erläuterungen zum Neuen Testament aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle": durch Analogien mit Zoroasters Lehren, die eben in französischer Übersetzung Anquetil Duperron herausgegeben und unter Herders Mitwirkung Kleuker ins Deutsche übertragen, belebt er sich den orientalisch-religiösen Sinn der Hauptbegriffe im Johannesevangelium. Aus der religiösen Geschichte des Orients erleuchtet ersteht ihm so in ursprünglichem Leben ein Stück Heilslehre des Christentums. Dazu kommen die „Briefe zweener Brüder Jesu in unserm Kanon," ein Kapitel Sektengeschichte der urchristlichen Zeit. Eingegliedert im Zusammenhange der religiösen Gedanken entwickelte sich auch die Herdersche Psychologie, ward in mehreren Entwürfen hingeworfen, doch endgültig abgeschlossen erst 1778 als die Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume." Seit Versailles lag ihm beständig im Kopf die „Plastik", ein Stück sinnespsychologischer Ästhetik, Anhang und Anwendung seiner allgemeinen Psychologie. Auch sie ward 1778 erst herausgegeben. Der notwendige Abschluß der religiösen Gedanken, der letzte Strich für sein Bild des Reiches Gottes, das mit der Schöpfung begann, in Jesu den Menschen neu gegeben ward, am Ende der Zeiten Verklärung aller Welt sein wird, kam in der Arbeit über die Offenbarung Johannis, in dem Buch „Maran Atha, das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel." Es bildete, als das eigentliche Ende seiner Müh mit besonderer Liebe gepflegt, schon jetzt sich heraus und ging bei mitfühlenden Freunden von Hand zu Hand, ward aber auch erst später zum Drucke reif und erschien im Jahre 1779. Ein Umkreis von Gedanken, die sich gegenseitig forderten und hervorriefen, ein unaufhaltsam rastloses, ein aufreibendes Werden. Ganz zu schweigen von

seiner kleinen Sammlung „Volkslieder. Englisch und Deutsch,“ die er 1774 noch aus der Druckerei zurückzog, ganz zu schweigen von der kleinen meisterlichen litterarischen Preisschrift „Über die Ursachen des gesunknen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet,“ die ihm im Jahre 1775 den Preis der Berliner Akademie erwarb. All die einzelnen Schriften treten gleichsam nur wie die vorgeschobenen Posten heraus aus dem großen Zusammenhang der Gedankenreihen, die als geschlossene Masse sich fühlen. Herder empfindet die Gesamtheit seines Strebens darin. Ihm ist es eine große Schlacht mit gesammelten Kräften, wenn thatsächlich in wildem Scharmützel die Gedanken sich einzeln zerstreuen. Es ist sein Leben, das sich hinstellen will als geistige That. Aber so erstaunlich die Leistung, so groß der Erfolg, ist doch beides nicht das, was sie in Herders Gefühle sind.

Eine fremde, seltsame Welt der Gedanken nimmt uns hin. Nur mit einiger Hingabe mögen wir sie begreifen. Wir wollen ihre großen Formen verfolgen, sie aus Herders Seele verstehen, den Zustand seines Lebens in ihnen deuten.

Mit gewaltsamem Ungestüm stellt er sich auf sich selbst gegen die Wissenschaft der Zeit. Er nützt ihre Ergebnisse für seine Zwecke, doch nur um sein eigen Bekenntnis darein zu legen. Er will nicht stehen — ein Glied in den Reihen ordentlich zusammenarbeitender Wissenschaft. Er will bilden aus sich selbst. So ist sein erstes, in tumultuarischem Gedankengewirr sich loszureißen. Man überschätzt, ruft er, den Verstand und die Abstraktion. Die Wissenschaft, die Philosophie überhebt sich, denn sie kann nichts sein als ein Tafelwerk abstrakter Begriffe. Aber die Abstraktion ist nichts ohne die vollen Materialien, welche Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Anschauung liefern. Auf diesen unteren, den sinnlichen Kräften beruht das

eigentliche Leben des Geistes. Thatsachen braucht der Mensch, die er anschaut und an sich nimmt, nicht Worte und Abstraktion. Aus Gefühl ist alle Abstraktion geworden. Und im Gefühl ergriffen nicht durch Worte, nein! durch ewige Thatsachen wird der Mensch in der Offenbarung Gottes. Es sind die ewigen Thatsachen der Erziehung des Menschengeschlechts durch Gott in einer Jahrtausende langen Geschichte. Wir schauen in ihnen die handelnde Liebe Gottes an. Wir haben in ihr, der Offenbarung, den Urquell aller geistigen Bildung des Menschen, ohne sie wär nichts von künftiger Wissenschaft. Wir haben darum noch jetzt in ihr, den ganzen Menschen im tiefsten Gefühl ergreifend, Urquell und Kern alles wahrhaften Lebens im Geiste und in der That. Dien ich ihr, so dien ich dem Leben selbst, das ist der Herdersche Gedanke. Und siehe! dies Wunder! so ists dann, da er Offenbarung zu künden meint, thatsächlich nur Er allein, der spricht, mit allen Kräften auf sich gestellt, losgerissen von dem Verstandesthun der Zeit, der eigenmächtige Prophet.

So giebt er denn auch zunächst die Schöpfungsgeschichte wie ein eigenes Gedicht.

Denn an der fernen Urzeit der Welt setzt er ein. Der Schöpfungsbericht der Genesis ist die älteste Offenbarung. Wir sollen ihn nicht zurechtdeuteln nach unsern Begriffen von der Natur, wir sollen nicht unsere Wissenschaft von der Natur zwingen nach ihm. Wir sollen nicht „die heilige Stimme Gottes aus dem Morgenlande zum dumpfen Katheederton unserer Schulen hinabstimmen.“ Sie soll von uns empfangen sein als das, was sie ist. Sie ist ein Lied vom Erwachen der Natur am Morgen. Unter dem Bild des Erwachens der Natur am Morgen stellt sie die Schöpfung der Welt dar. Wie das Licht allmählich durchbrechend alle Dinge belebt! Das

rollt voll hymnenhaftem Schwung in Herders Deutung sich auf. Hier wird der Blick der Erkenntnis, der Meinung wahrhaftig Anschauung, Bild, und das Bild ruft glühend die Empfindung des jugendlich gedachten Lesers wach.

Aber nun wird in dieses leuchtende Bild eine ganze mystische Philosophie hineingeheimnißt.

Es bleibt bei dem Liede von dem Erwachen des Morgens nicht. In dieser Gruppe der Thatsachen gab Gott den Menschen doch eine Anschauung der Welt. In der Anordnung der Bilder findet Herder gar die Form einer Hieroglyphe nach der heiligen Siebenzahl geteilt. Diese Hieroglyphe ist also das Symbol der Welt. Wenn jeder Morgen die frühste Offenbarung wiederholt, wenn, geweckt durch die großen Eindrücke der Gottesnatur und unter Hilfe höherer Wesen, der erregte Mensch einst zur Sprache kam, in dieser Hieroglyphe lag der erste Anstoß zur Schrift. Sie tritt uns überall entgegen in den lebenden Wesen, der Mensch trägt sie, ein Abbild der Schöpfung, in der Anordnung seiner Glieder, in seiner Gestalt und wiederum in seinem Gesicht. Auszug alles Körperreichs hat er an sich selbst ein Symbol und einen Leitfaden zum Studium der Gotteswelt. Endlich, gebrochen und verstreut, finden sich die Strahlen dieser ersten Urkunde, dieser ältesten Lehre von der Welt in aller Tradition des Orients. In der Weisheit Ägyptens, in all den Ursekten altasiatischer Kultur ist ihre Spur zu entdecken, der Same Gottes ist aufgegangen in der Bildung der Welt.

Was soll sie nicht alles sein! Seinen Fund aus Gott recht auszugenießen, der Kraft des eigensten Selbst recht im Taumel sich zu erfreuen, wird die Anschauung der ältesten Urkunde, isoliert als persönlichstes Gut, nun gar zum Bild der ältesten Kulturgeschichte der Menschheit erweitert. Die

einfachen Grundzüge, die so ausstrahlen, finden sich, wie gesagt, zusammengefaßt in einer Hieroglyphe, die man sehen kann. Alles das also hebt sich endlich als vom letzten Grund von einem großen, ewigen Bilde der Natur, in dem man schauend und fühlend schwelgt.

Die höchst persönliche Aneignung breitet sich auch über die folgenden Erzählungen der Genesis aus.

Die Geschichte Adams und seines Geschlechtes wird erzählt und das einfachste Urbild aller menschlichen Verhältnisse in dieser ältesten Geschichte gefunden. Das Verhältnis des Mannes zum Weibe, der Eltern zu den Kindern u. s. f. — alles soll hier im zartesten Umriß ewig vorbildlich ausgedrückt sein. „Das Menschenherz von Jugend auf und immerdar!" d. h. Herders Stimmung vom wahrhaft menschlichen Leben findet zu seinem Ausdruck die Bilder in den Erzählungen der alten Urkunden des Menschengeschlechts.

In diesen religiösen Schriften finden sich auch die Lebensideale Herders zum ersten Male genauer bestimmt.

Das Ideal der Menschheit, das am Ende aller Herderschen Bestrebungen stand, war unvollkommen allgemein gefaßt. Es war bisher nur ein Ausdruck der Stimmung, in der er alle einzelnen Gedanken trug. Jetzt da das ganze Leben des Geistes zur Darstellung in den Gedanken sich durchringen will, jetzt wird vor allem andern das Bedürfnis stark, den Ausdruck der Lebensideale zu finden, in denen Herder den Kern all seiner Lehren zusammenfaßt. Er deutet das Evangelium Christi in einer Art, in der man merklich spürt, wie es ihm individuell lebendig geworden.

Die Anknüpfung an die bisherigen Deutungen geht nicht verloren. Es ist auch hier noch das göttliche Licht, dessen Künder er ist: er deutet das Licht, das in die Finsternis

scheint. Der Strahl Gottes ist abermals erschienen in Jesu, seinem Sohn, mit dem das Reich Gottes unter den Menschen, das Reich der Liebe begründet ward. Seine Jünger waren die erste Gemeine, erfüllten sich mit seinem Licht. Von diesen ersten breitet sich die Kraft. Alle Menschen werden hineingenommen in das Reich Gottes in der Liebe, im Glauben, d. h. in der Hingabe des ganzen Menschen an die in Jesu offenbarte Liebe Gottes, die in dem Gläubigen nicht Gedanke, sondern Gefühl, Gesinnung und That wird. Der Glaube ist das Werk aller anschauenden, d. i. der stärksten und thätigsten Seelenkräfte. Der Mensch giebt in ihm sich hin an die Kindertugenden des Gehorsams, der Hoffnung, der Liebe, wird in dem Reiche Gottes, durchdrungen von Gottes Kraft, selber in seinem Leben ganz göttliche Liebesthat. So ist das Licht, das in die Finsternis schien, das Leben der Welt, Leben in sich selbst: Herder hat das sittliche Ideal, das ihm nicht als Gedanke erscheint, das er als Leben empfindet.

Nun schließt sich sogleich in die Vergangenheit hin das Bild der Menschheit, wie es in Herder entsteht.

Das Licht begann im Anfang der Welt die Offenbarung Gottes an den Menschen. Die Spuren dieser ältesten kosmogonischen Offenbarung finden sich in dem Sabäismus der asiatischen Religionen. Zoroasters Lichtreligion ist eine Reinigung des Sabäismus. Mit ihr berührten sich die Juden im Exil. Die Lehre breitete sich durch Asien bis nach Ägypten aus. Nach dem Zug Alexanders mit hellenischen Ideen versetzt bildete sie den asiatischen Hellenismus, welcher der Syro-Chaldäismus in griechischer Sprache ist. Ein Zeitdenkmal dieser Zustände ist das Neue Testament. So bildet aus wenigen Elementen sich das Gesamtbild orientalischer Geistesgeschichte. Es sind ausschließlich Elemente, die in der Gesamt-

heit seines Denkens, ja seines Lebens für Herder bedeutsam geworden sind.

Mit derselben Wucht und derselben Sicherheit aber reißen ihn seine Gedanken in die fernste Zukunft der Welt.

Die Apokalypse harrt noch seiner Deutung. Er versteht sie als prophetisches Gedicht, in dem der Untergang des irdischen Jerusalem als Prophezeihung auf das Kommen des himmlischen gesungen wird.

Die Gedanken schließen aber zugleich seinen eigensten sittlichen Glauben ab. Die Kerngedanken finden die letzte Form. Denn das Ziel der Welt, das dieses Buch uns enthüllt, das ist die Hirtenruhe und Seligkeit aller Erretteten, die Vollendung des Reiches Gottes in der Ewigkeit. Eine Gnadensonne, von Gott aus strahlend, ist dann das All. Licht geworden ist dann in seiner Kraft Natur und Menschheit zugleich, Natur und Menschheit im Feuer geläutert, um Glieder an seinem Leibe zu sein. Die von Ewigkeit alles Leben wirkte, hat nun in allem sich durchgesetzt: Ein Gott ist in allem, und die Menschen, nun in der Ewigkeit ganz That und Liebe geworden, sie sind sein Leben, sie sind sein Leib. — So gestaltet sich vor Herders Augen in Einem Geiste das Bild der Geschichte der Welt. Er begann mit der Schöpfung der Natur, er versenkte sich dann in die Geschichte der Menschen. Die letzten Scheidungen sinken dahin. Natur und Menschheit sind Eins in der Ewigkeit. Er, der stets nach der Anschauung ruft, der bei Worten sich nicht beruhigen mag, er hat nun das Gefühl, als ob er seines sittlichen Glaubens Quintessenz als menschliches, als körperhaft-seelisches Leben empfände.

So erkennt man, wie seine Gabe, das menschliche Leben in der Geschichte zu schauen, sein Bedürfnis, seine sittlichen

Ideale in eigenster Form sich auszuprägen, — sein tieferes Bedürfnis endlich, den Inhalt seines Inneren in künstlerischem oder besser noch in leiblichem Leben vor sich zu sehn, durch alle diese Schriften in Einem Strome wirken und zusammen seine geistigen Bildungen bestimmen.

Was ward ihm die Bibel? Enthüllung des Wesens der Menschheit, Enthüllung des Wesens der Geschichte. Die einzelnen Bücher gingen in historischer Besonderheit ihm auf, die religiösen Begriffe belebten sich ihm in seelisch-sittlicher Fülle. Er fand einen Mittelpunkt, von dem aus all sein eigenstes Denken sich zu höchstem Schwung erhebt. Er wird ein Verkünder der Bibel, der nicht von fremden Vorstellungen aus ihr sich zu nähern gestattet, der nach seiner eigensten Erfahrung verlangt: man soll, die Bibel in ihrer Eigenart durchlebend, darin das Leben des eigenen Geistes finden. Bei ihm aber führt diese wundersame Vertiefung und Konzentration seines Selbst in Gott zur Stärkung seiner geschichtsphilosophischen Gedanken. Ist ja doch die Bibel ihm in ihrer Erzählung einer über Jahrtausende fortgehenden Geschichte die Lehre von der Bestimmung des Menschengeschlechts. In Thatsachen stellt sie den Ratschluß Gottes mit dem Menschen dar. Immer deutlicher erhellt der Zweck der Menschen im Reiche Gottes. So ist die Offenbarung die Erziehung des Menschengeschlechts. Wie wär es in Herders Geiste zu kühn, nun selbst gleichsam ein Stück Bibel zu schreiben, nämlich die Deutung des Gottesfingers in der Geschichte der Menschen zu übernehmen.

Ein Vorschlag dazu ist die kleine geschichtsphilosophische Schrift dieses Jahrs. Dies ist ihr Gedanke: man soll kein Lieblingsvolk haben, jedes Volk hat Recht für sich. Jedes ist Zweck in sich selbst, zugleich aber Mittel zu dem großen Zwecke des Gottesreichs. Herders Talent psychologischen Verstehens der

historischen Lebensäußerungen bewährt sich in flüchtigen Zügen. In der Reihenfolge der großen Völker des Altertums findet er eine Analogie des Aufblühens der menschlichen Lebensalter: von der Kindheit in den Urzeiten an bis zum ernsten Mannessinn im römischen Reich. Alle Epochen aber sind zerstreute Bruchstücke, und nur ahnen kann man Zusammenhang und Sinn, d. h. er wird im ewigen Reiche Gottes erhellen, dessen gebrochene Strahlung sie alle sind. Aber wenn Herder das Einzelne hier bedeutend wird durch die Beziehung zu seinem sittlichen Ideal, seinem Glauben, so lehnt sich mit seiner Auffassung, seinem Glauben selbst sein ganzes Wesen auf gegen die Richtung und den Sinn seiner Zeit. Das ist die eigentlichste Triebkraft der kleinen Schrift. Wie ist diese Zeit so arm, so dürr und herzensträge! Nur den armseligen Verstand weiß sie zu schätzen. Leben und Wärme fehlt. Das Leben der Völker, im absolutistischen Staat gebunden, ist nur tote Maschine, gegründet auf Söldner und Geld. Kein Wort gegen die Papierkultur ist ihm zu heftig und hart. Wie spürt es sich an dem hastigen, ungeduldigen Strom der rauhen Worte, daß hier ein tiefinnerlicher Ärger des Lebens sich entlädt. Das Selbst, das zurückgedrängt ward in die Enge und in der Enge so seltsame Wege ging, es schleudert den Blitz seines Zornes gegen die Zeit, die sich ihm verschloß, in der es einst eine große Wirksamkeit der Lebensgestaltung geträumt.

Wie Gedanke den Gedanken hervorruft! wie alles entsteht in Einem Prozesse des Lebens! wie Herders Bedürfnis, sein Leben zu fühlen in geistiger That, die Gedanken gestaltet und gliedert! Erst stellt er sich gewaltsam auf sich allein, weil werdendes Leben sich für sich selber empfinden muß. Dann ist in plötzlicher Eingebung dies Eine Bild ihm aufgegangen, dies Bild des Schöpfungsmorgens der Natur. Das ist ein

eigenstes, ein höchst persönliches Gut. Als solches stellt er es heraus. Das Licht, von dem er kündet, es ist ihm selber ein Licht des Lebens gewesen. Wie gar, da es im Fortgang mit seinen Lebensidealen sich erfüllt, da, was er als das Heiligste zu predigen hat, unter dem gleichen Bilde des Gotteslichtes ihm vor Augen tritt. Die Elemente, die in diesen als lebendig empfundenen Bildern und Gedanken liegen, die breiten sich aus, an sie gesellt sich mit unglaublicher Leichtigkeit, was er sonst noch erschaut vom Leben der Menschheit, der Geschichte. Es schließt sich, was die Feinheit seiner psychologischen Mitempfindung noch heimträgt, an dieses Zentrum an, empfängt sein Leben von diesem Mittelpunkt. Man darf es sagen: Ausbreitung seines Lebensgefühls — das ist die Ausbildung seiner Gedanken. In all den schnell hingeworfenen Dingen ist Er und immer Er. Ja, so sehr sind es Bildungen des Lebens, daß der Gedanke ihm nicht genügt, daß nach einheitlichem Gegenbilde ihn verlangt, daß die komplizierte Verästelung der Begriffe immer wieder in einheitlichen Bildern und Symbolen sich zusammenzieht.

In diesem Umkreis lebendig empfundener Elemente siedelt sich alles Denken Herders an. Er bedarf bei seinen der Geschichte der Seele zugewandten Forschungen psychologischer Grundbegriffe. Auch die Psychologie tritt in den Kreis religiöser Gedanken hinein.

Hier macht es nun fast schon Mühe auseinanderzuhalten, was er zusammenbringen muß, damit der Gedanke sich ihm eigen fühle. Denn auch hier muß das Licht seine Bedeutung haben. Auch hier muß von den Kräften Gottes die Rede sein. Auch hier herrschen Mystik und Metaphysik. In ihren Klammern aber findet sich eine Fülle der feinsten wahren Einsicht in das Seelenleben.

Das Licht ist das Organ der Gottheit. Es liegt als Medium zwischen der Seele des Menschen und der Natur. Aber auch die Seele des Menschen selbst ist eine irgendwie geheimnisvolle Hinaufläuterung der Gotteskraft, die in dem Lichte wirkt. Ein Reich göttlicher Kräfte ist die Welt. Drum handelt der Mensch recht, wenn er nach Analogie mit sich selbst sich die Wesen beseelt. Sind sie alle doch Strahlungen derselben Gotteskraft. Vom Reiz zur Empfindung, von der Empfindung zum Erkennen steigt die Arbeit des Geistes hinan, schafft aus dem Vielfachen in sich ein Eins, eignet von den verschiedenen Seiten der Welt in den Organen, die Gott gegeben, durch die Medien, die Gott gestiftet, sich zu, was ihr gemäß ist. Aber diese Thätigkeit gottgegebener Organe ist gleichsam selber ein Schaffen der Gottnatur. Das reinste Erkennen ferner ist das edelste Wollen. Man kann nicht Güte erkennen und nicht wollen. In Liebe teilt sich das gottgeläuterte Wesen mit. Je reiner, göttlicher unser Erkennen, desto göttlicher, allgemeiner unser Wirken, desto freier unsere Freiheit. Was wahr und gut ist, hängt mit dem Sensorium der Schöpfung, dem großen Geiste zusammen, an dessen Gewande nichts umkommt.

Es wirkt auch hier durchdringend das Eine Bestreben, die in feinster Mannigfaltigkeit ergriffenen Erscheinungen der Welt befaßt zu sehen in dem Reiche der geistigen Kräfte Gottes, strahlen zu lassen aus der Einen Gotteskraft, in der alles Ein Leben, Eine Seele, Eine Liebe ist.

Und wie durchdringt das nun auch seine alten Gedanken zur Plastik mit religiöser Glut!

Es ist nicht mehr genug zu lehren, wie der Sinn des Gefühls als der eigentliche Sinn für Form in der Plastik das ihm eigene Gebiet künstlerischen Genießens sich schafft. Die Menschengestalt ist jetzt bedeutend geworden als das Gleichnis

Gottes, als letzte Verklärung der Kräfte des Weltalls, als das Symbol der Welt. So ward an Adam die aufrechte Gestalt besungen in einem Überschwall ästhetischen Entzückens. So ist nun der Mensch vom Gotteshauch durchweht, ist Begriff und Auszug der großen Schöpfung. Unser Gebilde ist eine Form von regenden Lebenskräften des obersten Bildners. Die Schönheit nichts als die äußere Erscheinung dieser inneren Kräfte, Form der Gesundheit, des Lebens, der Kraft, des Wohlseins in jedem Gliede. So deutet die Schönheit des Menschen auf die Schönheit der Gotteswelt. Sie ist eine Quelle der Schönheitsempfindung für alle Seiten der Welt. Es wird in der menschlichen Schönheit Gestalt, was Herder an der Welt lebendig empfindet. Auch sein ästhetisches Denken strahlt aus seiner religiösen Weltempfindung hervor.

Wahrhaftig, es zeigt sich nur unverhüllt der allen Gedankenreihen inne wohnende Trieb, wenn die Gesamtheit der Herderschen Gedanken endlich als Erziehungslehre an die Menschheit hervortritt.

Sind ja doch all die Ideale nicht als Gedanke, sondern als That empfunden! faßt sich doch alles zusammen im Reiche Gottes, das in allen Zeiten wirkend That und Liebe sei. So sind die Prediger unter einander verbundene Glieder am Haushalt Gottes. Erscheinen soll in ihnen sein Leben und seine Kraft. Sie verbreiten sein Wort, das ihnen Leben geworden, und in ihm die Keimkraft alles sittlichen Lebens des Glaubens und der Liebe. Alle edelsten Wissenschaften gehen auf im Dienste der Religion. Poesie und Tonkunst, Philosophie der Menschheit und deren wahre Geschichte, die edelste Naturgeschichte, alles, was Menschheit umfaßt und bildet, wird Religion. Es stellt sich in all den Zügen dar, wie Herders Lebensſehnen in religiösen Gedanken den Ausdruck fand, doch

die Befriedigung erst erreicht, wenn es sich empfinden darf als das Leben der Welt.

Was heißt aber dies, als daß es in der ganzen seltsamen religiösen Wendung doch ganz der alte Herder blieb? Die Interessen sind dieselben, dem Seelenleben der Menschheit in der Geschichte zugewandt. Nur Mängeln seines geistigen Lebens ist abgeholfen. Ein Empfinden der Leere, das in seiner zerstreuten Arbeit blieb, hat ihn zu Gott getrieben. Gott giebt seinem Denken eine Einheit, die ihm gefehlt. In den Worten Gottes findet er einen Ausdruck des sittlichen Glaubens, der bisher so unbestimmt war und nun in den Mittelpunkt seiner Lehren tritt. Konzentration, Schwung und Lebensempfindung sind jetzt in seiner Gedankenwelt. Aber während er so im geistigen Schaffen sich zu befriedigen scheint, noch immer verrät sich im Grund von dem allen der eigentlichste lebendigste Drang — zu wirken. Es klingt doch immer noch der Ruf des Verlangens durch: Ich empfinde mich nur lebendig, wenn mein Wesen als Leben außer mir steht. Ich bin dann wahrhaft erst ich selbst, wenn ich das Leben der Welt bin.

* * *

Hier aber mögen wir uns nicht begnügen. Eine tiefere Frage drängt herzu. Die Gedanken täuschen uns über ihr Wesen nicht. Sie sind uns nicht, was sie scheinen: Erkenntnisse von der göttlichen Geschichte der Welt. Wir haben sie ergriffen als Zeugen des Lebensverlangens der Herderseele. Dann aber wollen wir sie als solche auch in ihrem Grunde verstehen. Wir wollen an ihrer Bewegung erkennen, wie sie, sich selber unklar, die Gährung der Lebensprozesse spiegeln.

Es ist eine willkürliche Beschränkung, das Wesen eines geistigen Arbeiters nur in den Schriften charakteristisch bezeugt

zu suchen. Wir kennen von Herder mehr. Wir wissen, wie sein Gedanke im Gespräch sich bewegte, wie er dann sich erfüllte mit dem Verlangen des Lebens. Er wollte die fremde Seele an sich reißen, er wollte sie gewissermaßen in dem Moment nur als seinen lebendig gewordenen Gedanken empfinden. Und nun, wenn mans in der Tiefe betrachtet, was ist denn die geistige Arbeit in dieser Zeit anders, als daß im Gedanken allein sich ausprägen will, was bisher in den ganzen Lebenszusammenhängen des Gedankens erst, in der Art des Gesprächs, in dem persönlichen Hervorsprudeln heraustrat. Dies Zufahren, die hastige Empfindlichkeit, das rauhe Unterwerfen — es war nun in den Gedanken selbst, wenn er als Offenbarung sie losriß von dem ordentlichen Gange des Verstandes in der Zeit, und wenn er als Anschauung, als Geschichte, als Thatsache sie so schlechterdings hinauswarf mit der Benennung „That". That sollten sie sein, indem sie lebendig wurden in Menschen, That waren sie nun schon als Gedanke im Buch. So aus dem Lebensbedürfnis des Mannes bildet sich die Krisis des Denkens.

Und es kocht dies Verlangen der Gestaltung im Untergrunde fort als siedende Glut. Wie reckt und streckt sich das alles immer von neuem nach dem Symbole hin! In ästhetischem Empfinden wird alle Erscheinung der Natur getragen. Endlich wird Adam das Symbol der ganzen Natur. Er ist das große Weltall in der Hieroglyphe des Kleinen. In „Maran Atha" geht die Symbolik mächtig fort. In der Komposition der Apokalypse meint Herder eine siebenteilige Anordnung zu entdecken, das sind die einzelnen Glieder, sie setzen die Gestalt Christi zusammen. Er ist ja in der Welt die Erscheinung der Gotteskraft, die alles durchdringt. Er ist das Maximum der Gottheit in dem Minimum der Natur. Ja,

am Ende der Zeiten wird er die alles durchdringende Seele, und Natur und Menschheit sind nur sein Leib. In Bildern zu schauen ist nicht eine Freude, es ist ein innerstes Bedürfnis des Herderschen Geistes. Alles vereinzelte Denken faßt sich zusammen im großen Symbol.

Und weiter! Dasselbe Bedürfnis in andern Eigenheiten bezeugt! Er möchte ganz vergessen, daß es Worte sind, die er schreibt. Er möchte ganz hinaus über die gliedernden Gesetze des Verstandes und der Begriffe. Es soll etwas anderes, etwas ganz anderes sein als das kluge und träge Denken der Welt. Darum die ewige Predigt: Thatsachen sind die Gaben der Offenbarung, Thatsachen und Geschichte, und haben sich nicht zurechtzuweisen nach den meisternden Ansprüchen des Verstandes. Als Thatsachen stehen sie da, als Thatsachen wirken sie im menschlichen Gefühl des Leben. Und es ist nicht bloß eine stilistische Schnelligkeit, wenn er die Erkenntnis der Anschauung That nennt. Er will nicht trennen, wie es das Denken und der Verstand doch muß. Er will ganz sein in der eigensten Anschauung. Drum ist es mehr als Gedanke, ist Leben, ist That.

Was bedeutet denn dies den Gedanken notwendige Streben zum Symbol? Nichts anderes doch, als daß dem geistigen Lebensverlangen Herders erst in einer künstlerischen That genüge geschähe. Das ists, was in allem sich verrät, im Ablehnen der Wissenschaft, im Ton, der Schreib-, der Denkweise, in allem sich verrät. Ein Werk lebendig allein aus seiner Seele, ein Werk, das in lebendigen Menschen und ihrem Verkehr, ihrem Erleben seine Lebensstimmung, sein ganzes Lebensempfinden, sein Gefühl vom Leben zum Ausdruck brächte, ganz ohne fremden Beisatz, nur er selbst und er selbst ganz Mensch, ganz lebendiger Seelen Ausspruch — das wäre das Ziel. Es

ist ihm versagt. Aber das Bedürfnis bricht immer wieder hervor.

Es kommt zu einer reinen Befriedigung nicht. Und so bleibt noch ungeklärter der Lebensdrang. Denn dieses Hintaumeln der Gedanken zum Gefühl, als wären sie That, das bezeugt ja ein viel mächtigeres Bedürfnis. Das Hervorgebrachte soll nicht zerstiebender Geist, es soll körperliches Leben, Mensch, blutdurchströmter Mensch sein. Es ist in solch überhitzten Wendungen etwas wie rasende Zeugungsbrunst. Das Leben will nicht eher zufrieden sein als im lebendigen Erzeugnis. Aber es arbeitet freilich ins Leere. Denn Wort bleibt immer Wort.

Persönlicher kann auf Erden nichts sein als solch ein Schaffen. Was der Mensch bisher unter den Menschen gewesen, das will er nun in seinem Werk sein, allein gleichsam vor dem Geist der Welt. Es ist doch wahrhaftig, als sähe man den Strom des Werdens. Er treibt seinem Ziele zu, verteilt sich unterwegs aus Mangel an Kraft in zwei Arme und sucht in gewaltsamen Zuckungen das Gefühl, das nur am Ziele ihm beschieden wär. So stöhnt denn auch in den Werken die Angst der Unbefriedigung und des Hungers, die Angst: es ist nicht das, was es soll und scheinen will. Das ist im Leben selber schon dies Stückchen zehrender Tod.

Denn nur Er selber will er sein und ganz als Leben. Aber fremd und fremder drängt der Stoff sich an. All die litterarischen Dinge, die fremden Kenntnisse haben das Hirn übervölkert. Er kommt aus ihnen nicht heraus. Er will nur Er selbst sein, und wie sehr ist er Zeit. So werden die Werke nicht, was sie wollen. Der fremde Stoff treibt sie auseinander. Sie gehen ins Breite. Alles wird zerstücktes Fragment. Kein einziger Gedanke lebt zu seiner eigentlichen Form sich

aus. Die künstlerische Bildungskraft ist unerschöflich in einzelnen Wendungen, treibt im Bedürfen der Gedanken, aber versagt ganz und gar in ihrer eigentlichsten Aufgabe: die Form eines Ganzen zu bilden. Die Hast des vielen Schreibens und Umschreibens zeugt von überreizter und zersprengter, nicht in ruhigem Ausleben zum Ende bildender Kraft. So atmen denn auch die Werke nicht das Lebensgefühl, das Herder ihnen geben will. Nicht ein Übermaß von Persönlichkeit, nicht die Fülle ruhiger Empfindung bezeugt das immerwährende Betonen des Gefühlsmoments. Es ist im Gegenteil ein voller Beweis davon, daß Herders Gefühl in der geistigen That nicht den befriedigenden Ausdruck findet. Darum accentuiert, darum schreit er immerfort sein Gefühl hinzu. Dies Betonen persönlicher Empfindung ist im Gefühlscharakter der Schriften ganz dasselbe, was die religiöse Wendung der Gedanken im theoretischen Ausdruck ist. Das Streben, sich selber ganz in geistiger That zu geben, ohne daß dies bei der Entwickelung seines Wesens gelingen will. Von diesem Verhalt des inneren Lebens zeugen die Schriften, wie sie sind: unruhig, gejagt, aller Schriftstellergewohnheit, allen Regeln zum Hohn, zersprengte Sätze, wilde Wortbildungen, alle fast anders, als sie geplant, und alle Fragment.

Wie seltsam und besonders erscheint uns nun der Sinn der Ewigkeit, der Herder seine Bücher zu schreiben wähnt. Wenn er die Gedanken, denen er dient, für ewig ausruft, er thut es nicht wie die großen Schöpfer religiöser Ideen, weil er in ihnen und in ihnen allein den zweifellosen Wert des Lebens erblickt. Er thut es im Gegenteil, weil er nicht voll das Leben in ihnen empfindet, das er von seinen Gedanken bedarf, und nun das Verlangen seines Gefühls in einem gewaltsamen Accente hinzusetzt. Er ist etwas so anderes, als er in den

Gedanken erscheint. Er beruhigt sich erst bei dem Worte der Ewigkeit, weil er den Moment nicht erfüllt mit seiner gesammelten, thätig sich auswachsenden Kraft.

Ein gefährlicher Bruch, der für all seine fernere Arbeit bleibt. Gott soll in den Gedanken sein ganzes einheitlich gesammeltes Leben geben, und eben dieses thut er nicht. Es faßt in ihm sich nicht zusammen, was in Herder schöpferische Kraft ist. Sie splittert weiter so hin jenseits der scheinbar zusammenballenden Form. Die wirkliche Leistung liegt ausschließlich in der Bereicherung des Wissens durch die Mitempfindung historischer Gebilde. Die großartige, weite und feine Intuition, das Schauen des Gewordenen und des Werdenden — das ist sein Können. Aber der Mittelpunkt fehlt, an dem alles hängt. Es prägt nicht in eigentümlicher Bestimmtheit ein Lebensideal sich aus, von dem alles Einzelne Stelle und Wert erhielte. Es giebt keine persönlich eigene, keine persönlich lebendige Weltanschauung, wo dieser Mittelpunkt fehlt, von dem die Linien sich strecken und schwingen. Ohne das fort und fort zeugende Lebensideal ist aller Gedanke Fragment. Mit ihm fehlt in einer Weltanschauung das Leben.

So auch war seine Wirksamkeit auf die Zeit eine Wirkung des Bereicherns, nicht eigentlich des Schaffens. Auch hier täuschte er sich durchaus. Sein Wesen stellte sich fest. Es ergab sich, daß er aus dieser tiefen und feinen Empfindung des seelischen Lebens heraus zum großen Deuter der Menschheitsgeschichte berufen war. Aber er meinte, hier stünde die erste That eines neuen Zeitalters Gottes. Die große Gemeinde der in Liebesthaten geeinten Menschheit sollte erbaut werden auf diesem Grund. Aber bei der Wirkung unter den Menschen fielen gerade die religiösen Schalen ab. Es behauptete sich, was ihm nur als zufälliger Anlaß galt, die Vertiefung des

psychologischen Verstehens. Als unerbittlich genaue Auslese erwies sich das Weiterwirken der Arbeit. Was wahrhaft Leben war, blieb: das unvergleichliche Schauen aus tiefem Mitgefühl. Und ohnmächtig sank in Vergessenheit, womit er das Leben seiner Seele auszudrücken verlangte: der religiöse Gedanke, in dem thatsächlich sein eigentliches Wollen nur unvollkommen sich brach.

Hier, meinte er, sei der ewige Grund gefunden. Und siehe! nur ein Durchgangspunkt seiner eigenen Entwickelung sogar war diese Zeit. Womit er Prophet der Ewigkeit sich schien, das war das Vergänglichste von allem, was er gethan. Es blieb für ihn nur bedeutend als ein momentanes Zusammenfassen der Kraft. Es war nach wenigen Jahren für ihn abgethan. Es wirkte wenig in der Zeit und war vergessen in den folgenden Geschlechtern.

Seine ganze Persönlichkeit wollte sich hinaufheben in die zeugenden Gedanken. Ein kochender Lebensdrang trieb sie fort. Aber Leben zu bilden war ihr versagt. Der Kampf dieser Jahre möchte als ein Schicksal der Menschheit sich fühlen. Aber es ist in Wahrheit nur eine furchtbare nervöse Anstrengung des übermäßig erregten Einzelnen. Es fehlt in all dem Gewirr und Aufwand die Macht, die Größe. Es ist nur Nerve, es ist nicht Herz. Es beginnt ein Leben, es setzt sich nicht durch. Es ist ein zersprengtes Spiel zitternder, glänzender Farben. Es ist nicht, was es will und nach seinem Anspruch muß, die Sonne einer neuen Welt.

3.

Herders Verhältnis zum Leben.

Die Zeit der Arbeit hielt ihn in fürchterlicher Spannung. Die Gedanken rollten Tag und Nacht durch seinen Kopf. Die

nervöse Anstrengung rächte sich physisch. Die Haare fielen ihm aus. Keine Ruhe gab ihm dies bunte Vielerlei. Und dabei wollte er gerade statt der vielen Worte die einfache That. Es ermüdete ihn und nahm ihn furchtbar mit. Er sehnte sich nach der Ruhe. Er seufzte schwer, daß er unreif wie ein Heerling sei, nur kein toter Dornbusch. Er, der ohne Bücher völlig verloren war, er träumte von einer besseren nahen Zukunft, in der er ohne Bücher und ohne Autorträume ruhig, still und verträglich leben werde. „Ruhe, Einfalt, Handlung soll von jetzt an mein tägliches Geschäft werden! Ich erliege unter Verwirrung, Bürde und Worten!"

Aber mit seinen lauten herausfordernden Büchern trat er so recht mitten in das litterarische Gewühl des Tages, aus dem er herauswollte, und das ihn aufrieb. Er dachte nicht an die Wirkung des einzelnen Wortes, er träumte eine Wirkung mit dem ganzen Wesen der Bücher, wie er es empfand, und wie es in den Büchern kaum zu finden war. Nun griff ihn Schlözer wegen einer Rezension in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen mit einem dicken Bande plump und schulmeisternd an. Herder las das Buch nicht. Aber es regte ihn doch auf und hielt ihn wieder im litterarischen Treiben fest. Die „Älteste Urkunde" war ein fortgesetzter Hohn auf die orientalistische Wissenschaft, übervoll von Angriffen auf den ersten Orientalisten der Zeit, den Göttinger Professor Michaelis. Die Gegenwirkung blieb nicht aus. Nicht der Geist eines neuen Lebens, die Geister der kleinlichen Wirklichkeit regten sich um Herder. Aber die ärgste Not und ein wahres Symptom seines Lebensschicksals brachte ihm die kleine Schrift „an Prediger". Sie war ein rechtes Beispiel seiner Art zu arbeiten. Durch einen äußeren Anlaß war sie angeregt. Ihn ärgerte die nüchtern verständige Auffassung des Predigerberufes, die

Spalding in den viel gelesenen Büchern „von der Nutzbarkeit des Predigtamts“ und „vom Wert der Gefühle im Christentum“ vorgetragen. Der Prediger sollte ein nützlicher Diener des Staats und der Menschen sein im Leben, wie es ist. Nein!, ruft es in Herder, er soll der Anfang einer neuen Welt, der Träger und Künder des Reiches Gottes sein. Feindlich reizt und kitzelt ihn der dürftige Gedanke Spaldings. Er will ihn fortstoßen. Motti aus den Büchern schreibt er über die Abschnitte seiner Schrift, um sogleich mit heftigem Hohne über sie loszufahren. Als gänzlich unsinnig stehen sie da. Aber dann reißt ihn sogleich die Flut der eigenen Gedanken fort. Er lebt in ihnen allein, allein in den allgemeinen Ideen, so sehr, daß er den Anlaß ganz vergißt, daß die vielen Spitzen wie ausgelöscht werden in seinem Gefühl, um so lieber, da sein ganzes Verlangen ist, sich nur zu fühlen in den lebendig gewordenen Gedanken seiner neuen Welt. So aber verschiebt sich der Standpunkt zum Leben. Das fremde Wort wird nicht mehr als Ausdruck eines Menschen empfunden. Keine fremde Persönlichkeit steht für das Gefühl Herders hinter dem Wort. Ebensowenig grenzt sich in seinem Gefühl im Unterschied von den fremden das eigene Wort als der geklärte Ausdruck seiner Persönlichkeit ab. Herder hat im Schreiben kein Gefühl der fremden Persönlichkeit. Alles verschwimmt in einer allgemeinen Stimmungsregion des Geistes. Darum ermißt er auch nicht, was mit seinen Werken für eine Stellung unter den Menschen gegeben wird. Er meint, kein Wort gegen Spalding geschrieben zu haben, er redet sich das, da er den Ton der gehetzten Gereiztheit noch unbehaglich in sich nachklingen spürt, da er ihn sich gern verleugnen möchte, noch recht zu seiner Beruhigung ein. So sehr gewinnen Rücksichten und Gedanken der alltäglichen Existenz ihn wieder, daß er das Buch mit einem achtungs-

vollen Brief an Spalding schickt. In dem Kreise des Mannes, der, eine geachtete Standesperson, gewohnt ist, Verehrung zu genießen, wirkt das Buch nur als herausfordernde Grobheit. Der Widerspruch zwischen Buch und Brief stempelt Herder zum zweideutigen Charakter. Die häßlichsten Gerüchte schwirren um. Er wolle durch den persönlichen Angriff bei einflußreichen Männern sich für eine bessere Stellung empfehlen. Er ist empört. Er schreibt entrüstet wieder. Er verdirbt es auf Spaldings milden Ausdruck der Verwunderung durch halbe Anschuldigungen und unberechtigte Zumutungen. Er muß sich schnöde Dinge sagen lassen, auf die er keine unzweideutige Erwiderung findet. Er fordert schließlich seine Briefe zurück. Von fliegendem Unmut wird er aus Ärger in Ärger getrieben. Keinen Moment ist in seinem Handeln der Charakter zweifelloser Sicherheit. Immer die zitternde schwankende Linie, weil in seiner geistigen That nicht das gesamte Leben seiner Persönlichkeit sich zum Bewußtsein kommt nach seiner Stellung zu den Menschen. Seine äußere Existenz und sein geistiges Schaffen bleiben immer zweierlei. Nach verschiedenen Gesetzen bewegen sie sich. Das beweist als Symptom diese kleine Geschichte, daß das Leben seines Geistes nicht seine Stellung unter den Menschen, sein inneres Leben nicht das äußere mit Sicherheit schafft und bildet. Die tötliche Schwäche seiner Existenz bezeugt sich darin, der stete Quell der Unruh, des Leidens und der Ermüdung.

Der Ton der Schriften, so zwiespältig und schillernd in sich, tönte von wenigen Seiten rein zurück. Zu den rationalistischen Freunden, zu Nikolai vor allem, war die Verbindung gründlich abgebrochen: zwischen ihnen gab es kein Verhältnis mehr. Sie kannten ja die zweifellose Wahrheit. Sie bewegten sich in einem Leben, in dem der Verstand das Erste

war, und das ihnen gefiel. Für sie war diese Predigt nichts als ein Ärgernis und eine Thorheit zugleich. Lavater mußte rühmen, so wie er sich zu Herder gestellt. Aber es ward ihm nicht heimisch in diesen wunderlichen Werken. Hamann war froh über die entschiedene Absage an die Wissenschaft der Zeit. Ihm that es wohl, daß der alte Freund als schauender Diener der Offenbarung zu ihm kam. Sie alle urteilten von gewählten festen Standpunkten für oder gegen ihn und legten sich seine Gedanken zurecht. Aber wie ein Urteil aus der lebendigen Bewegung der Zeit klingen die Worte Goethes, der aus ihrem eigenen Kern in den Büchern das drängende wühlende Begehren des Gemütes mitempfand. Er löste die religiösen Hülsen ab. Von der Christusreligion wollte er nichts wissen. Aber er ließ sich erheben durch das wahrhaft Große, durch die mächtige Kraft der Intuition, die den Kehrichthaufen verschollener Traditionen zur lebenden Pflanze umschuf. In seinem Gefühle belebten sich die Bücher gleichsam als die großen Gedichte, die sie ihrem Wesen nach eigentlich werden mußten. Er that verwundert die Augen auf in diesem mystisch weitstrahlsinnigen Ganzen, dieser gefühlten, dieser in der Fülle verschlungener Geäste lebenden und rollenden Welt. „Er ist in die Tiefen seiner Empfindung hinabgestiegen, hat drin die hohe heilige Kraft der simpeln Natur aufgewühlt und führt sie nun in dämmerndem, wetterleuchtendem, hier und da morgenfreundlich lächelndem, orphischen Gesang vom Aufgang herauf über die weite Welt, nachdem er vorher die Lasterbrut der neuern Geister, De- und Atheisten, Philologen, Textverbesserer, Orientalisten u. s. f. mit Feuer und Schwefel und Flutsturm ausgetilget.“ In diesem Urteil erscheint das unruhige Scharmützel der Schriften als die große Schlacht, die es in Herders eigenem Gefühle ist. Es lösen sich aus den Empfindungen die Gedanken heraus,

welche die reine Lösung des Gährens wären. Als stiege eine neue Natur, von Menschheitsempfindung beseelt, aus dem Chaos empor. Da spürt sich die weckende Macht des Herderschen Geistes und seine ganze Stellung in der Zeit. Er regt ein mächtiges Gähren des Gemütes auf, das nach einem neuen Leben verlangt. Aber die abschließenden Thaten, die Gedanken bilden sich aus der Gährung nicht, in welchen dies neue Leben in seiner Eigenheit begründet wäre. Er ist die Ahnung, er ist die Erfüllung nicht. Die Bewegung in ihm wird nicht zur That, zum vollen eigenen Leben. Er wird dahingerissen ins Allgemeine. Er fühlt sein bestimmtes Verhältnis zu den Menschen nicht. Hier aber, in diesen Goetheschen Worten ist in seiner reinen Bestimmtheit der Lebensdrang der Herderschen Schriften herausgestellt, aufgefaßt im Spiegel eines selber aus Seelentiefen schöpferischen Gemüts. Die Bedeutung der Herderseele für die eigene ist auf das reinste und sicherste hingezeichnet. Goethe empfand seine Stellung unter den Menschen. Sein Gefühl löst sich in reiner anschauender Erkenntnis. Seine Werke werden rein heraustreten als Ausdruck seiner Lebensempfindung. Die neue Natur der Menschheit wird sich ergeben aus seinem Gefühl. Er wird die Erfüllung all des Ahnens sein. Das Verhältnis der Männer und der Zug der Zeit läßt sich spüren an seinem Urteilswort über das Herdersche Werk.

Auch Goethe wurde in den Schicksalen seiner äußeren Existenz vom Zufall getragen. Aber die neue Situation erfüllte er mit seiner Seele und machte sie im ganzen Zusammenhang der Lebensthätigkeit bedeutend aus sich. Herder blickte immer noch heimatlos umher. Er wollte fort. Es gelang ihm nicht mit allen Kräften zu leben in seiner Existenz. Ungewisse Aussichten nach Mitau erwiesen sich als trügerisch. Man wünschte ihn nach Eutin, aber er mochte sich nicht noch ein-

mal in der Enge binden. Längere Zeit spielte der Plan einer Berufung zur Professur in Göttingen. Es war Herder eigentlich unmöglich, um das äußere Leben zu sorgen. Er war zu sehr von seinen Gedanken erfüllt und stets gewohnt sich treiben zu lassen. Verfolgte er einmal eine Aussicht, so sollte gleich alles fertig sein. Jeder Aufschub quälte ihn auf das empfindlichste in seinem ungeduldigen Anspruch. So nahm ihn auch in der Göttinger Angelegenheit das Hin und Her lästig mit. In solchen Dingen wurde er so haltlos. Hannoverische Gönner wirkten für ihn, Göttinger Professoren gegen ihn. Man verlangte ein Kolloquium, seine Rechtgläubigkeit zu prüfen. Er lehnte es entrüstet ab. Schließlich aber, als es nicht anders ging, gab er dennoch nach. Die Dinge ziehen ihn fort. Plötzlich that das Leben ihm den Gefallen, zu ihm zu kommen. Die Aussicht eröffnete sich, Herder als Generalsuperintendenten und Oberpfarrer nach Weimar zu bringen. Goethe nahm sich ihrer mit Feuereifer an. Die Gegner, die auch dort gegen ihn lauerten, trieb er zusammen. Am 1. Februar 1776 kam die förmliche Anfrage, am 12. Juni die herzogliche Vocation. Das Geschenk der Entscheidung fiel Herder in den Schoß. So war es ihm gemäß. Er liebte nicht zu bilden. Seine äußere Existenz mußte sich um ihn machen. Er versah sie dann treu und ließ sich im übrigen im Strudel seiner Entwürfe gehen.

* * *

Wenn es jetzt durch seine Gedanken zog, was eigentlich Bückeburg ihm gewesen, so war es schließlich in allem doch eine Zeit voll mannigfachen Glücks, an seelischen Gütern reich. Unwandelbar blieb ihm die Freundschaft der Gräfin treu. Sie hatte seinem Aufenthalt für ihn eine Seele gegeben, und wie in der reinsten Stimmung klang mit ihrem Leben durch seine Bückeburger Existenz der Ton, in dem er selbst sein Wesen

zu entfalten gesucht. Er suchte nach Gott und in wirren lauten Klängen drang dies Verlangen hinaus. Sie lebte in Gott mit der zweifellosen Einfachheit ihrer adeligen Seele. Wenn es ihn unter den Fahnen der Offenbarung mitriß immer drängender, immer heftiger hinaus in die Welt, die es zu entdecken und zu erobern galt, sie sank immer tiefer zurück in die Stille des Selbst, das in Gott sich fühlt. Sie siechte an Schwindsucht dahin. Ihr Leben war ganz beherrscht von dem Gedanken des Todes, der von der religiösen Empfindung nicht zu trennen ist. Denn sie will alles Leben durchdringen lassen von Einem Gefühl und meint sich am Ende erst, wenn es verschwindet in Gott.

Die Sorge und Freude um alte und neue Freunde bereicherte die Tage. Ein rührender Zug, wie er, selber nicht reich, schleunigst dem alten Hamann Geld schickt, als dieser, fast immer in Wirtschaftssorgen, seine Bibliothek verkaufen wollte. Die geliebten Bücher, aus denen ihnen in heiligen Stunden vereinter Arbeit Welten der Empfindung emporgestiegen! Für Claudius wirkte Herder eine kleine Stellung in Darmstadt aus. In dem glücklichen Hause des jungen Paars sprach der alte Gleim mit seiner Nichte vor, um als ewiger begeisterter Verehrer Herders von dannen zu gehn.

Neben der Gräfin, die an Karoline ihre liebste, schwesterliche Freundin fand, nahm sich die würdige Frau von Bescheffer der jungen Leute, die ihr Leben begannen, hilfreich an. Es war ein schönes Leben des Glücks in dem großen Haus, ein einfaches, gesundes Leben, in dem das Schaffen des Mannes und seine Erfolge als häusliche Freuden empfunden wurden. Wenn man sein Leben unter den Menschen begründen will, wie thut der gemeinschaftliche Genuß des Erfolges wohl! Man denke den Jubel, als er mit ihr zusammen im „Wandsbecker Boten“

las, daß der Preis der Berliner Akademie für seine Schrift über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks ihm zugefallen war, die Aufregung, bis die Thatsache festgestellt, den Stolz der Frau, den Anteil der Freunde, das Glück des Hauses.

Und wie nun, da er alle köstlichsten Güter seines Lebens zusammengenoß über der Wiege schon des zweiten Sohnes: die „Genies aus aller Welt Ende", Hamann, Goethe, Claudius hatte er zu Gevattern geladen. Ihre Wünsche und Herzen fühlte er mit sich. Er umarmte sein Weib in dem Gefühl des wunderbarsten Glücks, des großen, zweifellosen, des ihm selber geschenkten neuen Lebens.

Das waren die herrlichsten Stunden in Bückeburg, als das Glück seiner Kinder ihm ward. Wie hatte so vieles ihn mitgenommen und zerstreut. So vieles, was nicht er, was nicht sein Leben war, und sein Leben selbst strebte in aufreibendem Ringen umsonst nach der ihm eigenen Form. Hier war die warme Wirklichkeit, das einfache gewisse Glück. Es klingt selbst durch das Übermaß der Worte ein echter, reiner und voller Ton, wenn er über seinen ersten, Wilhelm Christian Gottfried, der ihm am 28. August 1774 kam, an Lavater schrieb: „Der liebe, kühne, gesunde, ruhige, aber freiheitstrebende, mit Mund, Hand und Augen nahrungsuchende Knabe hat uns wiedergeboren zu neuem Beruf des Lebens." Und ähnlich an Hamann: „Das Knäblein hat mich und soll mich wieder gebären zu neuer Hoffnung meines Berufs." Am 18. August 1775 folgte August Wolfgang Siegmund. Vier Wochen alt mußte der kleine Kerl mit auf die Reise.

Der Graf entließ ihn unter dem höflichsten Ausdruck seiner wahren Achtung. Land und Stadt verloren ihn mit Trauer. Mit Sack und Pack zog die Familie von dannen.

Die große Welle des Lebens trug sie in die Weite! Wie hatte er so viel noch zu wirken, zu schaffen und zu erwarten! wie viel versprach er sich noch von der Welt und von der Zeit! Bückeburg blieb leer hinter ihm. Die Seele war entflohen. Seine Freundin war im Spätfrühling davongegangen in ihr stilles, ewiges Heimatland.

Drittes Buch.

Die Reife.

Weimar 1776 bis 1787.

I.

Herders Anfang in Weimar.

1776—1783.

1.

Amt, litterarische Thätigkeit, Leben.

Am 1. Oktober 1776 spät abends kamen Herders in Weimar an.

Wenige Stunden vorher war falscher Feuerschreck in der Nachbarschaft gewesen. So wurden sie von einer großen Menschenmenge empfangen. Die Küster aller Kirchen umringten sie mit ihren Küsterformularen. Sie zogen in das große leere Haus dicht hinter der Kirche. Ein blinder Nachtwächter stimmte unter dem Fenster das Lied „Eins ist not, ach Herr, dies Eine" an und sangs aus Ehrfurcht für den neuen Herrn Generalsuperintendenten ganz bis zu Ende. Der Bruder der Frau Karoline war das einzige bekannte Gesicht. Alle offiziellen Persönlichkeiten fehlten dem Empfang und waren auch am andern Tage beim Besuche nicht zu Hause: der Herzog, Goethe, Lynker, d. h. der Präsident des Oberkonsistoriums, die Kollegen u. s. f.

Er hatte wieder mit den vorauseilenden Gedanken in der neuen Sphäre gelebt. Die Thüringer Herzogtümer, das Vaterland der Reformation, da mußten doch die alten Anstalten im Grunde so tüchtig und gut sein, daß man darauf stehen und bauen konnte. Der junge Herzog, der sich mit den fortstrebenden Geistern der neuen Zeit umgab. Sein Schüler Goethe allmächtiger Berater. Da mußte der Boden seiner Pläne sein. Wie er den Jüngling einst hineingeworfen in die Bahn seiner Gedanken, so würde er nun den Mann fortziehen auf dem Weg seines praktisch-reformatorischen Wollens. Hier mußte es ihm gelingen — so war sein Gefühl —, in einer Wirksamkeit zu leben, in der er mit seiner ganzen Seele lebendig war.

Aber je leichteren Angriff die Hand gehofft, um so schneller befiel ihn die herbe Enttäuschung. Er erklärte die Zustände bei sich für grundverdorben. Ewige Vormundschaften, schwache Tyrannen- und Weiberregierungen haben alles durcheinander gemengt und geworfen, daß alles weicht, wonach man faßt: Kirchen und Kirchengebäude verfallen, die Kirchenkassen erschöpft, schlechte Prediger- und Schuldienerstellen und Subjekte, die ihren Stellen oft gleich sind. Die gründlichste Verachtung gewann überhand, weil die Wirksamkeit ins Große sogleich wieder vereitelt ward.

Manch kleinlicher Ärger des Anfangs erinnerte ihn sogleich, daß er hier wie überall unter selbstischen Menschen war, nicht unter freien Seelen, die an seinem Schwung erblühen möchten zur Menschheit. Der Herr Vikar, der 5 oder 6 Jahre bereits der zweite gewesen, sah sich ungern durch den berühmten Vorgesetzten wieder in die zweite Stellung gedrängt. Er wirkte sichs noch schnell vor Herders Ankunft aus, daß die Beichtkinder erster Klasse, Herders eigentliche Gemeinde, ihren Beich-

tiger frei wählen, d. h. bei ihm bleiben sollten. Herder bestand mit Entschiedenheit auf seinem Recht und erklärte, er werde vor der Antrittspredigt von dannen ziehen, wenn jenes Reskript als seiner Vokation widersprechend nicht zurückgenommen werde. Was dann unter sanfter heuchlerischer Nachgiebigkeit geschah. Man hatte gezischelt von Mund zu Mund, all die alte angesessene Gesellschaft, die in ihrem behaglichen Besitz durch die neue Kraft beunruhigt war. Mehrere hatten nach der Stelle gestrebt: so ging es denn um: er war ein Atheist, ein Freigeist, ein Schwärmer, ein Mensch, der nicht predigen könne. Er wußte es nicht, als er die Kanzel bestieg: er predigte, und hohes und niederes Volk war ihm im Augenblicke zugewandt. Das war denn doch ein Anfang, der unter Gottes Segen geschah.

Aber was lag im Grunde an der großen unbestimmten, unfaßbaren Menge? Das waren die vielen, die sich rühren ließen im Moment, die gern bewunderten, wo etwas Eigenes ohne Anspruch an sie selbst hervortrat und dann wieder hingenommen waren jeder von der Einzelheit seiner kleinen Beschäftigung. An ihnen konnte ein Mann wie Herder sich nicht seiner lebendigen Wirksamkeit freuen. Wie war ihm vergönnt, seine Kollegen zu ergreifen? Der Chef, der Herr von Lynker, erinnerte ihn an seinen alten Rektor Schlegel in Riga, d. h. er sah in ihm einen eingebildeten und eigensinnigen Pedanten. Unter den Gleichgestellten und Untergebenen hatte ers nicht leicht. Zunächst nahm er sich jeder Angelegenheit, die ihn berührte, mit einem weit anders als beamtenmäßigen Eifer an. Es war ihm heiliger Ernst. Er hatte schon mit dem Grafen von Bückeburg gelegentlich, um die Anstellung eines unwürdigen Kandidaten, einen Strauß ausgefochten, in dem der Kurialstil von den lebhaften Ausdrücken des ursprünglichsten

Empfindungsdeutsch durchlöchert war. Er rechnete in seiner Anschauung der Dinge nicht mit den Formen des Instanzenzugs und der Amtsgewohnheit, er sah den Menschen. Schon dieser heftige Eifer machte ihn fremdartig unter den andern. Aber dann überhaupt diese Art bei ihm, sich gleichzusetzen mit dem Dinge, das eben zur Entscheidung stand, es ganz zu empfinden als eine Sache seiner Menschheit. Das war es eigentlich, was die Erfahrungen seines Dienstes ihm verbitterte. Diese Dinge der Kirche und der Schule — ihm waren es ja Dinge Gottes und der Menschheit. Mit der ganzen Inbrunst seiner Ideale, in denen er sein Leben empfand, griff er sie an. Und dann diese Lauheit umher und der langsame, lasche, der wie oft! unter dem Staub der Wirklichkeit verweilende Erfolg! Es sollte mit ihm gehen, was als Mensch sich achtete, — das war sein Gefühl. Mußte der Herzog nicht auf seiner Seite stehen, wenn irgend ihm die Menschheit wichtig war? Ihm wurde so schwer zu begreifen, daß die Menschen getrieben sind von den eigenen Interessen und nur ein Winkel dem großen Zug ins Allgemeine offen steht. Ihm wollte es niemals aufgehen, daß ein beständiger freundlicher Anteil und ein gelegentliches Gewähren schon Gunst des Fürsten sei, mit der der Diener sich begnügen muß. Verstand er doch auch nicht, daß in seinem leidenschaftlichen Wirkungsdrang der Wunsch sich selber lebendig zu fühlen, sich selber durchzusetzen, so stark war wie die Liebe der Menschheitsideale, in deren Dienst er sich glaubte und empfand! Er klagte im Anfang, daß der Fürst ihn zurückgesetzt und vernachlässige. Als er aber endlich freudiger der Gunst des Herzogs gewiß war, da verdachten ihm die Kollegen die mancherlei Vorzüge, die ihm zugebilligt, und unter denen sie litten. Wenn oben ihm Ruhe ward, lugten Mißgunst und schele Augen ringsum. Es war

immer dasselbe! Immer erfuhr er, der in der Luft der freien Wirkung zu atmen begehrte, diese Welt der Eigenwillen und der Selbstigkeit, von der sich selber freizuhalten ihm nicht gegeben war.

Es drängte doch auch wirklich zu viel, zu viel sich herzu. Geistliche und Kirchen unterstanden seiner Spezialaufsicht so viel, als Tage im Jahr sind, die andern Superintendenturen zur Generalaufsicht, Konsistoriengeschäfte, zwei Predigtämter als Oberhofprediger und Oberpfarrer der Stadtkirche, das Ephorat des Gymnasiums und aller Schulen des Landes und dann keine Menschen, durch die er wirken konnte, die langsame Enttäuschung, das Mißbehagen von vielen Seiten. Die Ansprüche, die im Einzelnen wieder und wieder entstanden. Dann mußte er Kirchenzettel schreiben, dann den Katechismus bearbeiten, dann das Gesangbuch des Landes zusammenstellen, schädlichen Einflüssen auf die Schüler des Gymnasiums entgegenarbeiten, zur Bildung der Kandidaten thun, was er konnte. Ärger an den Schülern, Ärger an den jungen Geistlichen, Ärger am Lehrbetrieb der Universitäten, Ärger am Treiben des Weimarer Lebens. Durch all die Jahre hin eine Not nach der andern, da er all dem Vielen, was ihm anvertraut, mit gleichem Eifer seine Kräfte gab. Der Gegensatz gegen den Herzog mit den Jahren sich verschärfend und zuweilen in ganz grotesker Weise zum Ausdruck gebracht, wenn er etwa mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens dem Verlangen sich entgegenstemmte, den Schülerchor des Gymnasiums bei den Aufführungen der Oper und des Schauspiels verwenden zu wollen. Und das alles war das Leben, wie es war, ohne seine Zuthun geworden, ohne Rücksicht auf ihn sich fortbewegend, das ihn in Anspruch nahm, seine Zeit und Kraft forderte und zersplitterte, ihn festhielt, ihn überschüttete.

Da saß er in seinem großen Haus, das er erst eigentümlich umbauen mußte, damit es ihm bewohnbar ward. Groß und verschnitzelt, unbewohnbar und wo es bewohnt, eingeklemmt und drückend — so schien es ihm das wahre Symbol seines Amts. Jetzt kam ein Kandidat, jetzt ein Prediger der Diözese, jetzt ein Reskript, das ihn zum Widerspruch trieb, jetzt ins Konsistorium, dann in die Schule, in die Kirche und — das Schrecklichste von allem — um Ostern die Kirchenrechnungen, ganze Stapel von Aktenstößen, zu prüfen, nachzurechnen. Dabei seine wissenschaftlichen Bemühungen, seine Lektüre, sein Studium der Sprachen und die Gedanken an seine Bücher. Das Dach der Kirche gerade vor seinem Fenster verbaute die Aussicht. Eingezwängt im halben Lichte saß er da. Über die schier unendliche rote Fläche hinauf klomm der Blick in den Himmel, der so noch ferner schien und weniger weit und weniger blau. Er brauchte das Licht und die Freiheit. Es wurde so oft im Herzen ihm mißmutig und eng. Die schwere Kirchenlast drückte auf diese große Sehnsucht, die sich nicht begriff. Er wollte immer das Ganze, und wie stückweis war sein Erfolg! Er wollte immer den vollen, lebendigen, einigen Menschen, und immer umdrängten ihn die argen, vielspältigen Dinge. Es konnte ja nicht gelingen, wenn er an all die zufälligen Anforderungen der Verhältnisse um ihn seine Kraft gab. Das konnte kein Leben werden aus ihm lebendig, wenn er von Menschen und Dingen eigentlich verlangte, daß sie von neuem begannen. Es blieb das enge Zimmer in der kleinen Stadt, es wurde der weite blaue Himmel nicht, unter dem aus Kräften der Natur das Leben sprießt.

Diese Klammer, die, ohne daß ers gewahr wird, ihn umfaßt! Ach um das Kleinliche sich zu sorgen, wenn man das Größte zu erstreben meint, seine Bedeutung nicht abzu-

schätzen im Verhältnis zum zweifellosen Wert des eigenen Lebens, das in uns nach seinem Gesetze sich fortbewegt. Er griff die Sachen an, als wärens Angelegenheiten der Menschheit. Mißlang seine Müh, wie drang der Rückschlag des Unmuts tief! Und das Gelingen? Eine geringe Besserung an diesem oder jenem Punkt, mehr durch das Bedürfnis des Augenblicks hervorgerufen, als ein Moment im Fortgange großen reformatorischen Wollens. Auch einer kleineren Kraft mochte solches sich fügen. Man mußte nicht Herder sein, um das zu erreichen.

Die tausend Rücksichten dazu, die mit der Vielbeschäftigung Bestandteil seines Lebens wurden. Er mußte sich fühlen als der große Kirchenfürst — das brachte sein Amt mit sich. Er wachte mit der Leidenschaft, die ihm eigen war, daß von allen Seiten, von oben und unten ihm die gebührende Achtung entgegen kam. Rücksichten aber entrücken den Menschen sich selbst. Wie sollte die Kraft ihm bleiben, sich zu isolieren in den Arbeiten seines geistigen, seines inneren, seines wahren Berufs! Wie sollte ihm möglich sein, all das zu vergessen und von sich gleiten zu lassen, wo es das Auswachsen dessen galt, was wirklich sein Leben war? Die Dinge und Rücksichten rings umher hatten dauernden Anteil an ihm. Er schied sich nicht als Leben für sich von der Welt, deren Teil er war, die mit tausend Gedanken ihn hielt.

So war es stets mit ihm gewesen. Es hatte nie, von frühester Kindheit nicht sein geistiges Erleben sich ihm als das eine, was not that, als der einzige Gehalt seines Daseins gesondert von allem anderen. Die äußere Stellung war ihm wichtig von jeher. Sie hatte in Riga mehr als der Beruf seiner geistigen Arbeit sein Benehmen unter den Menschen bestimmt. In Bückeburg, wo die Schriften mit der Gesamtheit seines Wesens

sich zu erfüllen gesucht, waren sie einfach auseinandergebrochen, seine innere und äußere Existenz. Nun wurde er doch älter. Nun wurzelten Bedürfnisse, Rücksichten, Gewohnheiten des äußeren Lebens doppelt fest. Er wußte nicht, wie sie ihn hielten. Er wußte nicht, wie sie ihn auseinanderzogen. Das Bedürfnis der Persönlichkeit formte nicht in wertender Gliederung den Gehalt seines Lebens, so daß vieles Nebenwerk war und nur Beschäftigung, eins aber Arbeit und Beruf, des Lebens Zweck und Wert. Die Schwäche, die in der Kindheit angelegt, die in Riga zuerst sich bedrohlich gezeigt, die in allem Auftreten, in allem Unternehmen Herders zu spüren war, sie zermürbte nun sein Leben von innen aus. Die Widerstandskraft fehlte gegen des Lebens Vielerlei. Die Welt stürzte über ihn. Er war überschüttet und wußte es nicht. Seine Arbeiten entstanden an der Peripherie seiner äußeren Existenz.

Sein Leben wurde stabil. Ein für allemal erhielt sich der beständige, traurige, aufreibende Kampf. Wenn die Lasten des Amts ihm Tage und Nächte nahmen, so seufzte er nach den schriftstellerischen Arbeiten, die er vollenden wollte. Wenn er seinen Werken die erübrigten Stunden schenkte, so erklärte er sich, daß er die Zeit seinem Amte stehle. Alles sollte erledigt sein, nichts drängte sich ihm auf mit der freudigen Kraft der Gewißheit, daß es sein und werden müsse, damit er nur leben konnte. Die Welt zog ihn zurück, sein Geist trug ihn nicht auf mächtiger Schwinge fort. Zu viel Last, die ihm Last blieb! Und so beständige Spannung, beständiges Geriebenwerden, viel Streit, viel Kummer, viel Krankheit, unausgesetztes Leiden.

Oft wurde es ihm zuviel. Dann träumte er, er wollte fort. Es werde eine Zeit der Ruhe kommen, ein minder anspruchsvolles Amt oder gar eine ganz freie Zeit, wo er allein

seinen Gedanken leben könne. Aber er konnte nicht mehr aus all dem Tausenderlei heraus. Er hatte als Knabe und Jüngling von seinem Genius geschwärmt, der unsichtbar ihn umschwebe und ihn durchs Leben führe. Er glaubte stets an Fügungen, an die Güte der Vorsehung, welche die Gestaltung seines Schicksals ihm in den Schoß werfe. Er mache nichts, sie mache alles für ihn. Das heißt: da die innere geistige Arbeit, die ihn beschäftigte, nicht bis zu bestimmten Forderungen der äußeren Lebensgestaltung durchdrang, so wartete er ab und ließ sich treiben. Nun hatte in der Spannkraft aufstrebender Jugendlichkeit immer noch ein starkes Bedürfnis überwogen, das denn doch die Wandlungen seines Schicksals schließlich hervorrief. Jetzt aber bei zunehmendem Alter, zunehmender Gewöhnung in das gewonnene Gleis blieb dies starke Bedürfnis aus. Die Dinge hielten ihn fest, er war nicht fähig noch herauszukommen. Es ist die Kehrseite und Folge des jugendlichen Leichtsinns. Es ist die weitere Entwickelung derselben Schwäche, die in ihm sich angezeigt.

Und fort auch, fort aus der Schriftstellerei, rief es in ihm. Sie war ihm zuweilen wie eine tötliche Ermüdung, weil sie nicht sein Leben hinnahm, weil er sich nicht auswuchs in ihr mit der Wonne, sich selbst zu finden. Nur noch dieses Buch, nur noch seine Deutung der Apokalypse, dann wollte er enden. Auch dieser Wunsch sagt nichts, als daß ihm nie heimisch war in seinem Thun, daß immer das dunkle Bewußtsein blieb: mein Leben müßte anders sein, zusammengefaßt in einem Strom, in dem es dahinfließt mit innerer Notwendigkeit. Es war so viel von der Welt, der Umgebung, von Fremdem an ihm, daß er nur in einem dunkel gehofften anderen Zustand sich fühlen konnte als sich selbst. Und so rollte sein Dasein, gleichsam widerwillig von ihm gelitten, fort. Tag

an Tag und Jahr an Jahr und Blatt an Blatt und Buch an Buch — noch ging es in dieser ersten Zeit hinauf zu größerer Wirksamkeit und reicherem Können; dann aber trug es sich nur so weiter durch Gewohnheit der Dinge und Gewohnheit des Schreibens. Es konnte bei seiner Art nicht anders sein. Aber es ist ein furchtbarer Gedanke, daß bei der ungeheuren Arbeit, die er geleistet, fast nie das Glück ihm ward, sich im Leben zu fühlen, wie es sein mußte nach dem Lebenswillen seiner Persönlichkeit.

Er atmete auf, wenn er hinaus kam ins Freie, unter andere Menschen. Da konnt es ihm niemals fehlen, daß die Besten sich zu ihm wandten. Da war er der weite und freie Geist, die weiche und reiche Seele. Er besaß für die Verschiedensten in sich eine Saite, die mit ihnen klang, und mit altem, jugendlichem Entzücken genoß er die Schönheit der Welt. Er berührte sich mit dem Statthalter Karl von Dalberg in Erfurt in religiösem Gedankenaustausch. Er pflegte mit dem Prinzen August von Gotha, einem liberalen Herrn und Verächter aristokratischer Vorurteile, gern einen angeregten Verkehr. Er suchte in der Umgegend von Weimar den wunderlichen, abenteuerlich geistreichen Einsiedel auf. Es waren dann immer schöne Stunden des Gesprächs und der Mitteilung, in denen er mit lieben Menschen sich in Bewegung fühlte. Ein wahres Ausfüllen der Seele gab es doch auch nicht. Er wollte dann immer wieder zu Hause sein, und zu Hause begann die alte Last.

Wohl spielten auch hier zuweilen, wenn er bei der Arbeit saß, durch seine Gedanken freundliche Menschenbilder. Sein Herz erfreute sich an dem Verkehr mit der anmutigen Frau von Schardt. Gern richtete er seine Gedanken an sie in Prosa und in Versen. Durch viele Jahre war es ihm Be-

dürfnis, von ihr gewürdigt zu werden und ihr etwas zu sein. Sie wußte ihn zu nehmen, wenn sie als zu dem weisen Freund und Berater emporschaute. Ihn reizte — und sie fühlte es — in dem geistreich gesteigerten Verkehr die sinnliche Anmut des berückendes Weibes. Die Freundschaft war mit einem starken Stück spielerischer Verliebtheit durchsetzt. Die Eigenliebe fand ihren Teil; er täuschte sich selbst, und das that er gern. Es war ihm am wohlsten in solchem Verkehr mit dem Weibe, wo vieles verborgen mitspielte, wenn obenauf nur sichtbar ward der freundschaftliche Austausch der Gedanken, in diesem Schweben mit geschlossenem Aug, das nie das Leben zu entrücken drohte aus seiner Bahn. So in reizvoller Halbheit, manche Stunde erhellend, manches Momentes Erholung, trug die Beziehung sich durch viele Jahre hin, bis eines Tags die ganz gewöhnliche Koketterie des Weibes in einem albernen Liebeshandel herauskam und nun alles zu Ende war. Der Gedanke liegt nicht fern, daß wenn der berühmte Mann ihrer Eitelkeit schmeichelte, sein Gespräch sie manchmal gelangweilt hat. Ihm aber war's unter all seiner Bürde so lieb, an das schöne Weib zu denken, das ihm lauschte, durch kein zwingendes Band ihm verknüpft, und in all dem staubigen Arbeitswust aufblickend zu fühlen, daß er der Lieblichkeit von Werte war.

Es erhob ihn auch wenig über seine Lage, was er in diesen ersten Jahren schrieb. Eine ganze Reihe von Arbeiten harrten der letzten Hand. Einst, im Entstehen hatten sie sein ganzes Wesen in Anspruch genommen. Jetzt waren sie ihm fast kalt. Er empfand kaum noch, daß er zu ihnen gehörte, und war froh, wenn er von ihnen kam. Es war auch kaum mehr als eine momentane Bereicherung der Stunden. So gingen kleine Aufsätze von ihm aus, so die Apokalypse, die

Schrift vom Erkennen und Empfinden, die Plastik, die Volkslieder, bedeutende Arbeiten zur Litteraturgeschichte dazu. Es war fast alles überreife Saat. Auch die größeren Werke, zu denen er sich dann zusammennahm, traten gleichsam nicht aus der Sphäre seiner Existenz heraus. Es sind die Briefe über das Studium der Theologie und das Buch vom Geist der Ebräischen Poesie. Jenes ist recht eine Thätigkeit seines Berufs. Ihn ärgert der gedrückte und enge Geist der jungen Männer, mit denen er in seinem Haus, in der Würde seines Amts zu sprechen und zu verhandeln hat. Er will ihren Blick erweitern und sie mit der echten Gesinnung des Predigers Gottes erfüllen. In seiner Deutung hebräischer Gedichte aber genießt er recht zur Erholung an fremder Poesie die liebsten und zartesten eigenen Gedanken. Es ist ein Genuß der Muße, mit gelehrter Versenkung die Stunden erfüllend, nach dem lastvollen Druck des Berufs. Er bleibt in all dieser Thätigkeit gleichsam daheim, unter den Bedingungen der Existenz, wie sie sich nunmehr für ihn festgestellt, für sich im Fortgang des Lebens von Tag zu Tag, im Hause.

Seine Gedanken schränkten sich ein in dem Kreise, der ihm beschieden war. Das ist ja die furchtbare Gefahr dieser geistig selbständigen und alles verarbeitenden Naturen. Sie sind gewohnt, im Bewußtsein durchzuringen, was sie berührt, und an ihr Urteil zu glauben. So neigen sie, nach den Erfahrungen, die gerade sie machen, das ganze Leben um sich abzuschätzen, auch das Leben anderer, das sie nur sehen, ohne Gedanken, daß vielleicht wichtigste und erste Motive dieses Lebens in den andern ihnen verhüllt und entzogen sind. So verschiebt sich in ihren Gedanken ihre Stellung zur Welt, ohne daß sie es merken. Herder war gekommen in dem Glauben, er werde in Weimar ein Mittelpunkt sein. Er fand sich durch

das Treiben am Hofe vernachlässigt. Er war in dem Urteil, das er sich bilden mußte, zu sehr auf sich allein angewiesen. Aber in seinem Unmut fehlte ihm die Befriedigung nicht, daß er geteilt wurde. Im Kreise der Herzogin Luise fand er mitfühlende Gemüter für ihn. Sie fühlte sich unglücklich in diesem Leben, das ihren Gemahl fast beständig in ihr unverständlichem Jugendtaumel von ihr fernhielt. Sie begriff den Geheimen Rat Goethe nicht und sah seinen unbedingten Einfluß mit gekränktem Mißtrauen an. Sie hörte gern den edeln und hervorragenden Mann, der gleichgestimmt zu ihr trat. Er nahm mit ganzem Herzen an ihren Schicksalen Teil. Bei ihrer ersten Entbindung war seine Frau täglich bei ihr, er aber wurde der Mund für die Freude des Landes. Für den Tag ihres ersten Kirchgangs nach den Wochen dichtete er eine Kantate. Er verlangte sogar des fernen Hamann Anteil für das große Ereignis ihres Lebens: so bewegte ihn in seiner Seele, was ihr geschah. In ihrem Kreise war er der erste. Er hielt sich mit Freuden zu ihr, weil in dieser hohen, weiblich gestimmten Sphäre seinem reizbaren Gemüte wohl war. Hier konnte man seiner Abneigung gegen das Treiben der Goetheschen Ausdruck geben, und sobald man es that, war man nicht mehr der Gedrückte und Vernachlässigte, der Mann der zweiten Linie, sondern der erste an sittlichem Wert, der Überlegene, der Erhabene. Da erhob sich aus dem Ärger über die andern die wohlige Zufriedenheit mit sich selbst. Er bemerkte nicht, daß er zu bald sich zufrieden gab, daß er eigentlich der Durchschnittsmenschheit ihren Standpunkt vertrat, freilich veredelt durch seelische Feinheit und geistigen Reichtum.

Er sah Goethe und den Herzog dahinstürmen durch die Tage in tollem Jugendübermut. Er sah sie völlig fremd den Interessen, die für ihn die Interessen der Menschheit waren,

der Kirche und der Schule. Er trat dem Urteil der Biedermänner bei, die die Köpfe schüttelten, und sprach es ärgerlich aus. Ihm kam der Gedanke nicht, daß in diesem Treiben edelste Jugendkraft sich zur Freiheit und Sicherheit in sich selbst entwickeln sollte. Er zweifelte nicht den Augenblick, daß er berechtigt zu seinem Aburteil war. Er war aus dem Leben Weimars herausgedrängt und stand im Winkel. In seinem Winkel aber, gewohnt der erste zu sein, gewohnt seinem Urteil zu trauen, schien er sich die Welt.

Und er wußte nicht, wie er sich täuschte, wußte nicht, wie er in der Enge war. Dort war ein großes, wahrhaftiges Leben in Berg und Wald und unter des freien Himmels Lust. Die Seele weitete sich aus, das Leben eigen und frei zu fassen. Er saß in seinem Unmut und seiner Last, die Stunden erfüllt von seelenlosem Stoff, der zu ihm gekommen und ihn umdrängt. Er stockte in dem Kreis der Geschäfte und der Sorgen des täglichen Lebens. Es legte sich schwer auf ihn, gebückt über all die Arbeit wie er saß. So versunken in fremder Müh, so allein in alle dem Vielen. Kaum dringt das Licht bis zu seinem Schreibtisch vor: graue Sonnenlosigkeit, Amts- und Stubenluft und vor seinen Augen immer das entsetzliche, endlose, sich auf ihn senkende Kirchendach.

2.

Schriften. Abschließen und Rückschauen.

Als Schriftsteller half er zunächst Wieland in seinen Wünschen für den Teutschen Merkur aus. Er gab ihm einen Aufsatz über Ulrich von Hutten, einen andern über Philosophie und Schwärmerei, kleinere Betrachtungen über Reuchlin, Kopernikus, Savonarola u. s. f., zum Teil schon früher geschriebene Dinge, alle Zeugnisse seiner reifen Kunst, Menschen und ihr

geistiges Thun in ihrer Zeit aufzufassen, nach ihrer Leistung für Zeit und Menschheit zu schätzen. Angenehme und anspruchslose Erweiterungen des geistig-historischen Horizonts.

Wichtiger wars und mehr nahm ihn in Anspruch, als er „Maran Atha, das Buch von der Zukunft des Herrn“, die Bemerkungen und Träume „vom Erkennen und Empfinden“ und die „Plastik“ zum letzten Male für den Druck vornahm. All diese Gedanken hatten während der religiösen Periode ihre Bedeutung bekommen. Da war ihm die Erklärung des Leibes und der Herrlichkeit Christi in der Komposition der Apokalypse wie eine Offenbarung an die eigene Zeit erschienen. Da hatte er in seiner Anschauung der Menschenseele ein Stückchen vom Gottesleben der Natur vorgetragen und damit alle seine einzelnen Studien, die mit psychologischen Begriffen arbeiten mußten, mit frommem, göttlichem Leben durchdrungen. Da war auch in seiner Deutung der plastischen Kunst ein Stück der Menschheit entdeckt, wie sie aus Gotte lebt. Es war Ein Strom des Gedankens, aus dem alles hervorging, und einst war ihm das alles so voll, so warm, so ein Stück eigenes Leben. Ob er nun nicht ein wenig Ernüchterung empfand, ein wenig Ermüdung, als ihm das alles wieder in späterer, kälterer Zeit entgegentrat? In seiner Erklärung der Apokalypse meinte er den Schlüssel und das Wesen der Weltgeschichte zu geben. Nun konnte ihm doch kaum entgehen, daß durch den flüchtigen Blick ein solcher Anspruch nicht gerechtfertigt ward, und daß die wahre Leistung des Buches einzig und allein in dem energischen Angriff einer sachgemäßen philologisch-historischen Erklärung der Apokalypse lag, — einer Erklärung, die freilich geringes Material durch eine ungemeine Kraft der Intuition belebte. Durch den schillernden Reichtum der psychologischen Schrift wurde das Fragmentarische, Hinge-

worfene nicht verdeckt. Sie zeigte, wie vielen Seiten der geistigen Welt dieser Mensch mit tiefdringendem Anteil sich zugewandt. Aber sie war an so manchem Punkt mehr Blick als haltende, formende Faust. Sie riß den Verfasser hin, als sie entstand, mochte ihn aber nicht sonderlich befriedigen, als es sie zu vollenden galt. Vollends was war die so lange gehegte Plastik noch jetzt für ein losgerissenes Fragment! Sind eigentlich alle Herderschen Schriften nur kleine Abschlagszahlungen auf große Versprechen, die er sich selbst und andern gegeben, so gilt dies von wenigen so sehr wie von der Plastik. Das ist in Herders ganzer Denkungsweise begründet. Denn zunächst ist da — Ergebnis eines plötzlichen fruchtbaren Einfalls — die so stark betonte Einseitigkeit, den Sinn des Gefühls in gewaltsamer Isolierung als den einzigen Sinn der Plastik zu lehren. Und dann wird die Menschengestalt in einem fort religiös ausgedeutet, wodurch die begriffliche Erkenntnis der Kunst nichts gewinnt, sondern nur die starke ästhetische Empfindung von der Schönheit und Würde des Menschen sich dunkel und heftig verlautbart. Herder mochte sich freuen, diese seit fast zehn Jahren innerlich fortgesponnene Arbeit nun endlich von der Seele zu haben. Der großartige Wurf kam jedenfalls heraus. Aber die Befriedigung an dem vollendeten Werk entsprach auch hier wohl kaum den Erwartungen, unter denen es entstanden und mit denen es so lange hoffnungsvoll getragen war.

„Auch mit ihm schüttle ich mir — — — nur wieder etwas vom Halse, das nicht für mich ist nnd bin übrigens froh, daß ich's los werde.“ So schrieb Herder über den zweiten Teil der Volkslieder. Die Volkslieder erschienen 1778 und 1779. Auch sie nicht mehr aus der frischen Seele heraus, die mit ganzem Anteil an der Arbeit hing.

Und gerade sie hätten in die Welt hinaustreten sollen im Leuchten völliger Jugendfrische. Denn schönste Stunden des Genusses klangen für ihn in dieser Sammlung nach. Große Abschnitte hatte er zusammengetragen für seine Braut. Sie bildeten ein Hauptstück unter den Gedichten, die er abschrieb für sie, und die sie sauber eintrug in ein Buch von schönem Postpapier, in das „Silberne Buch". Wenn in eigenen Gedichten seine Stimmung nicht Ausdruck finden konnte, sie sollten ihr übermitteln, was er empfand, und der Liebe süßeste Sprache schienen ihm die einfältigen Lieder der wilden, jugendlichen Völker. Mit solch innerstem Anteil gab er sie in Übersetzungen wieder. In Bückeburg sang sein junges Weib ihm die schlichten Stimmen des Volks. Wäre die geplante Sammlung der Lieder damals hervorgetreten, sie hätte gewiß im Gefühl der beiden mehr als eine andere Herdersche Schrift von ihrem jungen Glück erzählt.

Seine Seele ruhte, wenn sie hier in Klang, Rythmus und Wurf fremde Stimmung rein nachzutönen sich mühte. Er erholte sich in einer Arbeit, die Gefühlston blieb, wenn sonst der Zug der Gedanken gleichsam in fremdem, eigenem Leben sich loszureißen verlangte.

Aber die seelische Bedeutung der Mühe um das Volkslied war für ihn noch innerlicher und größer. Der Sinn für das einfache Lied ist recht eigentlich als die zentrale Fähigkeit des Herderschen Geistes zu bezeichnen. Ihm war eigen, sich selber ganz aufgehn zu lassen, sich ganz zu empfinden in dem tönenden Lied. Hier war der ganze Mensch Eine abgeschlossene Empfindung, Ein Ton der Seele der ganze Mensch. Alles Vielerlei aus, alles Angelernte fort, Seele und eigene Seele und eigenes, ursprüngliches Leben der ganze Mensch. So in Einer Empfindung der Weichheit und Frische zu ruhen, in Einer

eigentümlich wahren Empfindung sein ganzes Leben genießen — war Herders innigste Sehnsucht und eigentümlichste Art zu sein, geradezu das spezifisch Herdersche Ideal, sein Wesen und seine Sehnsucht zugleich. Und so empfand er im Genuß das ganze Leben der fremden Seele, die ihm erklang. So ging in dem lebendigen Zusammensein von Klang und Rythmus und Situation das ganze reiche Leben der Menschenseele ihm auf. Ein Entdecken der Menschheit war ihm sein Durchgenießen all der Stimmen der Völker, so viele er fand. Und wenn es Erkenntnis ward, so blieb es doch Gefühl. Sein eigenstes Können und Schauen klang ihm in tiefem Gefühl. In der Menschheit fühlte er sich. Die Menschheit, deren Seele so reich er sah, blieb Genuß seiner selbst.

Ihm brach nicht die ihm eigentümliche Empfindung des Lebens, der Lebensmomente in eigenen Gedichten hervor. So seltsam es ist, das ursprünglichst Eigene an ihm war die unsagbare Feinheit, in der fremdes geistiges Erzeugnis in seinem ganzen Lebenswert und -Gehalt ihm aufging. Von allen am meisten und eigensten wiederum der Eine Ton des einfachen Lieds. In den ursprünglichen Liedern weitete sich sein Wesen zu vollerer, reicherer Empfindung. Und indem er schmiegsam die ganze Eigenheit des fremden Liederworts seinem Deutsch einbildete, war seine Arbeit doch wahrhaft eine künstlerische That.

So sehr ist unter allen Arbeiten das Weben im Volkslied recht der Herdersche Mittelpunkt. Er wollte seinem innersten Lebensdrang nach so gerne Eins sein, in Einem Gefühle zusammengefaßt und dargestellt in einem Werk, das nichts als nur sein eigenes Leben gestaltet sei. In seinen andern Arbeiten zersplitterte sich die einheitliche Empfindung in ungezählten Ansätzen und erstickte unter fremdem Stoff. Der Trieb zur Ein-

heit und Kunst durchbrach die Ansprüche der Gedanken, ohne zur Dichtung auszuwachsen. Und siehe! in dieser stillen, entlegenen Welt — da faßte der Mensch mit seiner Empfindung sich zusammen in Einem Gefühl, da tönte all sein Empfinden der Menschheit in Einen Klang, und all sein Erkennen und Schauen ward Dichtung und Kunst.

Sollte nun in diesem Werk nicht seine ganze Seele sich zusammennehmen, einmal in all ihrem Können, einmal in all ihrer Weite sich fühlen? Sie mochte in den Liedern der Völker Stimme der Menschheit werden, als Klang unter den Zeitgenossen wirken und ihre Seele an ursprünglicherem Leben, an reicheren, volleren Empfindungen erquicken. Sie mochte durch ihre weckende Offenbarung die eigene Dichtung der Zeit aufblühen lassen aus der Tiefe des Lebens.

Dann kam noch als Ansporn das patriotische Verdienst hinzu. Nachdem der englische Bischof Percy in seinen berühmten „Reliques of ancient English Poetry“ (London 1765) den ungemeinen Reichtum der Kraft und Schönheit in der alten britischen Volks- und Balladenpoesie gehoben, wirkte stachelnd der Reiz, den Deutschen etwas Ähnliches zu leisten. Gelang es, aus verborgenen Quellen, dem Munde des Volks und vergessenen Büchern den Deutschen einen gleichen Schatz zu finden, um so besser! Das war ja ein Hauptbemühen aufstrebender Geister in jener Zeit, neben der erhabenen englischen die deutsche Litteratur gleichwertig emporzuheben. In der langen politischen Ohnmacht sind die Deutschen sich selbst entfremdet. Man zeige ihnen ihre Eigenart und Volksdenkart wieder. Müßte aber diese Hoffnung schwinden, kann sie nicht so reich sich erfüllen, wie zu wünschen wär, nun dann heraus aus der nationalen Isolierung! Dann — herzensreicher als der stolze Engländer — den weiteren Horizont geöffnet. Was

frisch und lebendig war unter allen Völkern und Zonen, das klinge in unserem lieben Deutsch! Unser Buch wirkt dann immer noch in demselben Sinn. Es wirkt, gegenüber dem Hochmut der Gelehrsamkeit, dem Kastengeiste der Bildung, der Pedanterie des Schulwissens und einer aus solchem Sande trocken und künstlich aufgezogenen Litteratur hinzuzeigen auf die lebendige Kraft der Seelen, die in den Tiefen der Völker treibt, die Seelen zu erfrischen an ewig urwüchsigem Leben und in dem Mitgefühl sie aufzurütteln zur Menschheitspflicht, ursprünglich und eigen selber zu sein und sich auszusprechen. Wenn ein mächtigeres Gefühl des Lebens durch diese Sammlung erweckt ward, so war das deutsch in dem Sinn, wie die Blätter „Von deutscher Art und Kunst" ihn verstanden.

So zusammengekommen in dem Verkehr mit der Braut, an seines Herzens köstlichsten Schatz geknüpft, so seiner tiefsten Seele eigentlichste Befriedigung, so seines deutschen Wollens bedeutsamster Ausdruck sammelten sich die Lieder in seiner Hand. Die erste Sammlung, die bereits von Bückeburg in die Druckerei gewandert war und erst in letzter Stunde zurückgezogen ward, „Alte Volkslieder. Englisch und deutsch" (zwei Teile), zeigt noch recht mit offenem Herzen Richtung und Wollen des Verfassers. Die englischen Balladen stehen da, auf der einen Seite englisch, auf der andern deutsch. Deutsche Lieder dazwischen, ein ganzes Buch Lieder aus Shakespeare, im zweiten Teil auch nordische Lieder, ethnographisch geordnet, litauische, lettische, esthnische, lappländische, grönländische, isländisch-skaldische. Die germanischen Völker überwiegen weitaus.

Shakespeare steht dazwischen. Es darf uns nicht wundern. Denn seine Dichtungen sind für Herder naturgewachsene Produkte wie die Lieder des Volks. Sein Anteil an den Volksliedern, an Shakespeare und Ossian ist ganz derselbe.

Er kann sie kaum unterscheiden. Aus allen spricht für ihn die einheitlich mächtige Empfindung, nach der er sich sehnt. Eine Übersetzung Shakespeares ist in diesen Jahren so sehr ein leitender Gedanke für ihn wie sein Leben hindurch eine Übersetzung Ossians. Er empfindet und erkennt an ihnen allen auf die gleiche Weise, wie wahrhaftes Leben zur Dichtung wird. Er giebt sie alle zusammen seinen Deutschen in dem gleichen Sinn, zu weiten und zu wecken. Ja, die Nebelempfindung Ossians, in der das Leben mit seinen Gestalten und Formen versinkt, ist ihm ganz besonders gemäß, der das ganze meist ihm lästige Leben so gern vergißt, um in glühender, träumender Empfindung nur sich selbst zu genießen. Überhaupt — wie liegt es ihm fern, den Sinn des Volkslieds in bestimmter Begrenzung zu fassen. Volk ist ihm — möchte man sagen — alles, was Mensch ist, — alles, was an seiner Menschheit nicht verkrüppelte und verkam in seelenlosem Bildungszwang. Je älter er wird, um so unmöglicher ist ihm, die Grenze zu ziehen. Homer allen voran ist Natur und Volk wie nur irgend wer. Was ihm aufgeht von wahrer und echter Poesie, es seien griechische oder römische Lyriker, Dramatiker sogar —, ja worin er nur, selbst in seinen moralischen Anschauungen sympathisch berührt, den zweifellosen Ausdruck einer Zeit erkennt, bis zu den Chören des Seneca hinab, er nimmt es als eine Stimme der Völker auf. Der Begriff des Volkslieds bestimmt sich nach dem Bedürfnis seines Gemüts. Volkslied ist, was über den Druck der Zeit auch nur momentan ihn hebt. Der Herdersche Begriff des Volks erhellt sich uns erst, wenn wir ihn hervorgehen lassen aus seinem Begriff, aus seinem Gefühl der Menschheit.

Warum zog er denn diese frische, eigenartige Sammlung zurück? Seine weiche, nachgiebige Natur fürchtete sich vor

drohenden Stößen. Das war die Schwäche seiner Kraft, ja seine Kraft war in sich selbst auch Schwäche. Die zarte Empfindlichkeit seines Gefühls machte ihn abhängig von störenden Einwirkungen der Außenwelt. Seine Fähigkeit, in fremdes Leben sich zu versetzen, nahm ihm die Sicherheit in sich selbst. Er hatte gerade in jenen Jahren der unangenehmen, aufregenden Kämpfe so viel. Der Ärger um seine religiösen Schriften, die Reibereien mit Spalding, Anstoß auf allen Seiten. Da hatte Schlözer in seiner Gegenschrift gegen Herder gespottet über die „neue Race von Theologen", die „galanten witzigen Herren, denen Volkslieder, die auf Straßen und Fischmärkten ertönen, so interessant wie Dogmatiken sind". Da hatte Nicolai, dessen plumpe Gegnerschaft von einem zarten Gemüt zu fürchten war, ihn mit seinem Gespött über Nationallieder und mit der Parodie seines freiheitsdurstigen Stils geärgert. Er wollte sich nicht in der Blöße der Natur darstellen und zog sich zurück.

Dieselben Einflüsse wirkten auch in Weimar noch lange fort. Nun war Nicolais „Feyner kleyner Almanach Vol schönerr echterr liblicherr Volkslieder u. s. f. herausgegeben von Daniel Seuberlich, Schusternn tzu Ritzmink ann der Elbe" (1777, 1778) erschienen, teils echte alte Volkslieder, teils jüngere Machwerke, derben obscönen Inhalts, nach denen manch Lied des Volks als die Roheit selber gebrandmarkt war, so daß in guter Gesellschaft anrüchig erschien, wer dafür Begeisterung an den Tag legte. Herder war Generalsuperintendent, die Rücksichten seiner Stellung bewogen ihn stets und von je war seine Furcht, durch sein schriftstellerisches Thun seiner Würde in Amt und Gesellschaft zu schaden. So verging ihm an seiner Sammlung die frische Lust. Er gab sie heraus, weil er doch so viel dafür zusammengebracht. Er empfand,

von andern Gedanken, von andern Interessen der Menschenrücksicht, der Stellung, der Lebenssorgen beherrscht, kaum noch an diesen Liedern, was sie in seinem Leben waren. Das gab nicht mehr in weckendem Werk, was es hätte geben sollen, seine schöpferisch nachschaffende Seele, das war nur die Erledigung eines alten Plans, ein nebenbei abgethanes Werk, ein fremder reicher Blumenstrauß.

Hinzugekommen ist seit Bückeburg eine sehr bedeutende Anzahl von Gedichten. Spanische Romanzen, vier dänische, fünf französische, drei gälische (Ossian), sechs griechische, drei italienische, vier lateinische, vier morlackische Lieder. Die esthnischen und lettischen sind vermehrt. Aber die ethnographische Anordnung ist aufgegeben. Es singt kein Volk gesammelt in Eigenheit seine Stimme. Ja, ein Teil der deutschen Volkslieder gar ist zum Opfer gefallen, damit nur ja kein roher Ton die Nicolaiten herausfordern möge. Statt dessen kommen ältere deutsche Dichter zahlreicher hervor. Auch Zeitgenossen, Goethe, Claudius, ja Herder selbst finden Eingang. Daß Ossian nicht fehlt, daß Shakespeare blieb, versteht sich von selbst. Herder ist reicher geworden an Schätzen, doch ärmer an Macht. Es ist so vielerlei, doch in der Ordnung nicht mehr der frische, freudige Griff. Wie mein Freund, dem ich hier für manche Bemerkung verpflichtet bin, der jüngste Herausgeber der Volkslieder, sagt: es spricht aus dem Buche trotz aller Mäßigung der Groll eines verwundeten reizbaren Gemüts, das dem Feinde Trotz bietet und zugleich scheu zurückweicht, die gemachten Einwürfe mit Bitterkeit und Hohn abweist und doch ihnen überall nachgiebt; es ist klar, er möchte es gerne verbergen, aber im Grunde hat Nicolais Pasquill auf ihn seine Wirkung nicht verfehlt.

Und so ist das Buch, wie es endlich erschien, denn leider

noch mehr Herder als der dem ursprünglichen Wesen nähere Entwurf. Es ist der ganze Mensch Herder, nicht nur die schöpferische Kraft in ihm. Es ist seine Kraft und sein Schicksal darin. Der weit schauende, sammelnde, findende Blick. Die schrankenlos ausgebreitete Fähigkeit der Mitempfindung fremden eigentümlichen Lebens, das tonreiche Gemüt, in dem das andere Leben rein wiederklingt, das ganz sich zusammenfaßt in dem reinen Ton, und das Gemüt, dessen zarte Fibern durch rauhe Luft von außen auseinandergesträubt werden in widrigem Gefühl, das fremden Einwirkungen und Rücksichten so ungedeckt offen steht, weil es im Nachgefühl sich zusammenziehen und ruhen will, anstatt sich fortzubewegen im sittlichen Gestalten der Welt. Es ist die Seele, deren wunderbare Eigenheit nicht stark genug ist, das ganze Leben durchdringend zu bilden. Die Harmonie von außen so leicht zerschlagen im mißtönenden Geräusch. Ein Bannerträger, aber kein Sieger. Zukunftsmenschheit in der Ahnung und im Leben so festgehalten durch lastende Allerweltsgegenwart. Die wundersame Verbindung von Genialität und edelster Seelengröße, wo es die Entfaltung im eigenen Kreise gilt, mit ratlosem Erlahmen und Gewöhnlichkeit, wo die Menschen umher dazugetreten, — sie macht das Phänomen des Herderschen Lebens aus, sie spricht auch aus diesem Buch.

Doch war die ihm beschiedene Wirkung groß und reich. Der Wissenschaft ging die Anregung nicht verloren, das Studium des Volkslieds erwachte in aller Welt. Vielleicht erquickte das Buch das unmittelbare dichterische Schaffen nicht mehr so frisch, wie Herders gleichgesinnter mündlicher Unterricht einst in Straßburg an Goethe gethan. Aber mit der wundersamen Gerechtigkeit der Geschichte ist kein Herdersches Buch so lebendig geblieben wie dies. In ihm lebt noch heute unter den Deutschen

der Mann, der unsere Seele geweitet, da er so viel mehr als einer zuvor von der Menschheit geschaut und erhorcht. Nachdem die Wissenschaft von den Völkern zu geregeltem Betriebe durchgedrungen, nachdem das dichterische Schaffen in seiner ursprünglichsten Eigenheit wieder aufgelebt und wieder verstanden wird — die Aufgaben also erledigt sind, denen das Buch nach seiner ursprünglichen Art hätte genügen sollen —, da brauchen wir die Mängel nicht mehr zu empfinden, da lebt in den Liedern geborgen uns die reiche Herdersche Seele, und von den Schlacken der Zeit und persönlicher Ohnmacht gereinigt bleibt die „Stimme der Völker" des Herderschen Wesens eigentümlichster Ausdruck, das dauernde Werk seiner eigensten Liebe.

Mit der Übersetzung und Ausgabe der Lieder gingen die Studien über die Geschichte der Dichtung Hand in Hand. Wertvolle Abhandlungen entstanden, die wichtigste „Von Ähnlichkeit der mittlern Englischen und deutschen Dichtkunst" erschien 1777 im „Deutschen Museum". Die „Volkslieder" waren ja nur das sichtlichste Werk der nachdichtenden Thätigkeit Herders. Viel weiter nach allen Seiten noch streckte er seine Arbeit aus. In demselben Jahre 1778 giebt er den Deutschen das Hohe Lied als Dichtung ausgelegt, unter dem Titel „Lieder der Liebe", das herrliche Werk hebräischer Litteratur. Unter die Stimmen der Völker reihte er das Stück der Bibel nicht, aber menschlich als dichterische Gabe ließ er auch dieses verstehen. Er weitete seine Seele im Nachklingen all der tausendfachen Klänge der Menschheit und öffnete mächtig den historischen Horizont.

Wenn er in diesem Gebiete auftrat, gab es niemanden, der mit ihm wetteifern konnte. Die reifen Ergebnisse seines Durchstöberns der Litteraturen stellten sich ans Licht. Man

sah aus dem nationalen Leben die geistigen Gebilde hervorgehen und begriff die Beziehungen zwischen den Lebensgebieten, zwischen Volk, Staat und Kultur. Darum trat er auch gerade mit Studien dieser Art gern in den Wettbewerb ein, in dem es aus einem reichen Erkennen und Erfahren die reifen Früchte mitzuteilen galt. Wir sprachen früher von seiner großartigen Preisschrift über den „Ursprung der Sprache," dem Grund- und Eckstein gleichsam seiner Anschauung der geistigen Geschichte. Im Jahre 1775 hatte er abermals den Preis der Berliner Akademie gewonnen mit der Schrift „von den Ursachen des gesunknen Geschmacks bei den verschiedenen Völkern, da er geblühet." 1778 bekam er den Preis der bayerischen Akademie für die Abhandlung „über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten," 1780 wiederum den Berliner Preis durch die Schrift „vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung." Endlich mußte er 1779 die kleine Demütigung erfahren, daß die bayerische Akademie dem kurzen Aufsatz „über den Einfluß der schönen in die höheren Wissenschaften" nur den halben Preis zuerkannte.

Die drei ersten sind Entwürfe einer völkerpsychologischen Kulturgeschichte der Poesie. Es ist groß, wie Herder mit leichtem sicherem Griff die Charaktere der Völker heraushebt, Hebräer, Griechen, Römer, christliche Litteratur, nordische Völker, neuere Zeit, wo besonders die französische Glanzzeit in ihrer Beschränkung als Hofkultur aufgewiesen wird. Es ist groß, wie er aus dem nationalen Leben die Poesie hervorgehen läßt, nach ihrer Stellung im nationalen Leben d. h. nach der Kraft, mit der sie dessen Richtungen und Gehalt in ihrem geistigen Gebilde formt und erstehen läßt, ihre Lebensfähigkeit und Wirkung erörtert. Die Wirkung der ästhetischen Kultur im Staat ist gleichfalls

bedingt durch die Stellung der Kunst im öffentlichen Leben. Wo alle als freie Bürger teilnehmen an den öffentlichen Dingen wie im attischen Freistaat, da gedeihen als Angelegenheiten aller auch Dichtung, Beredtsamkeit und Wissenschaft. Es werden im Hinblick auf dieses Grundgesetz das väterliche Patriarchenregiment der ältesten Zeit, der asiatische Despotismus, der griechische Freistaat, der Absolutismus der neueren Zeit betrachtet. In der letzten pädagogischen Abhandlung wirft er's aus reicher Erfahrung mit leichten Zügen hin, wie in den schönen Wissenschaften, in der Kunst Sinne und Empfindungen, das ganze Gefühlsleben, das Gemüt des Menschen sich erquicken. Für die Arbeit des Verstandes und des praktischen Lebens bleibt so der Seele die Frische gewahrt. Der ganze Mensch stellt im Gleichgewicht seiner lebendigen Kräfte nach den ermüdenden Abspannungen des täglichen Lebens sich her.

Das alles sind letzte Gedanken einer durch lange Jahre hin fortgesetzten Beschäftigung, eines unvergleichlichen Umblicks, einer unvergleichlichen Erfahrung. Es mußte eine Freude sein, so etwas, das in tausend verschiedenen Stunden angeregter, entdeckungsfreudiger Arbeit allmählich zusammengekommen, nun einmal in eins zu schreiben und abzuschließen. Dem sichersten Können entstammt brachten die Schriften ja dann auch Ehre ins Haus und wurden für alle rechte Familienfeste. Denn die goldenen Denkmünzen, die er als der Gekrönte bekam, schenkte er allemal seinen Buben.

Eben in dieser Zeit starb Lessing. Eigentlich allein wie Herder in Weimar stand, empfand er es als einen harten Schlag, als eine Verarmung des eigenen Lebens. Ihm war namenlos öde, da er gegangen war. Er war in so vielen Gebieten litterarischer Gedanken der Führer seiner Jugend ge-

wesen. Der junge Nachwuchs, der Herder folgen sollte, blieb aus. Sah er nach einem Anhalt sich um, nach einem Mann, an den er mit vollem, hingebendem Herzen denken konnte als an eine Leuchte in dem ratlosen Irren der Geister, so fand er keinen als Lessing. Er blieb bei ihm stehen. Er war der Führer seiner Jugend. Er schien ihm als der einzige Führer, als der Hort alles Wahren und Guten, ja — man mag sagen — als das Leben des deutschen Geistes bis an seinen Tod. Er schrieb ein schönes und würdiges Denkmal, das Entzücken aller Freunde Lessings. Es fand seine Stätte im Oktoberheft des Teutschen Merkur von 1781. Und wenn er hier dem Gange der Thaten des Mannes folgte, so blickte er fast mit jeder auf eine Stufe des eigenen Werdens zurück. Aber ein Gedanke wuchs bei Herder nie in plastischer Einsamkeit aus. Sein sinnendes Auge schweifte von Lessing zu andern geliebten und verehrten Meistern, die den jungen Schriftsteller einst geleitet. Winckelmanns Kunstgeschichte war ein Hauptwerk zwischen seinen frühesten Studien. Siebenmal hinter einander las er es durch und plante, als der Geschichtsschreiber der griechischen Dichtung und Weisheit seinem Kranz wetteifernd zu nahen. Seine Gedanken über griechisches Altertum schlossen mehrfach an ihn an. Schon 1778 hatte er bei der Casseler Akademie mit einer Preisschrift über ihn sich eingestellt; aber seinem lebhaften Gedankenreichtum war die trockene Schulgelehrsamkeit des Freundes Heyne aus Göttingen vorgezogen. Neben Lessing hatte dem jungen Herder Winckelmann gestanden. Mit jenem trat ihm auch dieser wieder in die Seele. Als dritter — minder wichtig — kam in dem Merkuraufsatz Sulzer hinzu. Die Männer, zu denen er sich als der jüngere Mitkämpfer gefühlt, waren nun hingesunken. Er empfand es, da er ihren Nachruf schrieb. Er mochte in sich

versenkt sagen: ich bin allein. Vor allen anderen Arbeiten war dieser Aufsatz ein Abschließen und ein Rückschauen.

3.

Neue Schriften der Weimarer Zeit.

Endlich kam er zu einem wirklich neuen Werk, einem Werk, das recht Ausdruck seines gegenwärtigen Zustandes war, den „Briefen das Studium der Theologie betreffend“ (4 Teile, Weimar 1780, 81). Aus dem Bedürfnis seiner Thätigkeit ging es hervor und hielt sich also recht in seinem Kreis. Aber liest man als Herders Seelenfreund, der seinem Werden gefolgt, die Gedanken, so spürt man, wie er still gewachsen in dieser Zeit, — die fortschreitende Reife der Jahre. Es sind dieselben religiösen Gedanken noch, aber weiter und freier gefaßt, und an vielen Stellen kommt es durch wie ein starker Zug zur unbefangenen Erforschung der Wirklichkeit.

Das ist seine alte Forderung, daß er die Bücher menschlich lesen lehrt. Man soll sie verstehen aus dem Geist des Verfassers, der Nationaldenkart, der Zeit. Man soll kritische Ausgaben der Bücher Alten und Neuen Testaments schaffen. In diesem Geiste tritt er selbst an die Bücher heran und stellt sie für die wissenschaftliche Arbeit zurecht.

Aber indem er die jungen Kandidaten einführt in die Vorfragen der menschlichen Erkenntnis des Christentums, kommen ihm gleich seine religiösen Uranschauungen wieder. Das Christentum ist eine erlebte Geschichte, lehrt er sie. Das ist seine Macht. Erlebt von den Jüngern und von ihnen mit dieser Glaubenskraft verkündet, weil es ihr Erlebnis war. Und so soll auch in uns das Christentum nicht toter Lehrbegriff und trockene Dogmatik sein, sondern Leben werden, That und Geschichte. Dann ist der Glaube über alle Zweifel

weg, denn Thatsachen unterliegen nicht der Kritik des Verstandes.

Und in diesem lebendigen Vertrauen, daß Gottes Liebe, in Jesu erschienen, die bewegende Kraft der Menschheit sei und immer mehr werden soll, weitet Herder Herz und Gedanken seiner Hörer. Man soll die Stimme Gottes vernehmen in aller Welt. Wo die Kraft des Guten spricht, da ist er. Er hat sich in der Bibel nicht allein bezeugt. Er redete aus mißachteten Ketzern sogar. Rousseau und Shaftesbury treten für Herder unbefangen hinzu. Die Dichter sind lebendige Zeugen. Die Natur und die Geschichte sind Gottes Wort an die Menschen.

Er weilt mit seinem Blick bei den Gesetzen der Welt und der Natur, in denen die wunderbaren Zusammenhänge der Dinge sich erhellen. Er geht weiter zu der moralischen Welt, in der große Naturgesetze gleichfalls zu ahnen sind. Wie das Böse, der Frevel der Übertretung stets im natürlichen Fortgang der Dinge die Vergeltung nach sich zieht, — die Gerechtigkeit und das Walten Gottes mit der Menschheit, das erweist sich in der Geschichte. In wechselnden Jahreszeiten schwankt die Erde. Nichts bleibt auf ihr und besteht. Alles wandelt sich und vergeht. So ist auch dem Kinde der Erde, dem Menschen, nicht die Vollkommenheit und ewige Wahrheit gegeben. Im Anfang ist er. Auf Kindertugenden des Glaubens und des Gehorsams ist er gewiesen. Irrend und schwankend strebt er zum Licht. Aber nichts in der Natur geht zu grunde, aus dem Tode sprießt neues Leben. Das kündet uns von dem Gesetz im Reich der geistigen Kräfte Gottes. Ist in uns seine geistige Kraft noch verhüllt in sterblichem Gefäß, sie zieht uns hinauf; sie wird weiterwachsen, wenn der irdische Leib zerfallen, der Vollkommenheit zu und dem Licht.

So öffnet er nun, in den Stunden der Arbeit, still und

reif geworden, die fromme Seele. Die Welt will er fassen in seinem Gemüt. Die Welt soll ihm künden von ihm, bei dem er seine Ruhe fand. Nicht mehr in den Wolken flackernd wie der grelle Blitz zuckt der religiöse Gedanke. Er trägt ihn in sich, mit sich überallhin, und was er nun ergreift von den Wissenschaften der Natur, von den Erforschungen der Menschenwelt, es wird ihm Gottes voll. Und es zieht ihn, da er dem Bedürfnis, sich selbst zu finden, in der Bückeburger Einsamkeit genügt, nun mit den gereifteren, mit den eigeneren Anschauungen in die Welt hinaus, die Wirklichkeit aus seinem neuen Geiste zu erleuchten. So zeigt er den Seelen, an die er sich wendet, in Natur und geistig-sittlicher Welt im Lichte Gottes das Leben und giebt ihnen mit den Kenntnissen, die für eine freie Auffassung des Predigerberufs von nöten sind, was den Kenntnissen erst Wert und Weihe giebt, die würdige, große Gesinnung, aus der eine wahrhaft religiöse Anschauung der Welt sich lösen kann.

Aber noch mehr Herder ist das andere große Werk dieser Zeit, das Buch „Vom Geist der Ebräischen Poesie“. (1782. 83.) Frau Karoline weiß zu erzählen von der stillen seligen Versenkung, mit der er an ihm geschrieben hat. War doch auch alles beisammen, was ihm die Arbeit ans Herz legen mochte. Er genoß seine Fähigkeit des großen historischen Blicks. Er empfand sich in einer Poesie, die seinem Herzen, seinem ganzen Wesen anlag wie ein eigenes Werk. Er deutete die Urzeit der Welt, den Urquell und Kern aller göttlichen Weisheit, die göttliche Offenbarung in menschlichem Geisteswerk. Was ging ihm nicht alles in diesen seligen Stunden auf! Ein überaus merkwürdiges Stück der Seelengeschichte der Menschheit. Das Stück, in dem nach seinem Gefühl der Sinn der Welt den Menschen erschlossen ward. Die heilige Stimme

Gottes als Aufschluß aller Weisheit für den Menschen, den Menschen erleuchtend über seine Stellung in der Welt. Alles, aber auch alles, was er in einer Arbeit bedurfte, um recht in in seinem Element zu sein, das fand er hier. Ein begrenztes Gebiet hob sich menschheitsbedeutend, ja weltbedeutend heraus. Aus seinem Gefühl belebte es sich als lebendige Seele, und in dieser Seele bewegte sich an Gedanken über die Natur, über die Geschichte, über die Welt alles, was ihn selbst bewegte. An fremdem Leben das eigene fühlen, das war seine eigenste Kraft. Mit all seinen voll entfalteten Fähigkeiten ruhte sein Geist in dieser großen Arbeit des Schauens und Auseinanderlegens. Man könnte Herders Geistesart beschreiben: er war Dichter in all seinem Thun, dem nur das letzte Loslösen von allem fremden Stoff, die letzte Konzentration fehlte, um in eigenem Gedicht sein ganzes Leben herauszuschaffen. Seine besten Schriften treten hervor wie Entwürfe, wie das zurecht empfundene Material für eigene Gedichte. Und so zumeist die Abhandlungen des Buchs „vom Geist der Ebräischen Poesie". Es hob ihn in den seligen Stunden versenkter Einsamkeit in eine Welt, die ganz die Welt seines Gemütes war. Die Dichtung, die er erklärte, war ganz sein eigen Leben geworden. Die Erklärung kam aus ihm wie der Entwurf eines eigenen Gedichts.

Dies Gefühl der Vollendung und des Webens recht im Eigenen teilt allen einzelnen Erörterungen einen wohligen Zug von Sicherheit mit. Man empfindet unmittelbar, daß alles zu einander gehört, daß alles zusammengehalten wird in der Einheit eines schöpferisch nachschaffenden Gemüts. So erleben wirs, wie aus den Urbestandteilen vor uns das eigentümliche Phänomen hebräischer Dichtung entsteht. In der hebräischen Sprache schon sind dichterische Elemente. Die

ältesten Ideen, die kosmologischen Uranschauungen kommen hinzu. Wir versuchen mit Herder, die Wandlungen der Dichtung in ihren verschiedenen Arten und in der Folge der Zeiten zu verstehen. Aber all die Einzelerkenntnisse der Geschichte, all das Ausdeuten der dichterischen Entwicklung erhält seinen Wert erst in der großen Grundanschauung, die mit dem Seher uns beseligt. Diese Dichtung erfüllte die Welt mit Gott. Die ganze Welt ward Gottes Zeugnis und Offenbarung. So lehrte sie Einheit finden. Sie machte die Welt in ihm zu einem Zusammenhang der Schönheit, Weisheit und Güte. Der Haushalt Gottes ist in ihr erschlossen. Da geschieht alles in jedem Moment mit ewiger Voraussicht für das Ganze. Da ist alles in ihm ein großer Zusammenhang der Liebe, Kraft und Wirkung. So sind die Dichtungen selbst, z. B. ein Lieblingswerk Herders, das Buch Hiob. Es ist belebt für den Sinn, es legt die Natur aus für das Herz, es hat einen Plan für den Verstand nach dem Vorbild der Schöpfung. Und so strömt diese Poesie in unser Herz, wie der Sinn der Welt in ihr erscheint, ein Gefühl der Ordnung, der Weisheit, der Schönheit und Güte. Göttlich ward des Menschen Gemüt, da es die Göttlichkeit der Welt erfaßte. Diese Dichtung stellte unter Gottes Hauch den ewigen Sinn der Menschheit heraus.

Wie hat seine ganze Entwicklung Herder gelohnt, da gerade ihm so in eigenem Leben dies Stückchen Menschheitsgeschichte sich enthüllt! Im bewegenden Gefühle des Dankes schrieb er die Arbeit hin, an der alles in ihm harmonisch vereinigt wirkte.

Aber eine eigentümliche und gefährliche Wendung vollzog sich gerade an diesem Werk, in dieser Arbeit der Reife und Vollendung. Hier lehrte er, wie die Dichtung den Sinn der Menschheit entdeckt und gefördert. Die Gefahr lag nahe,

den Wert der Poesie in diesem ihrem moralischen Wert zu sehen. Schon begegnet in der That das Wort: der Mensch lernte an dieser Dichtung Weisheit, Ordnung und Schönheit. „Welche Lehre und Poesie der Erde hiezu beigetragen hat, hat die nützlichsten Dinge bewirket.“ Es wird ein Verdienst der Dichtung, daß sie so moralisch wohlthätig wirkt. Hier droht der Erklärer, für der Dichtung Wesen und Aufgabe zu halten, was sie ihm bedeutet. Er empfindet in ihr die Ideale, die er als Ausdruck seines Wollens den Menschen zu übermitteln hat. Er macht sie zur Künderin seiner Ideale, er mißt ihren Wert danach, ob sie diesen seinen Idealen entspricht, d. h. er beginnt sie nach moralisierenden Rücksichten zu werten. Diese Gefahr lauert vor seiner Thür.

Bedenkt man es recht, so ist eigentlich diese Wendung am meisten ein Symptom der Isolierung Herders, am meisten ein Ausdruck der gefährlichen Art, für das isolierte Selbst die Welt zurecht zu legen. Der Grad der Freiheit in Bildung und Urteil zeigt sich am meisten in der Stellung des Menschen zur Kunst. Es ist belehrend, daß — bei aller Weite und allem Reichtum rechtfertigt sich das Wort — daß die Willkür und Beschränktheit Herders in diesem Gebiet an theologischen oder halbtheologischen Arbeiten zuerst sich verrät, von einem Beisatz theologischer Verbildung zeugt. Aber der Grund der Irrung liegt tiefer in Herders Art. Seine Anlage selbst isolierte ihn. Sein Leben wollte sich darstellen in Kunst oder in lebendiger That und blieb doch immer im Gedanken hängen. Aber der Gedanke trat nun mit dem Anspruch auf, das Leben selbst zu sein. So neigte er denn dazu, das Recht der Lebensgebiete in sich selbst nicht anzuerkennen, sie abzuschätzen nach seinem individuellsten Anspruch und Gesichtspunkt. Er verhielt sich zur Kunst wie er sich zu Goethe und zum Herzog in seinem

Urteil verhielt. Nur wenn er hier zu schnell fertig war, so mochte im Fortgang des Lebens das Urteil sich berichtigen, und die Gefahr war auf alle Fälle nicht groß. Drang aber die individuelle Willkür in das Gefüge seiner Weltanschauung selbst hinein, so hieß das nicht weniger, als daß die eigene Lebenskraft der Gedanken zu gunsten unberechtigter Ansprüche gebrochen war, daß ein falscher Ausgangspunkt die Ausbildung zur Wahrheit hintanhielt und folglich dem Wert der Arbeit die Dauer entzog, — daß das Individuum mit seiner zeitlichen Schranke dem Recht der Gedanken sich vorschob, das von Ewigkeit in ihnen begründet ist. Eine für die Zukunft verhängnisvolle Wendung des Herderschen Denkens setzt hier auf der Höhe seines Lebens, in einem seiner vollkommensten Werke ein.

4.

Häusliches Leben.

Als Lehrer der Jugend fühlte sich Herder von je am liebsten. Was jung war, konnte am ehesten so ganz sich der Einwirkung hingeben, wie er es verlangte. Auch jetzt noch, da er ruhiger war in sich selbst, that ihm am wohlsten, empfänglicher Jugend mitzuteilen.

Nun hatte eben jetzt, unerwartet und in der Weimarer Isolierung gern empfangen, ein liebenswürdiger Jünger sich eingestellt. Georg Müller, Student der Theologie, aus Schaffhausen, einundzwanzig Jahre alt, jüngerer Bruder des Historikers Johannes von Müller, machte im Oktober 1780 von Göttingen zu Fuß nach Weimar sich auf, um Herders Rat über seine Studien zu hören. Er hatte in der Schweiz schon an Herders theologischen Schriften sich begeistert und dort das

Gefühl gewonnen, daß er keinem Lehrer lieber seine Seele vertrauen möchte.

Er war ein harmloser Mensch. Seine Zweifel und Bedenken reichten nicht tief, weil er an Eigenart nicht eben hervorstach. Aber er hatte ein gerades, redliches, offenes Gemüt mit einem angeborenen, freilich nicht eben revolutionär durchbrechenden Sinn für das Rechte und die Freiheit. So gehörte er zu denen, die, ohne eigentlich von tiefen Bedürfnissen getrieben zu werden, doch still für sich auf eigenem Wege gehen.

Er brachte dem verehrten Manne eine Seele, die ohne Falsch verriet, was sie von ihm wollte. Sehr einfach, vielleicht ein wenig geradezu gab sie sich seiner Belehrung hin. Verehrung war in dieser Art zu hören, ohne daß sie von dem redlichen Menschen ausdrücklich betont ward. Aber gerade solch ein Verkehr that Herder wohl. Die besten Fähigkeiten des Lehrers kamen ins Spiel, wo es nur die großen, einfachen Grundzüge der Anschauungen zu lehren gab. Da keine Eigenart zu überwinden war, blieben die Reibungen aus, durch die er verletzte und selbst aus dem Gleichgewicht kam. Es war überlegenes Mitteilen aus der erlangten Reife heraus ohne Gedanken an sich selber und seine Herrschaft; ein Lehrverhältnis ihm jetzt so gemäß wie vor Jahren das den ganzen Menschen erschütternde zu Goethe. Recht, was ihm vorschwebte in der gegenwärtigen Sphäre seiner Wirkung. Er dachte an Georg Müller bei den späteren Teilen der Briefe über das theologische Studium und bei dem Buche von der hebräischen Poesie.

Die Anhänglichkeit und harmlose Güte des Jünglings gewann ihm die warme Zuneigung des Herrn und der Frau. Er wohnte bei ihnen im Haus. Als er einigermaßen zutraulich sich ein Jahr später wieder zu ihnen lud, nahmen sie ihn gastlich vom September 1781 bis Ende März 1782 bei sich

auf. Auch mit der kleinen Schar stand er gut Freund. Er spielte gern mit ihnen herum. Nur wenn sie schrieen, machte es ihn ganz ratlos. Dann kams heraus, wie sehr solch junges Volk seinen eigenen Willen hat und geltend macht. Der brave gesetzte Schweizer verlangte Respekt für den Erwachsenen, der sich gütig mit ihnen abgab. Sie aber tollten wild dahin und wuchsen ihm über den Kopf.

Anspruchslos, ohne das Gefühl, etwas Besonderes festzuhalten, nur für sich schrieb er auf, was er von Herders Worten behielt, was er im Hause sah. Ein trauliches Bild bürgerlicher Tüchtigkeit und bürgerlichen Glückes tritt uns aus seinen Seiten entgegen.

Man hört, wie Herders Gespräch von Gegenstand zu Gegenstand eilt. Er zeigt dem jungen Freunde seine Bücher und spricht dabei über sie, erzählt auch, wie er sie erworben hat. Er erzählt von seinen eigenen schriftstellerischen Arbeiten. Die Fragmente sind ihm noch immer lieb, er gedenkt, sie einmal neu herauszugeben. Von der Philosophie der Geschichte verspricht er eine erweiterte Ausgabe und deutet geheimnisvoll auf bedrohliche Dinge, die im zweiten Teil stehen würden. Er meinte zweifellos ein Bekenntnis zur radikalen Demokratie und gegen jede Form von Staatskirche. Bei der Riesenarbeit des Jahres 1774 verweilt er überhaupt. Auf Lieblingsbücher weist er den Jüngling hin, Fenelon soll er lesen über geistliche Beredsamkeit, Shaftesburys herrliche Moralists zur Einführung in menschliche Philosophie. Seinen Ärger über die Thüringer Verhältnisse teilt er im überlegenen Ton historischer Belehrung mit. Die sächsischen Fürsten haben sich schon zu Luthers Zeit schändlich aufgeführt. Ja, man streift sogar den Klatsch vom Hof. Dann reißt der gute Georg entsetzte Augen auf und erklärt im Hochgefühl des freien Schweizers,

daß so etwas abominabel sei. Er würde es niemals mitmachen.

Im Hause waltet die Frau. Der Herr hat überaus viel Arbeit auf sich. Doch geht er auch täglich im Wald vor der Stadt spazieren, hier recht in seinem Element und besonders mitteilsam. Abends sitzt man zusammen. Frau Karoline liest die neuen Seiten des Mannes vor, oder Herder teilt aus den geliebten Dichtern mit, oder man singt ein Lied. Das kann der Herr des Hauses nicht entbehren. Er selbst hat seine Frau in seinen Lieblingsliedern unterwiesen. Es ist ein Leben zusammen, wo, wie in all den Häusern umher, die Gedanken und Interessen der Familie die ersten sind, aber reichlich verschönt durch den Gedanken- und Gemütsreichtum des seltenen Manns, — ein rechtes deutsches Bürgerhaus.

So ganz in der Lebenssphäre Herders ward Georg Müller aufgenommen. Sie umfing ihn von allen Seiten mit den tausend Einwirkungen Herderschen Gemüts. Unmerklich betteten auch die Herderschen Grundgedanken sich in die Seele des Jünglings hinein. Traten sie doch zu ihm aus der ganzen weiten und weichen Gefühlswelt, die ihre Voraussetzung war, — die im täglichen Gespräch rückhaltlos mit ihren Ahnungen und Lieblingsempfindungen hervorkam. Herder möchte einmal einen guten Geist sehn, Christus oder Johannes, Moses, Brutus. Christus wolle er nur nach Einem fragen, — er sage niemandem, wonach! „Sonst, setzte er hinzu, stell ich ihn mir als einen simpeln, gemeinen Bauersmann vor, verachtet und unwert." Der Mensch sollte mit guten Wesen höherer Welten Umgang haben, Christus hatte ihn. Luft, Licht, Wärme — diese drei sind Eins, wie der Geist, der Sohn, der Vater. Die sichtbare Schöpfung ist das Modell und Schema der unsichtbaren. Wie eindrucksvoll prägten sich wohl in ein weiches

Gemüt die Gedanken, die mit solchen Ahnungen zusammenhingen. Die Seele des Schülers wurde geweckt, und der unvergleichliche Lehrer fing sie nicht ein, sondern leitete sie nur, ließ sie selber finden und so die Freude des Wachsens aus sich selbst genießen.

Sein Instinkt hatte ihn wohl zum Rechten geführt. Seine Seele kam durch Herder wohl wirklich in die Richtung hinein, in der, wenig eigenartig wie sie war, sie doch noch am meisten auf sich selber ruhte und das Eigene fand. Er wurde ein tüchtiger Lehrer und Professor in der Schweiz. Aber die Verbindung von Seele zu Seele erstreckte sich mit nichten nur auf die Dinge des Geistes. Recht in den Grundverhältnissen des Lebens hingen sie zusammen. Zumal als Georg sich verheiratete, waren für das junge Paar Herders nicht mehr nur die Freunde, die Wohlthäter, sie waren Vater und Mutter. Ihr Rat wurde in allen wichtigen Entscheidungen des Lebens gehört. Im traulichsten Ton der Liebe und des Anteils kam er ihnen zu.

Es wirkte in diesem Verhältnis gleichsam dauernd die Gesamtheit der Herderschen Familienexistenz nach, dasjenige, was für sein Gefühl immer mehr das Wichtigste an seinem Leben ward. Dies Gefühl bildete eben auch recht in diesen ersten Weimarer Jahren zu seiner Kraft sich durch. In seinem Hause war sein Grund und sein Halt. Er empfand das Glück seines Hauses als den Gotteslohn für all seine Arbeit und Müh. Der köstliche Schatz war abermals angewachsen. Im Februar 1778 kam Ludwig Wilhelm Ernst an, bei dem die beiden Herzoginnen in Person Gevatter standen, am 25. August 1779, Herders Geburts- und Verlobungstage, zwischen 10 und 11 Uhr nachts, also fast in Herders Geburtsstunde Karl Emil Adelbert, jener ein wahrer Riese an Gestalt, Kraft und Wille

und dem Vater ähnlicher als die beiden andern, dieser ein sanfter, stiller, heitrer Knabe, still wie der jetzige Himmel zu Tag und Nacht. Im April 1781 rückte endlich auch die erste Tochter ein, die kleine Luise. Welch ein Festmonat war doch jetzt der August! Da war 1774 der älteste gekommen, 1776 der zweite, 1779 der vierte, am 25. war Herders, am 27. Hamanns Geburtstag. Am 18. August 1779, an Augusts Geburtstag, wurde das Buch über die Offenbarung vollendet. Am Geburtstag des Vaters brachten die drei Söhne einen Blumenteller aus Gottfrieds Gärtchen, mit einem Glückwunschblatt, darauf die sieben Sterne der Offenbarung standen, von ihnen den drei Sternen überreicht, und am Abend war der vierte da. „Sie hofft auch zu Gott," setzt er hinzu, „daß es ihr an den drei übrigen nicht mangeln werde." So klangen die Empfindungen und Symbole seiner Arbeit in seinem häuslichen Glücke mit. So sinnig knüpfte sein Weib an seine Schriftstellerthaten das häusliche Fest. Stets war ihm bewußt, daß sein Haus seine Ehre war und sein Leben. So sehr die Welt ihn auseinanderzog, hier versagte ihm die Quelle der Erquickung nicht.

II.

Zeit der Freundschaft mit Goethe.

1783—1787.

All diese Jahre über hatte zu Goethe kein reines, fruchtbringendes Verhältnis sich gebildet noch bilden können. Sie lebten in verschiedenen Sphären, jeder für sich.

Zu seinem Geburtstag nun, dem 28. August 1783, lud Goethe Herders zu sich ein. Er bat den alten Freund, seine sämtlichen Entwürfe über das Weimarer Schulwesen mitzubringen und ihm vorzutragen. Dieser Nachmittag eines herzlichen und harmonischen Verkehrs mochte für Herder sehr reich

an Enthüllungen sein. Denn offenbar hatte Goethe ihn durchaus niemals aus den Augen verloren. Vielmehr kannte er ihn in seines Herzens Kern. Er wußte, daß er litt. Er wußte, daß er sich dann ungerecht verbitterte, und daß ihm nicht zu helfen war. Aber er beklagte es, daß der reiche Geist sich so mit Grämlichkeit versetzte. Es kostete einen gewissen Entschluß, hineinzugreifen in das Gewebe der Herderschen Eigenheiten. Er hatte den Entschluß gefaßt und ging nun bewußt und rückhaltlos vor, Herder aus den äußeren Bedrängnissen herauszuheben und dem ungehinderten Schaffen seiner reichen Seele wieder zu geben, so viel er konnte. Herder fand einen Freund, der innerlich mitlebend ihn vollkommen verstand, zugleich aber in schaffender Eigenart geschlossen als ein eigen Leben sich neben ihm behauptete, — der ihm half, der ihn hielt, der ihn erhob, — das größte Glück, das seiner nachgiebig weichen Seele begegnen konnte.

Wie wunderte er sich nun, daß der alte Schüler der Hofmann gar nicht war, für den er ihn gehalten, nein! daß er in tiefster Seele verwundet litt unter all den Rücksichten, Unwahrheiten und Mißlichkeiten der höfischen Existenz. Aber er litt groß und still. Er polterte es nicht in verstecktem Vertrauen gegen die Freunde heraus, wie Herder that. Er war ja gar nicht der leichtlebig gewissenlose, der selbstischer Laune dienende Mann und Künstler. Die Mauer fiel zusammen, die Herders Augen das Weimarer Leben entzog. Es mochte ihm in Augenblicken aufgehen, daß er in der Isolierung beschränkt und ungerecht gescholten. Er war mit diesem Freunde plötzlich im Zentrum des Weimarer Lebens drin. Und dann konnt er nicht anders als mehr und mehr bewundern, wie Goethe die Last der eigenen Arbeit bezwang. Er war in jedem Augenblick ganz in dem Geschäft, das eben zu erledigen war.

Er setzte dabei den Weg seiner geistigen Entwicklung unter mutigem Angriff immer neuer, immer weiterer, ja fast unendlicher Aufgaben fort. In der fremden Fülle der Geschäfte wie unter dem unendlichen Anspruch des geistigen Selbst von dem Glauben an sein Leben getragen, daß es aus innerer Kraft zum Umfang und der Tiefe des in ihm von Natur gestifteten Berufs sich auswachsen müsse. Dies volle Leben im Augenblick und seiner Pflicht war Herder gänzlich fremd. Ihm war nicht gegeben, in jedem geschlossene Persönlichkeit, in allem Thun so ganz zu sein. Das war wieder die überlegene Goethische Lebenskraft, die zum ersten Mal Bewunderung erzwingend ihn festhielt.

Wenn bisher das Bedürfnis seiner Natur, der erste zu sein, so oft in häßlicher Rauhheit seine Züge entstellt, welch ein Glück, ja welche Wonne, hier anerkennen zu müssen aus voller Seele, hingenommen zu werden in einem Verhältnis der Wesen, in dem er, so voll gewürdigt, wie er nur wünschte, dennoch der gleichen, der überlegenen, der ergänzenden Kraft in dem andern gewiß blieb. Die Notwendigkeit, für sein Gefühl unterwürfige Bewunderung zu erzwingen, hielt ihn in der Enge fest. Die anerkennende Liebe machte ihn frei und weit. Alles blühte empor und nahm noch an dem Besitze des Freundes teil. Kein Gedanke an sich allein störte das reiche Schaffen. Aus dem winkligen Haus war er hinausgeführt und gedieh im Leben. Aus dem Sinnen des einsamen Bücherfreundes und Gelehrten löste sich befreit und entfaltet ein großes Schauen der Natur und der Menschenwelt.

Dem Gleichstrebenden gleichgesellt öffnete er die ruhige und stille Seele. Er brauchte nicht mehr hineinzerren in die Zuckungen des eigenen Werdens. Er war ruhig geworden in sich selbst und teilte gerne mit. So nahm er denn auch gerne

auf, was der Freund, den er anerkannte, gab. Auch hier zog es ihn in die weite, freie Natur. Den Naturwissenschaften im weitesten Sinne war Goethes Denken zugewandt. Er trieb Mineralogie und Geologie, er botanisierte, er war Zoolog und Anatom. Er schulte sich streng, die Erscheinungen zu sehen in ihrem Gehalt und in ihrem Zusammenhang. Die in unbebegrenzter Fülle geschauten Erscheinungen aber wirkten sich zusammen zu einer Gesamtanschauung der Natur. Sie bildet gesetzlich von den unorganischen Stoffen bis in die feinsten Spitzen der Organisation hinein, Eine große Abfolge der Entwicklung, der Mensch als letzte Blüte ihres Bildens die letzte Darstellung ihrer Kraft und ihr Bewußtsein. In dieser reinen Anschauung der gesetzlich bildenden Natur wollte Goethes Erkennen sich bewegen, sein eigenes Schaffen aber wie ein höchster Naturprozeß aus innerlich bildender Gewalt als lebendiges Leben sich von ihm lösen. Dies Denken und Schauen aber weckte manche liebste Ahnung in Herders Geist. Ihr tägliches Gespräch betraf die Anfänge der Wasser-Erde und den Anfang und Fortgang organischer Geschöpfe auf ihr. In reifstem Denken fanden sie sich, wuchsen sie mit einander. Unter dem weiten Horizont des Alls schloß ihre Freundschaft sie zusammen in wachsender Erkenntnis.

So ein Unvergleichliches wars für Herder, auf dem Gipfel des Lebens in freiem Seelenverkehr zusammenzugehen mit einem schöpferischen Freund, den er in Liebe sich gleich empfand. Er sah das Leben umher nun nicht mehr durch die Brille der Mißgunst an. Er sah es, wie es war. Er ärgerte sich nicht mehr über niedrige Züge am Nebenmenschen, die er vorschnell sich angab. Er sah ihn, wie er litt und kämpfte gleich ihm. Er brauchte nicht durch tausend Rücksichten sich nach außen ziehen. Er mochte sich sammeln in seinem geistigen

Beruf. Er durfte nicht mehr im Ärger an Kleinlichkeiten sich selbst verlieren. Da stand der Freund, der lehrte, in jedem Moment zu wissen und zu fühlen, was man in sich ist. Alle Hinderungen seiner geistigen Existenz, was auf ihn gedrückt und ihn im Engen hielt, das trat nun zurück. Und wie von selber faßte das Zerstreute sich zusammen, ging auf in einheitlicher That und als Denkmal der ruhigen und beglückten Jahre entstand Herders größtes, ihn vollendendes Werk, die „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit", das in vier Teilen erschien in den Jahren 1784 bis 1791.

1.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit.

In Herders Gedanken spiegelt sich so oft der Zustand seines Lebens. Als er Georg Müller von der Philosophie der Geschichte erzählte, beherrschte ihn der Ärger seiner gedrückten Existenz und es war ihm ein Gefühl der Erquickung, für alles, was er erlitten, sich zu entschädigen durch radikale Bekenntnisse. Nun war ihm seit der wiedergewonnenen Freundschaft mit Goethe auch in seiner amtlichen Sphäre geborgener und wohler. Der Unwille trat zurück. Seinem Gemüte that er genug in einem befreit anschauenden Blick über die Welt.

Man fühlt es in Wahrheit mit, wie er die Entwürfe nun wieder vornimmt und zu immer weiteren, immer umfassenderen Ideen geführt wird, um sich genug zu thun. Er will von dem Menschen, vom Wesen der Menschheit sprechen, wie es ihm in der Geschichte erscheint. Aber des Menschen seelisches Wesen ist durch sein körperliches mitbedingt. Seinem Körper nach ist er Tier. Er bedurfte der Tiere, um emporzusteigen zu seiner Höhe. Er bedurfte der Luft, die ihm die Pflanzen reinigen. So werden wir zu zoologischen und botanischen

Betrachtungen geführt. Wie wirkt nun das Klima, wie wirkt die Zone erst ein! Die Erdgestalt ist zu erwägen, wenn wir vom Menschen sprechen. Die Einflüsse alle, die das Leben der Erde bedingen, sie sind zu ergründen erst durch einen Blick auf den Zusammenhang des Weltalls. Wir fangen mit dem All unsere Betrachtungen an, und so lautet der erste Satz der „Ideen": „Unsere Erde ist ein Stern unter Sternen."

Eine philosophische Anschauung der Natur wird Voraussetzung der Philosophie der Geschichte. Aber durch alle die vielen Dinge, die wir berühren, gehen gleiche Grundzüge der Betrachtung hindurch. Das Bild der Erde, die unter den Sternen schwebt, wird abgeschlossen mit dem Ausblick tröstlicher Gewißheit, daß ewig wie die Kraft, die Sonnen und Sterne zusammenhält, die Kraft auch sei, die in mir denkt und wirkt. Wo ich sein werde, werde ich bleiben, was ich bin, eine Kraft im Reiche der Kräfte Gottes. Das Leben der Pflanzen wird dem der Menschen verglichen. Die aufsteigende Reihe der Tiere, die wir betrachten, zeigt ein Hinaufstreben seelischer Züge, das wie eine gebrochene Vorbereitung der Menschenseele sich ansieht. Endlich erscheint auf dem Gipfel dieses quellenden, reichen, warmen Anblicks der Natur die herrliche Blüte des Menschen. Aufrecht zum Himmel blickend trinkt er das Licht seines Gottes. In seinem Geiste, der Naturkraft letzter Offenbarung, spiegelt sich die Welt, der er in all ihrer Fülle wesensverwandt ist. In seinen Tugenden soll er erblühen zur Glückseligkeit, dem Gefühl, in voller Entfaltung seines Wesens zu ruhen in der gütigen Natur. Was wir nun hören von den Völkern der Welt, mögen sie dem Urzustand nah dahinleben in gleichmäßiger Beharrung, mögen sie einander folgend in der Geschichte bauen an dem Reiche der Kultur, sie alle erscheinen mit ihren verschiedenen Zügen wie Einzeldar-

stellungen und Schattierungen des einen Ideals der Menschheit, aus dessen Gefühl sich jedes einzelne Bild Herdern herauslöst. Das Herdersche Gefühl der Menschheit atmet aus dem ganzen Buch von den Sätzen über die Welt, über die Erde, über die Reiche der Natur bis in die letzten historischen Deutungen, bis in die moralischen Ideale der philosophischen Kapitel hinein. Die Gedanken allesamt zielen auf die Züge der Menschheit hin, wie Herder sie fühlt. Die Menschheit ist einheitliches seelisches Leben — das ist das Erste. Man muß es verstehen, wie bei jedem Menschen, bei den Völkern, bei den Menschen überhaupt das Leben einer Seele sich in all den verschiedenen Eigenschaften und Äußerungen darstellt. Menschheit ist Genuß des eigenen Wesens in voller Entfaltung aller Kräfte, ist Einigkeit mit der Natur, unter deren Einwirkungen der Mensch an einem jeden Ort zu einer besonderen Art menschlichen Lebens erwacht, ist Friede in sich selbst durch das Beruhen in den menschlichen Tugenden des Rechts und der Wahrheit, ist — ruhig und einig mit der Natur, die uns umhegt und trägt, — Friedlichkeit, Liebe, Milde, und in alle dem das Glück. So ist das Weltall für eine unendlich reiche Entfaltung der Menschheitsseele in all den verschiedenen Zonen und Klimaten gestaltet. So spricht's wie beginnende Vorbereitung der Menschheitszüge schon aus der belebten Schöpfung der Pflanzen und Tiere. So ist alle Welt, bezogen auf den Menschen, um so mehr uns verständlich, je mehr wir des Menschen Wesen und Art in immer neuen Erscheinungen erforschen und lieben.

Welch eine wundersame Erfüllung des Herderschen Jugendideals! Die Menschheit war in all seiner Predigt das letzte Wort. Aber das war nicht mehr als ein ungefährer Ausdruck seines Gefühls. Das deutete nur auf jene Eigenschaften gemeinnütziger Wirksamkeit, friedlicher Gesinnung, innerer Frei-

heit, die er als die menschenwürdigen empfand. Nun trägt das ganze Weltall seinen Sinn der Menschheit. Nun sind in allen Erscheinungen der Welt, sich zusammenordnend, hinaufstrebend, die Züge erschienen, in denen er Menschheit empfindet. Der ganze Zusammenhang der Natur und der Menschen belebt sich ihm als Verwirklichung seiner Menschheit. Es hat sich in diesem Kreise alles zusammengefaßt, was er je gedacht, erforscht und geschaut. Es hat, da es in diesem Kreise Zusammenhang und Leben fand, sich beruhigt: der Drang, Leben zu schaffen, zuckt nicht mehr hindurch. Herder empfindet diese Welt, die er giebt, als den Umfang all dessen, was in seinem Geiste lebendig geworden, und zugleich als erfüllt von der Sehnsucht seines Gemüts, das, umhegt von einer Sphäre, die eben ihm gemäß ist, in vollem Selbstgenuß der entfalteten seelischen Kräfte auszuruhen verlangt.

So wirkt Herders Seele in diesem wunderbaren Werk. Es nimmt in sich auf, was in ihm gewachsen von frühester Zeit. Es erfüllt ihm in der Art seines Lebens die ungewisse und dämmernde Ahnung der Jugend. Vereint ist all sein Können und all seine Sehnsucht zugleich. Bedürfnisse des Gemütes, die stille Sehnsucht seines Lebens, sprechen überall mit, in dem Stimmungsbegriff der Menschheit ausgedrückt. Daraus lösen sich, wie in sich lebendig, die Seele der Welt, die Seelen der Pflanzen, der Tiere, der Menschheit, dann in immer steigender Feinheit die Seelen der Völker und der Zeiten. In dem Werk der Erkenntnis schafft er sich das eigentümliche Leben, das er einst unter den Menschen geträumt. Aber in seinem Bild der Erziehung der Welt hatte seine Selbsterziehung sich gespiegelt; die ideale Menschheit war der ideale Herder. Ganz so ist es jetzt in dem Werk der Erkenntnis. Wenn er aus seiner eigentümlichen Lebensstimmung die

aus sich lebendigen Bilder löst, so heißt das, daß er sein Leben empfindet in dem Leben der Seelen, die er schildert und darstellt. Er projiziert sich selbst in den fremden Zustand — so geht er ihm lebendig auf. In fremdem das eigene Leben fühlen — das ist seine eigentümliche Gabe. Und so ist in all dieser Fülle und diesem weit ausgebreiteten Reichtum doch das Verhältnis des Mannes zu seinem Gegenstand nicht anders als in Herders Verhältnis zum einfachen Lied. Er fühlt sein Leben in den eigentümlichen Ton des fremden Lebens hinein, es löst sich ihm in seiner Eigenart aus dem eigenen Lebensgefühl, geht ihm in seiner Besonderheit auf und tönt ihm gleichsam im Zusammenwirken seiner Elemente wie das durchempfundene Material eines aus dem eigenen Leben wachsenden Gedichts.

So aus dem Grunde des Lebens, seine Beschäftigungen alle in Eins fassend, sein ganzes Wesen ausdrückend, erwächst dieses reiche und große Werk. Hörte er ein Lied, so ging ihm der Zustand einer Seele auf. Diese Urfähigkeit hat mächtig sich ausgebreitet. Die Seelenzustände der Menschheit überall auf Erden und in der Geschichte enthüllen sich ihm. Aber er sieht auch den Einfluß der Natur im menschlichen Leben, und noch weiter zieht sich der Kreis: die Seele der Welt und der Reiche der Natur bereitet seine Menschenseele vor. Er aber empfindet alles ganz wie ein Gedicht. Es ist, als habe er bisher noch Krücken gebraucht. Nun ist er gereift und erstarkt. Er lehnt seine Gedanken nicht mehr an die Deutung litterarischer Dokumente an. Er wird nicht mehr durch die Bücher der Offenbarung angeregt. Er ist er selbst allein. In freiem Fluß gehen seine Gedanken über die Welt hinaus. Muß man doch fast sagen: er hört die Melodie der Welt. Ihre Seele erscheint ihm wie sonst die Seele des Liedes. Seine

eigene Seele spricht sich aus als die Seele der Welt, der Natur und der Menschheit. Das ist die Reife Herders, daß die Welt selber seinem Gefühl lebendig wird wie sonst das Lied oder das einzelne Dokument.

Wir durchwandern schnell die Bücher dieses Werkes, das unseren Herder vollendet und zur Reife bringt. Wir dürfen nicht irre werden in dem dichtverschlungenen Geäst metaphysischer Begriffe. Denn wenn wir da hören, daß Eine Gotteskraft in organischen Kräften sich in allem offenbart, in jedem Dinge ganz, in jedem auf seine Art, — uns heißt das nichts, als daß eine Gesinnung Herders alle Betrachtungen zu einheitlichem Geiste durchempfindet. Herders Gott — das ist Herders Seele lebendig in seinem Werk. Eine Gesinnung durchdringt uud umfaßt das alles. Die metaphysischen Begriffe drücken nur den Anteil des Lebensgefühls an den Gedanken aus. Darum begreift man es leicht, wenn Herder um die Bindeglieder der verschiedenen Gebiete so wenig verlegen ist, wenn er seine Ahnungen harmlos wie Erkenntnisse ausspricht, wenn die theoretischen Grundbegriffe in ihrer Bedeutung schillern und schwanken und überhaupt zurücktreten. Wir unterscheiden das ursprünglich Lebendige von dem Hinzugethanen späterer Entwicklung. Ursprünglich ist die Empfindung des einheitlichen Lebens in den Gebilden der Natur, vor allem jedoch des Völkerdaseins und der Geschichte. Hinzugethan sind die theoretischen Begriffe, die das Verfahren beschreiben und die Grundgedanken übermitteln sollen.

Wie seine Natur vor ihm sich aufthut, in ihren Kräften sich entfaltet und im wahrsten Sinne sich erwärmt und vergeistigt! Fünf Bücher braucht er, um zu sagen, was die Natur ihn für die Menschheit lehrt. Nicht nur aus den Weltgesetzen schließt er auf die ewige Kraft im Menschengeist. Der Zusam-

menhang der Gestirne begeistert ihn im Anschauen der Harmonie der Welt Gottes, in der wir beschlossen sind. Die Revolutionen der Erde bereiten auf eine wandlungsreiche Geschichte des Erdgeschlechtes vor. Nachdem er die Bedeutung der Pflanzen und der Tiere für den Menschen dargethan, dringt er dem Kern seiner Gedanken näher mit der Betrachtung des inneren Aufbaus der Welt der Tiere. Hier setzt er, um vorwärts zu kommen, unbedenklich ein paar Hilfsbegriffe ein, die metaphysisch sind, ohne daß ers weiß. In Bildung bestimmter Formen und Gestalten erweist sich die organische Gotteskraft schon an den leblosen Stoffen. Die bildende Kraft arbeitet nun immer feinere Formen und Geschöpfe heraus in dem Medium der Lebenswärme. Licht, Äther, Lebenswärme — ohne Zögern spricht er die Lieblingsahnung aus — diese drei sind eins, sind das Organ der schaffenden Gottheit, und ihnen verwandt, die letzte Hinaufläuterung des Feuerstroms, ist die eigentümliche Kraft, die im Menschen empfindet und denkt. Da ordnet sich nun sogleich in Herders zusammenschauendem Geiste die unendliche Anzahl der Lebewesen zu einer Stufenleiter der Geschöpfe, jedes in seiner körperlich-geistigen Organisation eine Stufe in dem unendlichen Reich der in dem Einen Medium der Lebenswärme bildenden Einen Gotteskraft. Auf der Höhe der irdischen Organisation erscheint der Mensch. Sein seelisches Wesen, wie es schon früher in der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden" geschildert war, schließt nun in einem noch weit reicheren und glänzenderen Bilde den ganzen Unterbau der Welt und der Geschöpfe ab. Aber dem Seher genügt nicht, den Menschen gegründet zu haben in allen Zusammenhängen der Erde. Es ist doch die Seele, der Geist im Menschen, der auf Erden nie den vollen Frieden findet. Er will hinauf. Das Reich der höheren Wesen gilt Herder so gewiß wie die

sichtbare Welt. Die Ahnung, die er auch Georg Müller vertraut: der Mensch sollte mit guten Wesen höherer Welten Umgang haben, sie bekommt Anteil an dem Werk, das Herders ganze Seele aussprechen soll. Unsere Brüder der höheren Stufe erziehen an uns vielleicht unsichtbar ihres Glückes Teilnehmer. Da bietet sich nun der Begriff der in ihrem Medium stufenweis hinaufbildenden Gotteskraft trefflich zur Vermittelung an. Bei dem Menschen steht die Stufenleiter nicht still. Wenn unser Leib zerbricht, zieht uns die Gotteskraft in unser neues Leben sanft hinüber.

Alle Wünsche der theologischen Briefe, alle Naturempfindungen des Buchs von der hebräischen Poesie — sie finden sich in Herders eigenem Bilde der Natur erfüllt und anerkannt. Wenn er die Wirklichkeit in ihrem Reichtum deutet, wenn er der Ahnung des höheren Jenseits harmlos sich hingiebt, immer empfindet er an jedem Punkt ein ganzes, in sich zusammenhängendes Leben, getragen von einem Gott, der gütig und reich die Wesen alle erblühen läßt. Er findet die Welt, wie er sie zu finden verlangt. Aber es kommt, da er die weite und freie Seele öffnet, durch das natürliche Schwergewicht, daß die Erscheinungen der Wirklichkeit weit mehr seine Kraft verlangen als seinen Ahnungen den ungehemmten Flug erlauben. Reif geworden wird er in die große Arbeit der Erkenntnis hineingezogen.

Mit dem zweiten Teil nähert er sich dem Leben der Völker. Auch hier drängt neben dem großen und reichen Können manch willkürlicher Ansatz sich ein. Zuerst ein ganzes Buch anthropologischer Beschreibungen so glänzend und lebendig, wie man je eins las. Hier ist Herder ganz in seinem Element. Wie dem Klima und dem Charakter des Landes die Lebensweise der Völker sich anschmiegt, das kommt so leicht und

überzeugend heraus, wie einzig schildert, wer alle die Züge der fremden Existenz in einheitlichem Leben zusammengehörig empfindet. Es hat weniger zu sagen, wenn er die Grundgedanken dieser Betrachtung im folgenden Buche zusammenhängend darstellt. Aber wieder ganz in dem Seinigen webt er im achten Buch. Da zeigt er an einzelnen Beispielen, wie die Menschheitsseele sich wandelt nach Klima und Gegend. Die Sinne und Einbildungskraft, der praktische Verstand, Empfindungen und Triebe — alle wandeln sie sich. Überall weckte die Natur den Menschen zu eigentümlichem, ihr angepaßten Leben und gab ihm die Möglichkeit und den Beruf des Glücks. Herder schwelgt darin, all die mannigfaltigen Züge eines Völkerdaseins in ihrer Lebenseinheit aufzuweisen, und kann nicht anders denken, als daß dem Volke selber wohl ist in der frei entfalteten Eigenart, da er selbst so wohlig in der Beschauung ruht. An neuen Bildern sich zu laben bleibt sein Bedürfnis. Nur eilig erledigt er, weil ers für seine Pflicht hält, einige theoretische Begriffe der eigentlichen Philosophie der Geschichte. Da nimmt er einfach nur ein paar Grundgedanken seiner früheren Arbeiten auf. Er hat dargelegt, wie in der Sprache alle geistige Arbeit des Menschengeschlechts sich ausdrückt, wie mit der Sprache das Band der Tradition um die ganze Menschheit geschlungen wird. Zudem, wenn er nun Wissenschaften und Künste, alle geistige Kultur als Tradition betrachten lehrt, mahnt er zur Erforschung jedes einzelnen Falls und warnt vor schnellem Zurechtlegen nach unsern Begriffen. So tritt denn die Sprache wiederum als das Mittel zu aller Bildung auf. Indem sie die Merkmale heraushebt und aussondert für den Verstand, giebt sie ihm die Beherrschung der Dinge in Wissenschaften und Künsten. So entstehen die Traditionen aller geistigen Kultur, so erben Wissenschaften und

Künste, Regierungen und Religionen sich fort. Dieser Hinweis genügt ihm. Die Frage steigt ihm gar nicht auf, was bedeuten im Ganzen menschlicher Kulturentwicklung die einzelnen Gebilde, wie vollzieht sich in ihnen die Entwicklung des Menschen zur Freiheit, oder was wir immer als den leitenden Gedanken der Betrachtung nehmen. Wahrhaft wichtig ist ihm, das Bild zu schauen und hinzustellen. Im übrigen läßt er sich ohne schärfere Selbstkritik in seinen persönlichsten Meinungen gehen. Ihm passen Krieg und Staat nicht in sein friedliches Gefühl der Natur und der Menschheit. So stößt er sie mit eigenwilligem Abscheu aus. Sie sind nicht Wirkungen der Natur wie die geistigen Gebilde der friedlichen Menschheit, sie sind willkürliche Schöpfungen des verderbten Menschen. Dieser Gegensatz freilich hat keinen Sinn. Was kümmert es ihn! Und was bedeuten Krieg und Staat in der Geschichte der Menschheit? Die Frage kommt ihm nicht. Es macht ihm ja gar nichts aus, daß er endlich selbst seine Grundbegriffe in klaffende Widersprüche auseinanderbricht. Die Tradition heißt jetzt das Weitergeben der Bildung vom Vater zum Sohn, jetzt das stagnierende Beharren in der leblosen Form der Kultur, jetzt die göttliche Kraft der Weiterentwicklung des Menschengeschlechts. Ja, der Ur- und Zentralbegriff der Humanität! Hier will er das Glück des Menschen sagen, der in dem natürlichen Zustand seiner Organisation und Ausbildung ruht und sich genießt. Dort ganz im Gegenteil bezeichnet er ein fernes Ziel der ganzen Menschheit, den höchsten Zustand der Vernunft und Güte, dem wir in ewigem Kämpfen und Schwanken uns nähern sollen. Für Herders Empfindung ist es dasselbe: dort ein in sich lebendiges Leben, hier ein in sich lebendiges Leben, dort das Ausruhen in voller Entfaltung der gegebenen Kräfte, hier das Aufblühen in voller Entfaltung der in uns angelegten

Macht. Beides ist Menschheit, wie er sie fühlt. Beides beglückt ihn, wenn er es mitempfindet. Und beglückt hat ihn einst seine Schwärmerei in der ältesten Urkunde des Menschengeschlechts. Er kann nicht widerstehen, sie abermals als den Anfang der Menschengeschichte hinzunehmen. Er scheut selbst vor der Lehre nicht zurück, daß göttliche Wesen im Paradies dem Menschen die Sprache gelehrt. Daß auch diese Annahme widersinnig und von ihm selbst vor vierzehn Jahren in seiner Preisschrift glänzend widerlegt ist, daß mit solch unbeglaubigtem Ansatz die Gefahr der Geistesenge und theologischen Knechtung über der ganzen wissenschaftlichen Arbeit liegt, es macht ihm wiederum nichts aus. Ihn bindet die biblische Urkunde nicht. Ihm quillt, verschmolzen mit seinem Forschen, ein volles Bild der entstehenden Natur und der frühesten Menschheit daraus entgegen, kein aufgedrungenes, sein eigenes Bild. Und so thut sie seinem Bedürfnis genug, so nimmt er sie des mitempfundenen Bildes wegen hin.

Der zweite Teil zeigt in seinen Beschreibungen die ganze Größe des Mitempfinders und Schilderers des Lebens, in seinen theoretischen Auseinandersetzungen die Schwäche und Halbheit des Philosophen. Er ist ein Durchgangspunkt zu den historischen Büchern der folgenden Teile, in denen nun das ganze Können Herders voll entfaltet wird.

Diese weiteren Bücher, der dritte und vierte Teil, sind gewiß einer der größten Versuche, das Leben der Völker zu schildern. Es ist eine harmlose Mahnung Herders, die hier sich wiederholt, daß man kein Lieblingsvolk haben, vielmehr jedes nach Ort, Zeit und Stammescharakter schildern solle. Die Mahnung bedeutet nichts für den, der in sich nicht wie Herder die Gabe besitzt, die einzelnen eigentümlichen Momente zusammenzuschauen. Diese seine Gabe schaltet in den Bildern mit freiem

Behagen. Sie kümmert sich kaum um die früheren theoretischen Auseinandersetzungen Herders. Allerdings bemüht sie sich, aus dem Zusammenwirken von Klima und Stammescharakter, wie er zuvor gefordert, die Grundzüge einer Volkskultur zu erklären. Allerdings weist sie den Charakter auf an der Sprache, den Wissenschaften und Künsten, der Religion eines Volks. Aber die Abneigung gegen Krieg und Staat tritt in der Schilderung oft ganz zurück. Zu unmittelbar geht dem großen historischen Seher auf, wie das Staatswesen eines Volks der eigentümlichste Ausdruck seines Lebens und Charakters ist. Wie jeder Künstler hängt er von dem Glück der Stunde ab. Das Glück der Stunde bedeutet hier die Fülle und Reife des Materials, das über jedes Volk ihm zu Gebote steht. Sind die Nachrichten spärlich, so wird seine Kost ein wenig schmal. Wo aber das Material über eine Reihenfolge von Epochen unterrichtet und jede Epoche durch eine größere Anzahl von Erscheinungen Gestalt gewinnt, da gliedert das Viele sich zu einem lebendigen Leibe zusammen, der zu atmen und selbständig sich zu bewegen scheint. So ist es vor allem in der Geschichte Griechenlands, im dreizehnten Buch. Wie aus frühesten Erlebnissen der Stämme die erste Kultur entsteht, alle späteren Entwicklungen noch eingeschlossen in Einem Keim mythischen Glaubens und beginnender Kunst, wie im Wetteifer der griechischen Völkchen mit dem Fortgange der nationalen Existenz immer neue Bildungen sich entfalten, das erfahren wir von der Urzeit bis zum Untergang der griechischen Freiheit. Die Erscheinungen jeder Zeit schließen sich zusammen zum Organismus der Kultur, die einander folgenden Zeiten erscheinen ihrem Kulturgehalt nach wie Erlebnisse der Einen griechischen Seele, wie fortschreitende Umformungen der Urkultur. Es ist im wahrsten und strengsten Sinne des Worts eine Entwicklungsgeschichte des griechischen

Geistes. Hier hat Herders Gabe am reichsten sich bewährt, im fremden Leben das eigene zu fühlen. Das fremde Leben ist durchempfunden bis in die feinsten Verästelungen hinein. Aus dieser Durchempfindung endlich teilt sich den Büchern allen eine besondere Stimmung zu, mit der das Ganze erst völlig ein Ausdruck Herderschen Lebens wird. Denn am wohlsten ist seinem Herzen doch unter den friedlich thätigen Völkern, in denen wahre Menschheit sich entfaltet. So ruhen für sein Gefühl die großen ostasiatischen Reiche, China, Japan, Tibet, Hindostan u. s. f., in toter Beharrung der Tradition. Aber in ängstlichem, kriegerischem Taumel stürzen die westasiatischen Völker vorbei. So quillt in Griechenland ein unermeßliches, beglückendes Leben, wenn in der eisernen Strenge der römischen Weltherrschaft das Einzelglück der Völker erkaltet und stirbt. Dieses einheitliche Gefühl für die Menschheit feiert seine höchste Offenbarung, zeigt seine ganze Kraft im vierten Teil. Er wird aus diesem Gefühl in seiner Gesamtheit ein künstlerisch geschlossenes, einheitliches Werk. Alle Kräfte des Herderschen Denkens, Schauens und Wissens wirken vereint. Alle Einzeldarlegungen sinken zu Momenten im Sinne des Ganzen herab. Dieser Sinn des Ganzen ist die neuere europäische Menschheit, die, in einheitlicher Kultur des Fleißes und der Betriebsamkeit zusammengehalten, die reine Humanität zu verwirklichen berufen ist. Die Entstehung dieser neueuropäischen Kultur bildet den einheitlichen Grundgedanken der weitverzweigten Betrachtung. Einfach und sicher setzen die Farben gegeneinander ab. Es kommt zunächst ein neues Glanzstück anthropologischer Beschreibungskunst in der Charakteristik der nordischen Völker. Dann die reine Predigt der Humanität in Jesu Lehre. Die Religion Jesu wird schon im oströmischen Reich zu einer Religion an Christus verdorben, in der Staatskirche entstellt und

veruntreut. Durch Verbindung des kriegerischen Geistes der nordischen Völker mit der Staatskirche entstehen die Mächte des Mittelalters, Feudalismus und Hierarchie, in deren Bann und Öde das Leben der Völker erstarrt. Man fühlt es wahrhaft mit Herder, wie in der Zusammenballung dieser finsteren Mächte die Nacht über den Völkern dunkler und dunkler wird. Da brechen die Araber das grauenhafte Schweigen, bringen freie geistige Kultur, regen geistiges Bestreben in den Landessprachen an, und in allen Gebieten sprießt neue Thätigkeit. Die europäische Menschheit entsteht in dieser Befreiung, in der friedliches Schaffen, Wetteifer der Wissenschaften und Künste, freie menschliche Bildung sich weiter entwickeln soll zum idealen Zustand der Vernunft.

Man sieht die wenigen großen Motive, die Empfindung dieses idealen Zustands menschlichen Glückes, die unmittelbare Fähigkeit, die Einzelerscheinungen einer fremden Existenz zusammenzuschauen in der Einheit des in ihnen treibenden eigentümlichen Lebens, überhaupt die Herdersche Eigenheit, Kulturäußerungen als nationale Lebensgebilde zu verstehen und zu deuten. Aus ihnen erwachsen diese reichen und bunten Bilder, durch sie wird die Menge des Stoffs für Herder lebendig. Lebendig wachsen in dem ersehnten Zustand des Glücks ist sein eigen Bedürfen. Er empfindet sich in den Bildern, die ihm kommen, wie in einem Ausdruck des eigenen Lebens.

Nun ist es wahrhaftig wunderbar, wie in diesem Werk alle Entwickelung des Herderschen Geistes sich zusammenfaßt und all sein Bedürfen Genüge findet. Die Arbeit des erwachenden Geistes war gerichtet, die Seelengeschichte der Menschheit aus ihren Quellen zu verstehen, und als höchstes Ziel erschien am Ende, die Psychologie der Völker, der Kulturen, der Menschheitsgeschichte zu vollenden. Aber in diesem geistreichen

Umschauen zerflatterte das Selbst und fand nicht, was ihm im Eigensten Frieden gab. Dies Eigenste zu finden ist der ganze Inhalt der Krisis in Bückeburg. Gleichsam losgelöst von aller Welt, für sich allein, im Punkt, in Einem alles — das künden die Zuckungen jener Zeit. Blind zu werden der Welt, um im inneren Lichte alles zu empfinden. Und nun in dem Zustand der gereiften Kraft! Es ist, als sei die früher schrankenlos ausströmende Bewegung in Bückeburg gewaltsam zurückgedrängt, um die Pforte der Eigenart mit Anspannung aller Kraft im Inneren erst aufzubauen. Nun aber breitet die gestaute Bewegung, durch die Pforte brechend, sich in alle Welt. In allem Schauen, Forschen und Erkennen hat Herder nun, was er früher entbehrt, die Befriedigung seines Gemüts. Diese suchte er in Bückeburg. Er nannte es Gott, wenn er sein Lebensgefühl befriedigt empfand. Nun trägt ihm sein Gott die ganze reiche Welt der Wirklichkeit. Die Denkweisen der ersten Periode, in welcher er nur psychologisch schaute und mitempfand, und der zweiten, in der er dem Wesen nach nur religiös erglühte, sind in Eins geschlungen. Damit ist der eigentümliche Punkt der Reife gerade seiner geistigen Organisation erreicht. Alle Kräfte seines Wesens bewegen sich schaffend in Gleichgewichte der vollen Entfaltung. Erst war er nur Welt. Dann war er nur Selbst. Jetzt ist er das reife Selbst in der Welt gespiegelt. Mit dieser Beruhignng zieht sich der Kreis so weit, wie er ihm erreichbar ist. Er bleibt in allem Psycholog. Aber er giebt seine Psychologie der Welt, der Natur, des Menschen, der Völker, der Kulturen. Eins löst sich aus dem andern, Ein Geist breitet in allem sich aus. Die großen Interessen seines Geistes haben sich vereinigt und zu einander in Verhältnis gesetzt. In dieser Welt findet alles Platz, was je ihn bewegt. Die höchste Spannung der

Kraft ist erreicht. Es giebt für den Herderschen Geist keinen Schritt mehr weiter zu thun.

Wenn ihm von je am wichtigsten war, seinen Idealen die Menschen zuzuführen, so braucht er nun kaum noch sie auszusprechen. Sie atmen beglückend und begeisternd aus seinem ganzen Werk. Daß alle Welt ihm Spiegelung seiner Humanität geworden — das ist ja gerade seine eigentümliche Reife. Er betont denn auch vielfach die Predigt der Humanität. Man soll den Menschen ruhig sich entfalten lassen in seiner eigenen Art. Jeder soll auf sich selber ruhen, jeder trägt in sich selbst die Form seines Wesens. Vernunft und Billigkeit aber sind die ewigen Bedingungen des Glücks und der Gesundheit. Auf Vernunft und Billigkeit beruht die Dauer der Staaten. Sie sind eben die Humanität, der ideale Zustand des Glücks der Menschheit, in Frieden, Liebe und Milde sich bewährend. Ihm, der sein ideales Leben empfinden wollte im Leben der Welt, ist so ein Werk gegeben, aus dessen Leben seine ideale Seele Leben zeugend strahlt.

Dann bewegt er sich recht in dem Schaffen seiner Kraft, wenn so ein Stückchen Wirklichkeit aus seiner Empfindung sich ihm belebt. Es begegnen natürlich in einem solchen Werke des Nachdenkens auch rein theoretische Kapitel. Aber teils sind sie Herder kaum wichtig. So, wenn er das Verhältnis von Genesis und Klima erwägt, d. h. außer den Bedingungen der äußeren Natur die Stammesart noch ableiten will aus einem gewissen in den Menschen eines Erdstrichs angelegten Etwas, einem Keim. Teils bezeugen sie geradezu die Ermüdung der Herderschen Kraft. So vor allem die Erörterungen des fünfzehnten Buchs. Kaum irgend etwas von diesen Winken über große Gesetze der Menschheitsentwickelung kann an Kraft und Wert sich neben den historischen Bildern und Deutungen behaupten. Im Gegen-

teil, man spürt wahrhaft, wie der Herdersche Geist immer mehr von seinen lebendigen Anschauungen der Wirklichkeit sich entfernt, wie er immer trüber versinkt in dem reinen Rechnen mit abstrakten Begriffen. Wenn er davon spricht, daß wie jedes System der Natur, auch jeder Mensch und jede Gesellschaft von Menschen einen Beharrungszustand habe, gebildet durch das Maximum oder Minimum der in ihr wirkenden Kräfte, den sie nicht verlassen darf, ohne gewaltsamen Zuckungen sich auszusetzen, und in diesen Zuckungen strebt sie zum Beharrungszustand zurück — was hat das zu bedeuten für eine lebendige Erkenntnis der Geschichte? Der Beharrungszustand beruht übrigens auf Vernunft und Billigkeit. Es sind nur Gefühlsideale in Abstraktionen ausgedrückt. Die Herdersche Lebenskraft arbeitet nicht mehr in dem Beseelen der Wirklichkeit. Sie schwankt müde darüber hinaus in leeren Formen. Der Sieg der theoretischen Metaphysik in den Gedanken ist das Erlahmen der Lebenskraft.

Wenn in solchen Gedanken gleichsam die Linie noch weiter ins Leere sich verfolgen läßt, in welcher sonst die Herdersche Entwickelung die Fülle des Lebens fand, es spricht die eigentliche Herdersche Art aus allen Teilen des wunderbaren Werks. Das Leben der Humanität leuchtet überall. Die Predigt der Humanität tönt aus dieser Melodie der Welt. Man möchte für den innersten Lebensdrang der Gedanken eine Stelle besonders bedeutsam finden. Herder bemerkt, wie köstlich der Gedanke sei, sich im künftigen Leben im Verkehr mit den Weisen und Guten aller Zeit zu denken. Aber eigentlich erschließt uns schon die Geschichte hienieden diesen Verkehr. Sie läßt uns sprechen mit Plato und Sokrates, mit Marc Antonin, Tullius und Boethius. Sie führt uns in den Rat des Schicksals und lehrt uns in unserer nichtigen Gestalt nach ewigen

Naturgesetzen Gottes handeln. Aber was sprechen wir denn mit Plato und Sokrates als die ewige Kunde der Humanität, die alle Welt uns zubringt? Es ist nicht anders, als solle an dieser Stelle als menschliches Wort ihm wiedertönen, was Herder überall deutet in der Natur und in der Geschichte, als sehne er, der sein Leben hineinströmt in die Wirklichkeit, als sehne er sich, es als menschliches Leben wiederzuschauen. Seine reife Seele will sich wiederspiegeln in lebendigen menschlichen Seelen. So schafft der innerste Lebensdrang der Gedanken, in seinem intimsten Wunsch und Wesen sich entdeckend, hier über die Deutung der Wirklichkeit fort. An dieser schönen Stelle klingt über die Herdersche Welt der Natur und der Menschheit hinaus, doch als ihr innerster Trieb sich offenbarend, die alte Sehnsucht seines Schaffens, als lebendiger Mensch sich aus ihm zu lösen.

Dann aber entdecken wir, ausgebreitet in allen Teilen dieses Werks, wenn auch beruhigt und gereift, doch dieselbe Art des geistigen Vorgangs in Herder, die wir an den Bückeburger Schriften aufgewiesen. Bald möchten wir sagen, sie wollen Kunst, wollen Dichtung sein, bald, damit nicht zufrieden, als menschliches Leben in die Welt treten. Eins ist unter allen Umständen gewiß. Die geistigen Gebilde sollen eine Existenz sein für sich, aus Herder allein in sich lebendig, seines ganzen Lebensverlangens ideale Spiegelung. So alleine genügen sie ihm und sie sollen das Genügen seiner Persönlichkeit sein. Das macht den Charakter der „Ideen" aus, die in ihrem Wesen zunächst besonders zu verstehen, dann erst nach den Ansprüchen der Wissenschaft zu messen sind. Die „Ideen" sind eine Erkenntnisdichtung. Nichts anderes! In diesem ihrem Wesen kommen die geistigen Vorgänge Herders zum Ziel und zur Ruhe. Sie sind eine Erkenntnisdichtung, sofern ihr Leben

für Herder darin besteht, daß sie, in jedem Stück als ein lebendiger Zusammenhang gefühlt, wie ein Stück eigenes Leben sich bilden.

Um es in einem andern Ausdruck zu sagen, das Eigentliche an dem Werk ist für ihn ganz Empfindung. Die Begriffe und Gedanken, die Auseinandersetzungen sind gleichsam nur scheinbar da, um die Empfindung in uns wach zu machen. Was wirklich ist, das ist das geschaute und durchempfundene Leben der Natur- und Menschenbilder. Ich wende einen Aus- für die „Ideen" an, den ich einmal für Herder gebraucht: sie sind ganz Seele. Sie leben eigentlich nur in der Gesamtheit Herderschen Lebensgefühls. So sind sie recht ein Werk des ausgereiften und voll befriedigten Gemüts. In ungestörtem Wachstum ist sein geistig Leben aufgegangen. Eine Sphäre umgiebts, die alle Reibung fernhält und es in sanftem Behagen gedeihen läßt: die „Ideen" scheinen auch recht ein Werk des Weimarer Kreises feinster und durchgebildetster Herzen, in dem sie entstanden sind. Es zittert in allem ein frauenhafter Hauch sanften Hinnehmens —; weiches Ausschwellen für ein weiches Gemüt.

Aber nun wenden wir unsere Betrachtung um. Nachdem wir die „Ideen" gesehen als einen Zustand der Herderschen Seele, was bedeuten sie denn als ein Werk der Gedanken, als Philosophie? So tragen sie ja in sich einen heillosen Widerspruch. Sie wollen ja doch Auseinandersetzung sachlicher Verhalte sein, und sie leben für ihren Schöpfer nur als Gefühl seiner Seele. Er ruht in ihnen. Es ist die Gefühlsruhe des isolierten Selbst. Der Gedanke aber ist von Natur Bewegung. Er stellt den Menschen mit seinem geistigen Erfahren in den Zusammenhang der Menschheit hinein. Er vermittelt den Verkehr im Aussprechen von Persönlichkeit zu Persönlichkeit,

in dem, was ich von der Welt erfahren, vom andern übernommen, durchgearbeitet, berichtigt wird, so daß durch die Arbeit aller der Zusammenhang der Welt im Zusammenhange menschlichen Bewußtseins abermals als Erkenntnis verwirklicht wird. Nichts anderes als diese Thatsache besagt der Gedanke, daß das Erlebnis des Einzelnen Bewußtsein für alle geworden sei.

Die geistigen Gebilde Herders gingen an der Peripherie seines Lebens auf als eine Welt für sich. Der Geist wuchert in den stillen Stunden seiner Arbeit gleichsam mit tropischer Lebenskraft, über die Schranke der Wirklichkeit hinaus, in leerer Luft, üppige Blüten leuchten in der Einsamkeit und hauchen narkotische Düfte aus. Das alles kümmert sich nur um sich selbst und das eigene Gesetz. Das alles will nur in sich selbst als Leben sich fühlen. Es wirkt in Herder nicht das unbedingte Gesetz, in der Klarheit des Bewußtseins für alle sein gesamtes Leben auszuprägen, zur Erörterung, zum Kampf unter dem Anteil aller geschickt. Er genügt sich im Gefühl. So aber kehrt eigentlich die Arbeit der Gedanken von dem Drange des Lebens sich ab. Wenn sie, individuellem Gesetz nur in sich selbst unterworfen, allein die Ruhe des Gefühls ihm spiegeln sollen, so gab der Drang des Lebens sich in ihnen auf, als Gedanke in den Menschen lebendig zu werden. Dies Beharren in der kontemplativen Ruhe der Beschauung, dies Genügen im stimmungsgetragenen Anschauen der ruhigen Bilder aus Natur und Geschichte — es bezeichnet als Symptom des Herderschen Lebens eine Thatsache von einziger Wichtigkeit: zwischen seinem geistigen Bilden und seiner thätigen Arbeit ist eine brückenlose Kluft befestigt. In seinem Leben klafft ein tötlicher Riß. Sein Schicksal ist besiegelt. Wenn das Vielerlei der äußeren Dinge ihn überstürzt und in

Anspruch nimmt, so daß die von innen bildende Kraft nicht durchdringen kann, ihm sein Leben aus sich selbst in zweifelloser Eigenheit zu schaffen, so wird auch sein geistiges Bilden nicht das Bewußtsein seines gesamten Lebens, es ist durch eine Kluft von seinem übrigen Leben getrennt. Der Bruch zwischen Geist und Leben ist entschieden. Die Gefahr hing über ihm von Jugend an. Das ist das Ergebnis dieser Weimarer Zeit. Es ist das notwendige Ende seiner Entwickelung, ist die endgültige Gestalt seines Lebens.

Man denke doch, daß bei der Art seiner geistigen Gebilde eigentlich jede wahre Auseinandersetzung unmöglich ward. Man griff etwa die Grundgedanken an. Aber was lag Herder an den Grundgedanken als solchen! Diese Empfindung des einheitlichen Lebens in der Natur und in der Menschenwelt, in jeder einzelnen Bildung der Natur und der Menschheit — sie sollte in den Leser übergehen. Am besten, wenn es auch in ihm Empfindung blieb. Jeder Gedankenkampf war vom Übel. Wie zitterte also in diesem Werk die nervöse Seelenreizbarkeit Herders! Es war eigentlich seinem Wesen nach zur Isolierung verdammt!

Und man denke doch, daß, wenn es wirkte, das zuerst sterben mußte, was für Herder an ihm das Leben war. Die Gedanken breiteten sich in solcher Fülle aus, weil Herder im Erschauen immer neuer Gebilde erst ganz das einheitliche Leben genoß, das ihm wohl that. Aber die Gedanken, in denen er die genießende Mitempfindung des ganzen Lebens der Welt übertrug, in denen also eigentlich der Quell seiner Kraft und aller Einzelerkenntnisse beschlossen war, die Stimmungsbegriffe seines religiösen Glaubens versprachen eine Dauer in der Menschheit nicht. Sie waren für das rein individuelle Empfinden geformt. Was bleiben konnte, das waren allein

die großen Anregungen der wirklichen Erkenntnis in der Natur und in der Geschichte. Er erschloß durch sein großes Schauen einen weiteren Gesichtskreis des wirklichen Verstehens und der wirklichen Arbeit. Es bleibt von aller geistigen Arbeit in der Menschheit nur lebendig, was ein Stück Leben der wirklichen Welt in seiner Eigentümlichkeit entdeckt oder hinstellt. Alle Arbeit des Geistes ist, die Wirklichkeit entdecken.

So finden wir denn noch an diesem Werk auf der Höhe der Herderschen Existenz die innerlichste Schwäche seines Lebens, die tötliche Gefahr.

2.

Ruhepunkt. Die Biographie und das Leben.

Hier gönnen wir uns einen Augenblick der Ruhe.

Wir haben in der Geschichte seiner Gedanken die Geschichte des Herderschen Schicksals geschrieben. Wir haben in seinem Schicksal das gestaltende Gesetz seines Lebens aufgewiesen. Wir haben damit aus seinem Leben herausgeschält: was es uns noch bedeutet, was aus dem Kern ursprünglichen Erlebens in ihm herauswuchs als die Leistung, die Er, nur Er uns geben konnte, mit der seine Seele den lebendigen Beitrag gab und noch heute giebt für den Fortgang der Zeit.

Was wollten wir von ihm? wie haben wir uns zu ihm gestellt?

In dem Leben des im Geiste schaffenden Menschen stellt sich ein Problem, im Wesen verschieden von anderen Problemen der Wissenschaft des Geistes und der Natur. Wir sagen es mit einem Wort: das Problem des Geistes, das Problem des Lebens selbst.

Das Problem des Lebens — das ist das eigentliche Problem der Geistesgeschichte. Es ist das Ideal, in dessen

Strahlen die Geistesgeschichte sich nach ihrem wirklichen Inhalt erleuchtet.

Unendlich zerstreut sind die Bemühungen des Menschen im Gebiete des Handelns, des Erkennens, der Kunst. Die Menschenwelt lebt nach Erdteilen und Ländern geteilt, Stand über Stand geschichtet, Stand ankämpfend gegen Stand, geschieden nach Glauben, Glück und Beruf. Und das alles ist geworden. Wenn wir uns versenken in die Quellen vergangener Zeit, wenn wir einen Führer vor uns aufrichten wollen der Heere, der Völker, der Gesellschaft, — nicht seine Seele und wie in ihr der Gedanke, der Entschluß gekommen, ist unser erstes Interesse. Die Wandlungen wollen wir verstehen, in denen dieser gewaltige Zusammenhang der Dinge geworden, der das Leben der Völker ist. Die Welt, wie sie ward, giebt das Gesetz unserer Forschungen her. Nicht anders, wenn wir das Riesengebäude der Wissenschaft abermals schichten wollen aus den Quadern, die Mühsal und Kraft des Genies zusammentrug. Das Gebäude steht da. Wir kennen es. Was hat dieser, was hat jener gebracht? wie schloß, wie zierte, wie krönte sein Stein? Ein Zusammenhang gewordener Dinge ist es auch hier, der das Gesetz unserer Betrachtung giebt. Und wenn wir die Seele öffnen den großen Gebilden der Kunst? Was in uns von Menschheitsempfindungen lebt, es will lebendig werden. Die Empfindung regt und verfeinert sich selbst und bewegt sich in tausend Auszweigungen, in die tiefsten Wurzeln hinein. Sie wird sich selber klar und bewußt an den Formen der Kunst, und wie die Menschheit in ihrer Empfindung und in der Gestaltung ihrer Empfindungen gewachsen, das wird in uns wiedererlebt an der Geschichte der Kunst. Das Gebilde der Kunst soll uns lebendig werden als die geprägte Menschheitsempfindung in einer Zeit. Unser Blick

ruht in dem Gebilde. Wir werden auch hier aus dem Menschen in die Welt hinausgeführt.

Aber eine andere Betrachtung giebt es und eine andere Frage wird wach, wenn wir einen Menschen in seiner Einzelheit begreifen wollen.

Es giebt ja unzählige Wege. Nur führen sie vielleicht nicht in das Geheimste der Seele. Wir können z. B. mit dem Stückchen Überblick, das uns aus mannigfacher Versenkung ward, versuchen ihn einzugliedern in die unzähligen Bewegungen der Vergangenheit. Wir weisen möglichst in die Breite und die Weite die Beziehungen seiner Schriften zu denen der Vorgänger und Zeitgenossen nach. Das Leben ist ja so, daß ebenso sehr in ihm lebendige Menschheit im unendlichen Stoffe verstäubt, wie in einigen wenigen Echten gesammelt wird. Wer immer einreiht, zerstäubt wohl auch. Man könnte sich als Übertreibung dieses Mühens denken, daß die ganzen Werke endlich sich zersetzen in unübersehliche Körnchen von Stoffen, die in der ganzen Geschichte menschlichen Geistes sich zusammengehäuft. Wo aber bleibt der lebendige Mensch? Unser Weg ist dies nicht.

Was ist der lebendige Mensch? In jedem lebenden Menschen ist ein neues Gesetz der Welt. Wir wollen das Gesetz erkennen, das in einem Menschen sein Leben leitete. Wir wollen zeigen, wie die Kraft seiner Thaten darin allein sich gründete, daß dies Gesetz in ihnen in Erscheinung trat, — wie sein Elend und Fall in nichts anderem bestand, als daß die Kraft in ihm versagte, dem Gesetz zu genügen, daß fremde Dinge teilnahmen an ihm und ihn verdrängten von seinem Weg. Was war sein Leben? Das heißt: wo lag seines Lebens Gesetz? Den ganzen Zusammenhang, wie wir ihn übersehen, alle Erscheinungen, die wir von ihm kennen, seine

Einfälle, seine Gedanken, sein Benehmen unter den Menschen, seine Liebe, seine Lebens- und Seelenverhältnisse, alles — wir fassen sie in Einem Geist, wir suchen in allem nur die Entwicklung seines Lebensgesetzes, seiner Persönlichkeit. So suchen wir sein Leben zu begreifen.

Freilich, aller Gedanke ist nur eine Annäherung an das Leben, aller Gedanke ist zu begrenzt, zu hart und zu grob für das unermeßlich Bewegliche. Aber es hält auch dies aufrichtige Gefühl des Mangels allein die Kraft der Verfeinerung unermüdlich. Wir wollen ja auch nur den Einen Zug, den Einen, der das Leben trägt.

Nicht allein ein besonderer Mensch, eine Menschenwelt ist angelegt in der Seele eines jeden. Wir existieren mit andern zusammen. Wir wollen unser Leben äußern. Wir greifen zu den Worten, zu den Gedanken, die wir in unserm Aufwachsen unter den Menschen empfangen haben. Aber in den ursprünglichen Geistern erwacht ein Leben neu. Sie erfahren in der Tiefe ihres Gefühls ein Stück Welt, erfahren's so eigen, so zart, daß ihr Ausdruck getränkt sein muß von dem Blute des Selbst, um ihnen genug zu thun. Der Gedanke, der hervortritt, er hängt an den innersten Bewegungen ihres Lebens. Mit ihnen wird er fortgetragen. Er wird ihr Leben selbst. Ihr Leben im Geist soll ihnen eigen sein, ihres Erfahrens, ihrer Seele Erscheinung. Folgen wir nun dem geistigen Gebilde bis in die Wurzeln des Lebens hinein, sehen wir den Gedanken gebunden an des Lebens Gesetz, dürfen wir da nicht sagen: hier erkennen wir, was ein Gedanke ist: Menschenleben von der Welt ergriffen im Ausdruck des Bewußtseins?

Der Gedanke bleibt nicht allein. Er existiert nicht vom Menschen gelöst. Er ist eine Macht über den Menschen, in dem er entstand. Mit der Triebkraft des Lebens wächst er in

ihm fort. Der Mensch muß in ihm bleiben, so lang er im Eigenen, so lang er Selbst bleiben will. Er selbst fand in ihm sein Organ zu wirken auf die Welt. Und in jedes Gedanken Triebkraft steckt nicht allein die Unendlichkeit der Probleme. Jeder setzt auch ganz bestimmt entwickelte Seelen zu seiner Wirkung und seinem Verständnis voraus. In jedem echten Denker, dem sein geistig Erfahren alles ist, der sich eins setzt mit seiner That, ist ein Ideal der Menschenwelt angelegt, ein Ideal der Menschen, wie sie sein sollten, um von Erbärmlichkeit gelöst in Freiheit auszuwachsen mit ihm, mit seinem Gedanken. Unter ihnen wüchse er selber zur höchsten Klarheit des Bewußtseins aus. Eine Menschheit der Freien — das wär seine Freiheit. Jeder ursprünglich eigene Gedanke aber setzt und trägt bereits in sich eine solche Welt. Und wir sollten hier nicht zuerst die Pforte zur Erkenntnis finden: was das Leben der Menschen ist? wir sollten nicht sagen, daß unter dem Problem des Lebens das Problem des Geistes, das Problem des schöpferischen Menschen zu fassen sei?

Was sollte denn das Leben des Menschen sein? Reine That, d. h. jeder Gedanke rein ausgedrückt ein Stück von ihm und das allein — jede Handlung ein verwirklichend Stück des Lebens, dessen Ideal als Vollendung seiner Persönlichkeit in ihm aufgegangen. Das ganze Leben in seinem Zusammenhang wiederscheinend das Bild der Menschheit, das in ihm aufgegangen als sein Gesetz, — ja dieser Menschheit Gesetz hineinpflanzend in das Werden der Geschichte. Warst du das? Es ist das einzige Richtmaß, das in der Biographie zu Recht besteht. Denn indem wir den Menschen erfassen in den Wurzeln seines eigensten Wesens, pflanzen wir ihn in dem werdenden Ideale der Menschheit, das in jeder Brust tausendfältig mannigfach erscheinend alles Werden treibt. Und in solcher Arbeit

wachsen wir selbst. Sie ist bei uns selbst hineingeflochten in unser Erstreben der freien Menschenwelt. Im Drange zur Freiheit wurzelt jede echte Erkenntnis des Lebens. Wie findet nun unsere Mühe im allem Sinn und Lohn! wie schmelzen die scheinbaren Scheidungen der Lebensmomente uns dahin! in seinen Handlungen wie in seinen Werken, in allem das Eine Gesetz, in allem dieses Lebens eigentümliches Wachstum, in allem diese Persönlichkeit werdend, gipfelnd und versinkend. Menschheitstriumph und Menschheitstragödie und ein Stück von uns.

Von Schritt zu Schritt folgen wir ihm. Wie er wurde zu sich selbst und er selbst sein wollte und wie das Leben ihn auseinanderschlug. Fassen wir seine Gedanken in ihrer eigentümlichen Lebenskraft, so kennen wir auch ihren Lebenswert für uns. Aber der Überblick aller Erscheinungen erst lehrt uns, was der Mensch gewesen sei. Und wir erkennen, daß kein einzelner Moment uns den Menschen giebt. Der gesamte Zusammenhang des Lebens in all seinen Erscheinungen — das ist des Menschen Persönlichkeit.

Wir müssen sie alle übersehen und in ihrer Verkettung uns klären, damit die einzelne uns verständlich sei. Ist jedes Leben von neuem doch immer derselbe Kampf! Als finge die Welt mit ihm an, so nur er selbst möchte der Mensch wohl in seinem stolzesten Wunsche sein, lebendiges Leben in sich und in seiner That. Sie hat begonnen zu zeugen von ihm. Immer mächtiger, immer reiner soll sie es thun. Er selbst, nur er selbst soll sie sein. Und so sehr die Dinge sich auf ihn stürzen, so sehr der fremde Stoff ihn nimmt in seinen Bann, die Sehnsucht bleibt, solang er in Wahrheit lebendig ist. Sie ist das Urverlangen des Menschen. In sein tiefstes Wesen von Ewigkeit hineingepflanzt als eigentümlichste Lebenskraft. Es ist dieselbe, die wir längst als seine Lebenskraft kennen. Denn was ist die

Liebe? Sie ist das Wunder des Lebens, das dem Menschen als Thatsache schenkt, was er sonst als Ziel aller Arbeit immer vergeblich erstrebt. Er will eins sein in allen Bethätigungen seines Lebens. Und in diesem einen, das ihm sich giebt, fühlt er alles lebendig, was in ihm zum Leben verlangt. Er möchte als lebendiges Gebilde außer sich sehen, was er schaffen muß als Darstellung seiner Persönlichkeit. Und es tritt zu ihm, worin er seines Eigensten tiefste Sehnsucht als lebendiges Leben fühlt. Was er und nur er ist, es sollte alles zusammengefaßt sein in seiner That, und als atmende Wirklichkeit ist es da. Das ganze Wesen sollte sich erfüllt sehen in einem lebendigen Gebild. Und er ist sein ganzes Wesen nur hier. Sonst ist er nur Geist und das Interesse des äußeren Lebens und zersprengt und zersplittert im unzähligen Vielerlei. Hier ist alles er. Es giebt keine Scheidung von Körper und Geist, es giebt Wichtiges und Unwichtiges nicht an ihm, alles ist eins, alles ist der eine Mensch, alles ist er. Die Liebe ist seines Lebens Erfüllung. Sie erfüllt seines Lebens Gesetz. Als schöpferische Einheit lebt er im unendlichen Gefühl. Im Gefühl macht die Liebe ihn wirklich, das seinem Wesen nach nur Moment ist und Ewigkeit zugleich.

Darum ist auch die Liebe der Mittelpunkt des Lebens und der ewige Quell seiner Kraft. In ihr allein fühlt der Mensch sich als das, was nur Er ist. Er stellt in ihr immer von neuem aus aller Verlorenheit als Wesen für sich sich her. Sie ist das Gefühl des Lebens und der Freude am Leben selbst. Auf ihr allein beruht die Möglichkeit des Schaffens und Sichbehauptens. Alles Fremde gleitet ab. Alles Zufällige ist fort. Das Leben hat seine Notwendigkeit. Er ist er selbst. Eins ist, das alles ist.

Und finden wir so in diesem Ereignis erfüllt, was alle Anspannung schöpferischen Thuns erstrebt und will, so könnte

man ja sagen, daß alles zersprengte Thun des Menschen werdende Liebe sei. Seine Liebeskraft ist es, in der er sich sucht und reinigen will, wenn er nach eigensten Thaten seiner Selbstheit strebt. Je mehr ein aus sich selber rollendes Rad, je mehr eine aus den Tiefen des eigensten Selbst rein schöpferische Kraft, um so größer und reiner die Liebe. Tausendfach setzt sie in seiner Arbeit an. Einmal ist sie in seinem Leben da. Und wenn seine Arbeit, wenn der ganze Zusammenhang seines Lebens wirklich allein aus der Tiefe seiner Seele lebt, so darf man sagen, daß sein ganzes Leben Liebe sei. Und wo seine Liebe ist, da ist seine Kraft.

So könnte man auch sagen, daß der Mensch in den großen Spannungen und Arbeiten leben muß, in denen seine Persönlichkeit Geist und sittliche That wird, weil er eine ewig aussetzende Existenz, weil ihm nicht gegeben ist, in dem einen Gefühl immer einig-gesammelt allein zu sein. In dem ewigen Moment des Gefühls. So zeugen die Thaten von der Sehnsucht der Menschheit, die sich sucht. Je größer im Menschen das Verlangen der Liebe, um so mächtiger sind sie. Das Verlangen der Liebe aber ist in seiner Stärke nur ein Zeugnis, wie sehr ein Mensch er selbst allein sein will. Ist dies das Paradies, das wir verloren haben? Lebte dort der Mensch einzig im Gefühl des erfüllten Selbst? Mag doch unter einem sonnigeren Himmel das behagliche Hinruhen des Menschen dasselbe sein, was für uns die harte Anspannung zu echten Thaten ist.

Ist alles geistige Schaffen des Menschen im Grunde nur eine ins Unendliche sich verfeinernde Erscheinung und Ableitung seiner Zeugungskraft? Wurzelnd im Urbedürfnis und Gesetz, als lebendiges Leben sich über sich hinauszupflanzen? Vielleicht öffnet sich hier der Blick in die Entwickelung des Menschen aus dem Tier.

In der Liebe ist der Mensch Ewigkeit. Kein Gefühl kennt sie mehr als dies, daß es immer so gewesen und immer so sein muß. Sie ist die Notwendigkeit des Daseins beschlossen in Einem Moment. Als würde die große Linie des Menschendaseins zusammengezogen in einen Punkt. Die Reihenfolge in Raum und Zeit hört auf. Wie über dem Leben bildet sich das eigentliche Leben. Nicht geschieden nach Tagen und Jahren. Jenseits von Raum und Zeit. Es enthält allein, was reine bildende Kraft am Menschen ist. Allein sein Wesen wie im Gegensatz zu den Erscheinungen. Es ist der einzige Sinn, in dem von Ewigkeit im Menschenleben zu reden ist. Daß im Tiefsten des Menschenwesens immer die große Sehnsucht lebt, herauszukommen aus der gleichförmigen Linie der Tage. Nur ein Punkt der Erfüllung zu sein. Ein einzig Erfahren, Thun, Sein mit dem Gefühl: das bin ich! Und er findet es und empfindet: ja dieses, dies ist mein wahres Leben. Er findet es in den ewigen Momenten der Liebe.

Müssen wir doch bis zum Ewigen gehen, um zu erkennen, was im Menschenleben die Wirklichkeit ist. Denn die Befriedigung des Lebensgefühls in die Welt umspannenden und erschöpfenden Thaten sucht alles echte schöpferische Thun. Die Befriedigung aber ist nirgends sonst. Und wie verstünde ich eines Lebens Wirklichkeit, wenn ich's nicht in all seinen Äußerungen faßte als die Entwickelung der Lebenskraft, als die Erscheinung der Persönlichkeit, mit seinem persönlichsten Accent und gerade darum in seiner wirklichen Bedeutung. Gleichsam wie im Durchschein der Ewigkeit. Den einen Menschen in allem. Was er sein sollte, und was er erreicht.

Es ist der ewige Irrtum der Menschen, als stünde die Wirklichkeit außer ihnen fertig da, einfach abzulesen und hinzunehmen in ihrer einzelnen Erscheinung. Doch was von der

Natur, es gilt tausendmal mehr vom Menschenleben. Nur im großen Zusammenschauen erzeugender Gesetze wurzelt wirkliche Erkenntnis. Jedes Stückchen Wirklichkeit — es kann nicht hingenommen, es will erschaffen sein.

Wir wollen sein Leben erkennen im Lichte des Ewigen. Denn wir wollen es erkennen aus dem Grunde der Lebenskraft. Wir wollen auch ihn und nur ihn sehen, in jeder Wandlung des Lebens, in allen Erscheinungen ohne Unterschied die Persönlichkeit im Wachsen, auf der Höhe und im Versagen. Wir wollen die Scheidungen nicht kennen, die beim Augenschein der Dinge täuschen, Wichtig und Unwichtig auflösen in das Eine, in Ihn. So geben wir gleichsam die ansetzende, die sich zusammennehmende, die verstäubende Liebe. Und auch in unserm geistigen Thun, wie wir das Ganze seines Lebens herstellen wollen in jedem Moment, wirkt etwas von menschlicher Liebeskraft. Denn wir fassen ihn so in seines Wesens Wirklichkeit, weil die Sehnsucht in uns rege ist, Eins zu sein und rein zu leben in unserm Gedanken und in unserer That. Wir pflanzen das Lebendige von ihm in unser Leben hinüber, wenn wir in schärfster Begrenzung fassen, wo in ihm reine Lebenskraft gewirkt.

Und wie uns das einzelne Leben dann die Bedingungen der Gesundheit des Lebens im Geiste lehrt! Es ist des Menschen Lebensgefühl, das im Gedanken zum Bewußtsein kommt. So muß dies Gefühl auch die Gedanken alle durchdringen und tragen. Die Eine Thatsache Leben, die mit einem Menschen erschien, sie muß aus allen Gedanken strömen. Dann nährt sie das Leben selbst, und mit dem Leben wachsen sie fort. In stetem Kreislauf der Kräfte sind sie des wachsenden Lebens wachsende Spiegelung. Das ist geradezu ihr physiologisches Gesetz. Wo aber das Lebensideal nicht eigen ist, das durch alle Gedanken durchscheint, wo hier Unklarheit bleibt und der

Mensch am Überkommenen hängt, da nähren sich die Gedanken aus der natürlichen Quelle nicht. Der Kreislauf der Kräfte ist unterbunden. Sie erlahmen, versagen und verdorren.

Ein großes Schicksal wünscht sich der Mensch. Es soll ihn herausheben aus dem Banne der Gewöhnlichkeit. Weiß doch keiner, wohin er getragen wird. In dem Gedanken, in dem er sich eingesetzt, erscheint für ihn ein Schicksal und ein Gesetz. Und die Frage ist allein, ob er ihm genügt. Er aber lebt von Tag zu Tag und kennt die unentrinnbaren Gesetze nicht, die aus ihm selbst entstehen, die in ihm wirken und über ihn richten.

3.
Herder, Kant, Goethe.

In dem schönen und reichen Gedichte der „Ideen" war die Seele Herders mit all ihrem Gehalt entfaltet. Die Gedanken standen da, mit denen er zur Welt seine Stellung nahm. In den Gedanken befriedigte sich alles Lebens- und Ruheverlangen seines Gemüts. Was er von je gearbeitet und gesonnen, fand in dem großen Zusammenhang den Platz, an dem es zur Vollendung gedieh. Das Ganze löste sich gleichsam von ihm wie lebendige Gestalt, in der der ganze Wirkungstrieb seiner Seele thätig war.

Und waren sie im getreuesten Abbild seine Seele selbst, so stellte in Bezug auf sie am klarsten der Verkehr der Geister und Herzen sich her, in dem man ihn liebte und ihm als dem Führer folgte. Erwägt man, wie sie unter den Freunden ihn spiegeln mußten, liest man die Stimmen des Beifalls, die zu ihm kamen, so ist es ganz, als sähe man nicht allein mehr seine Seele in all ihren Kräften entfaltet, sondern mit all ihren Kräften, mit dieser hier und dort mit jener, wirksam unter den Menschen der Zeit.

Freie Welt gleichsam war seine Seele geworden. Wenn sonst die Schriften nur an besondere Kreise sich gewandt, hier ward allen gegeben. Sie mochten dem großen Zuge des Ganzen folgen oder bei den vielen schönen Einzelheiten sinnend verweilen.

Er war des lauschenden Anteils der schönen und feinen Frauen gewiß, wenn er ihrem mitfühlenden Schauen die große Liebe der Gottnatur erschloß und ihnen den Zusammenhang der Welt gerade so erklärte, wie man ihn gern empfand. In dankbarer Zuneigung hörte die Herzogin Luise nach dem Tode ihrer fünfjährigen Tochter, wie die Stufenleiter der Wesen in der Natur dem Menschen die Unsterblichkeit verbürgt. Goethe las ihr die tröstliche Botschaft des neuen Propheten vor, den man so nahe besaß. Als heiliger Glaube der Ewigkeit klang sein Werk in ihrem Herzen an. Mit dem Freunde aber, mit Goethe besprach er, was von wissenschaftlichen Anschauungen in seinem Werke trieb. Mit Entzücken teilte ihm Goethe im Jahre 1784 seine Entdeckung des Zwischenkieferknochens am Menschen mit, dessen Mangel man bisher für einen anatomischen Unterschied des Menschen und der Tiere ausgegeben. Er sah in diesem Fund den Schlußstein der gemeinschaftlichen Arbeit, welche in der Stufenfolge der organischen Wesen die einheitliche Bildungskraft der Natur nachweisen wollte. Herder wurde von ihm im Kreise der lebendigen Erkenntnisgedanken gehalten und fortgetrieben. Er mochte nach dieser oder jener Seite seiner Welt sich wenden, an allen hing er zusammen mit denen, die in Weimar die Ersten waren: die Sphäre gläubiger Liebe, in der er gedieh, war ihm gewiß, wenn er im Geiste seines Werkes blieb.

Aus dem weiteren Kreise der Freunde kam Jubel und Beifall genug. Wenn der ehrliche Claudius in seiner orthodoxen

Beschränktheit mit dem Naturglauben sich nicht zurechtzufinden wußte, die Knebel, die Gleim, die Heyne u. s. f. bewunderten ohne Schranke. In dem Verhältnis zu den Fernen hob er mehr die einzelnen Elemente im theoretischen Aufbau der Gedanken heraus. Gegen Hamann meinte er, es sei alles doch im Grund nur das Resultat des ersten Teils der ältesten Urkunde, der naturwissenschaftliche Kram nur Beiwerk, nur ein Eingehen auf den Modeton des Jahrhunderts. Derart überwiegt bei ihm im Gedanken an den alten frommen Freund, was von religiösen, ja von theologischen Anschauungen im Grunde der Gedanken verborgen lag. Ganz umgekehrt erschien er sich dann wieder als der Kündiger der Natur, wenn Anatomen wie Peter Camper und Sömmering, Naturforscher wie Georg Forster mit ihrem Lobe kamen. Dann berief er sich auf seine Treue im Sammeln der Data und Fakta und meinte kühn, nötigenfalls sei er geneigt, die metaphysischen Hypothesen ganz aufzugeben.

Es war ein so labyrinthisch vielfaches Werk — im Großen einfach, aber schillernd und mannigfalt in den einzelnen Teilen. Er empfand allemal die Seite, das Motiv als das einzige, durch welches ein Verhältnis mit dem Menschen möglich ward, mit dem er gerade sprach. Er empfand sich in den Teilen, als wären sie das Ganze. Das Ganze in seinem Gewebe übersah er nicht. Und eins vor allem war ihm ganz verborgen. Daß seine Gedanken sich schmiegten für das Bedürfnis seines Gemüts, in geistigen Gebilden auszuruhen, daß das höchst persönliche Verlangen seines Lebensgefühls im Innersten seine Gedankenwelt formte, daß all die metaphysischen Begriffe im Grunde diesem Einen Bedürfnis dienten. So verflocht sich die Metaphysik mit seinen Gedanken selbst. Er gab sich selber auf, wenn er sie aufgab.

Wenn nun hier ihm der Widerspruch entgegen trat! Es war die tötliche Schwäche seines geistigen Bildens von Jugend an, war gewissermaßen ein Aufhören der Entwickelung: das geistige Gebilde wollte verharren im persönlichen Gefühl, anstatt sich hinauszustellen in den Begriff für alle. Es war nicht auszudenken, wohin es ging, wenn hier ein entschiedener Angriff kam. Der Angriff kam von dem wuchtigsten Gegner, den es gab, traf in dem Lebenskern und zerriß von ihm aus das Herdersche Werk. Es giebt ein Gefühl des Staunens, ja fast des Grauens, wenn man verfolgt, wie in den beiden Rezensionen Immanuel Kants und in den kleinen Aufsätzen, die sich an sie schließen, zuerst die Schläge fallen an dem tötlichen Punkt, dann hinter den Vorposten die Schlachtlinie einer neuen Weltanschauung sichtbar wird, vor der die Herdersche versinken muß. Den Stimmungsbegriffen entgegen tritt der klare wissenschaftliche Gedanke, der Gedanke erhellt sich in dem Zusammenhange der Ideen, in dem allein er sich in seiner Tragweite und Kraft begreift, in dem Zusammenhange äußert sich eine neue Wendung des Denkens, die im reinen wissenschaftlichen Gedanken entwickelte Seele. Es war in der entdeckenden Klarheit des Gedankens, was bei Herder in der Ruhe des Gefühles blieb. Herder wußte nicht, wie der einzelne Begriff aus der innersten Werkstatt der Kantischen Arbeit kam. Aber daß es dem Leben galt, das empfand er wohl.

Die Kantische Rezension des ersten Teils der „Ideen" erschien 1785 im Januarheft der Jenaischen Allgemeinen Litteraturzeitung. Sie bekam ihr volles Licht durch die Abhandlung „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht", im Novemberheft der Berlinischen Monatsschrift abgedruckt, vielleicht ohne jeden Gedanken an Herder geschrieben.

Beiden suchte dieser zu entgegnen im zweiten Teil der „Ideen" mit vielfachen Ansätzen unglücklicher, verfehlter Polemik. Kants Antwort kam in der Rezension des zweiten Teils, abermals in der Jenaischen Litteraturzeitung am 15. November 1785. Im Januar 1786 wiederholte die Abhandlung „Mutmaßlicher Anfang der Menschengeschichte" in geistreicher Einkleidung noch einmal den scharfen Gegensatz.

Es ist ein Gegensatz nicht nur in allen Grundbegriffen, sondern in der ganzen Art, philosophisch zu denken, in der Auffassung des Berufs der Philosophie überhaupt.

Es ist fast das Geringste, daß Kant einige der Herderschen Lieblingsmeinungen wahrhaft vernichtet. Wenn Herder von der hinaufstrebenden Stufenleiter der Geschöpfe hienieden auf die Unsterblichkeit des Menschen schloß, da mit ihm die Stufenleiter nicht enden könne, so wird dieser Schluß schlagend als unzulässig nachgewiesen. Herders Abneigung gegen den Begriff der Menschenrasse erscheint als wissenschaftliche Unklarheit. Seine Lehre von der genetischen Kraft, die im Menschen wirkt, bedarf einer genaueren Formulierung.

Nun aber schlagen die Einwürfe schon tiefer in den Kern. Die Annahme eines unsichtbaren Reichs wirksamer und selbständiger Kräfte wird als Hypothese dogmatischer Metaphysik entlarvt. Was hieß das? Es hieß, daß der erste und durchgehende Gedanke Herders der wissenschaftlichen Berechtigung entbehrte. Es giebt keinen Grund zu sprechen von unsichtbaren Kräften, die in den Bildungen der Welt sich offenbaren. Es giebt vollends keinen Grund, von der Einheit der organischen Kraft zu reden. Es giebt folglich hier keinen Schluß auf den Einen Gott, der in aller Welt zu finden sei. Die ganze Einheit der Natur, wie Herder sie gestiftet, existiert also nur in der nebligen willkürlichen Hypothese. Worin er

die ganze Wärme seiner Empfindung gesetzt, was für ihn sein Leben in den Gedanken war, das sollte ein schwankendes Nichts und ohne alle wissenschaftliche Berechtigung sein. Da wurde ja das ganze kunstvolle Haus mit nicht weniger als dem Zusammenbruch bedroht.

Ebenso erbarmungslos wird das ethische Ideal Herders von dem scharfen Sturm der Kantischen Begriffe weggefegt, — das Ideal also, das in allem lebt, in allen Teilen nur verschieden sich darlegt und abermals, in anderer Weise, den Anteil des Herderschen Gemüts an den Gedanken übermittelt. Es kann unmöglich der Zweck des Menschen sein, im sanften Behagen der Glückseligkeit hinzuleben. Was sagt diese Glückseligkeit anders als die allgemeine Anpassung des Geschöpfes an die Umstände, darin es geboren und aufgewachsen ist. Sie findet in diesem Sinne überall statt und erlaubt keine Vergleichung des Grades und keinen Vorzug einer Menschenklasse oder einer Generation vor der andern. Da ist der Mensch nur für sich, für das Behagen seiner Sinnlichkeit und ruht an seinem Platz. Ja, es macht, wenn diese Glückseligkeit das Ideal abgiebt, keinen Unterschied aus, ob die Inseln von Otaheite z. B. von glücklichen Schafen und Rindern oder von Menschen besetzt wären, die im bloßen Genuß ihr Glück finden.

Vielmehr es muß ein Ziel geben, das für die ganze Menschheit gilt und die ganze Menschheit bindet. Die Anlagen sind in den unzähligen Individuen verteilt. In keinem Einzelnen kommen sie voll zur Entfaltung. Durchdringen wir uns mit der Idee, daß sie in der ganzen Menschheit, im Fortgange der Gattung durch die Reihenfolge der Zeiten ihre Entfaltung finden. Damit diese vollständige Entwickelung der Naturanlagen in der Vernunft möglich werde, stellt sich für den

Menschen als höchste Aufgabe die Errichtung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft dar. Diesem unendlichen Ziele sollen wir uns nähern, so oft unser Weg auch irrt. Damit aber diese ideale Gesellschaft bestehe, müssen die Staaten alle miteinander im friedlichen Verhältnis des Gleichgewichts ruhen, in einem Völkerbunde vereint sein, der nach Gesetzen des vereinigten Willens über Sicherheit und Rechte der Völker entscheidet. In diesem idealen Zustand aller Menschen wäre die Freiheit, die Vernunft erreicht. Da kämen die Anlagen jedes Einzelnen zu voller Entfaltung in einem Verhältnis aller, in dem jeder mit der Erfüllung seiner Aufgabe zum Bestehen des Ganzen notwendig ist, wie wiederum in seiner Arbeit zum Bestande des Ganzen jeder Einzelne die Erfüllung seines Wesens und Berufes findet. Entwickelung von der Natur zur Freiheit ist also der Inhalt der Geschichte, die Freiheit aber nichts anderes als das ideale Verhältnis der Völker unter einander und der Menschen im Volk oder mit anderen Worten die volle Entfaltung der Menschheit.

In diesem Zusammenhange gegliederter Gedanken lebt das Bewußtsein eines in sich selber klaren und selbständigen Denkers. Er weiß, daß der Weg seiner Aufgabe zu andern Zielen als der Herdersche führt. Er kann durch den Glanz und Reichtum des Herderschen Geistes sich nicht verblenden lassen über die Fehler der Methode, von denen er nur eine Verwirrung des philosophischen Denkens erwartet. Nur mit einem verwunderten ironischen Lächeln sieht er es an, wie Herder die älteste Urkunde so gelassen als Dokument der frühesten Geschichte benutzt. Mit wahrer Überlegenheit erkennt und versteht er Herders Art, aber nicht Liebe und Bewunderung weckt sie in ihm, sondern nur die Bedenken der philosophischen Einsicht. Nur bei ihm klingt das Gefühl des tiefen Mangels

durch, wenn er in wahrhaft ergründender, meisterlicher Sicherheit den alten Schüler zeichnet. Das Genie des sinnreichen und beredten Verfassers, meint er, sammelt nicht etwa bloß die Ideen aus dem weiten Felde der Wissenschaften und Künste, sondern verwandelt sie nach einem gewissen Gesetz der Assimilation auf eine ihm eigene Weise in seine spezifische Denkungsart. „Daher möchte wohl, was ihm Philosophie der Geschichte der Menschheit heißt, etwas ganz anderes sein, als was man gewöhnlich unter diesem Namen versteht; nicht etwa eine logische Pünktlichkeit in Bestimmung der Begriffe, oder sorgfältige Unterscheidung und Bewährung der Grundsätze, sondern ein sich nicht lange verweilender vielumfassender Blick, eine in Auffindung von Analogieen fertige Sagazität, im Gebrauche derselben aber kühne Einbildungskraft, verbunden mit der Geschicklichkeit, für seinen immer in dunkler Ferne gehaltenen Gegenstand durch Gefühle uud Empfindungen einzunehmen, die, als Wirkungen von einem großen Gehalte der Gedanken, oder als vielbedeutende Winke mehr von sich vermuten lassen, als kalte Beurteilung wohl geradezu in denselben antreffen würde." Daß Herder hier richtig charakterisiert war, das stand außer allem Zweifel. Es fragte sich allein, wie hoch oder niedrig man je nach der eigenen Ansicht vom Beruf des Denkens diese geistige Art schätzen wollte.

Herder war nicht sowohl betroffen als empört. Seinen Antworten im zweiten und dritten Teil merkt man die heftige Gereiztheit an. Aber sie alle treffen vorbei. Das einzige, was er — von vielen versteckten Stichen abgesehen — gegen Kant zu sagen hat, ist: der Mensch könne nicht für den Staat und alle Generationen für die letzte bestimmt sein. Oder, es sei widersinnig, den Beruf des Menschen nur in der Gattung sich erfüllen zu lassen. Es sei ein leeres, unsinniges Gerede, —

als spreche man von der Metallheit, der Tierheit, schmücke sie mit den schönsten, aber einander widersprechenden Attributen aus und vergesse darüber die einzelnen Metalle und Tiere. Die Kantischen Begriffe ärger zu verkennen ist unmöglich. Gewiß hat jeder Mensch und jede Generation den Schwerpunkt in sich selbst, aber wir fragen, ob nicht eine Entwickelung durch die Zeiten hindurch sich verfolgen lasse. In dem gleichen Sinn lassen wir den Zweck der Menschheit erst in der Gattung sich erfüllen, d. h. in der Folge der Zeiten, die in der Verwirklichung der Freiheit die Anlagen der Menschheit zur Entfaltung bringt. Herder begriff die Kantischen Entgegnungen nicht. Er verurteilte hastig und entstellend nach Gedanken, die aus seiner bisherigen Vorstellungswelt sich mit den Kantischen Begriffen verschmolzen. Abgeschlossen in seinem geistigen Kreis vermochte er nicht, den Zusammenhang fremder Gedankenreihen in seiner Tragweite zu überschauen. Wenn wir sein ferneres Leben überblicken, so dürfen wir sagen bei diesem Symptom: er verstand wahrhaft neue Gedanken nicht mehr.

Der Gegensatz war tiefer, als er wußte. Es war der tiefste, der sich denken ließ. Es handelte sich um nicht weniger und nicht mehr als um eine andere Art, zur Welt zu stehen.

Wie bethätigte sich die Geistesart, die als Ende Herderscher Entwickelung gedieh? Er ruhte mit seinem Gefühl in seiner geistigen Welt. Er ruhte aus in der wohligen Empfindung der geschauten Bilder, in denen ihm Natur und Menschenseele, Völker und Kulturen sich belebten. Die Welt genießen, wie sein Gemüt sie verlangte, im Mitleben des fremden das eigene Leben fühlen — das war sein Bedürfnis. Da rückten sie nun alle nebeneinander voll einer Empfindung auf, die Bilder der Natur, der Seele, der Geschichte. Kein ängstlicher Skrupel wachte über die Begriffe, ihre Tragweite und ihr wissenschaft-

liches Recht. So lag auch die große Wirkung einzig und allein in dem Weiten und Verfeinern der Herzen, daß ihnen lebendig ward, was bis da nur toter Stoff oder Buchstabe blieb, daß sie mitempfanden, was bisher außer ihrer Sphäre lag. Aber eines fehlte ganz und gar: das Bewußtsein des Geistes über sich selbst und seine Leistung in der Welt, das charaktervolle Bemühen, in scharfen Begriffen sein Gefühl der Welt, sein Verhalten in den Gebieten der Erkenntnis herauszustellen. Er blieb im Gefühl, der lösende Gedanke kam ihm nicht. Er erweiterte die Herzen, er stärkte den Charakter nicht.

Aber Kants ganze Arbeit bestand hierin allein. Ihn bewegte das Streben der Begriffe selbst. Man kann sein Bemühen bezeichnen in der Aufgabe: festzustellen das Verhältnis des Geistes zur Welt. Herausbilden sollten sich die Anschauungen und Methoden, in welchen der Verstand seine Erkenntnis der Natur gewinnt. Bestimmen sollten sich, zugleich in ihrem Verhältnis zu den Gesetzen der Natur, die Ideen, auf die das sittliche Leben der Menschen sich gründet. Klären sollte sich für den erkennenden Gedanken in seiner Beziehung zur Natur und zur Sittlichkeit das ästhetische Gefühl, das seine eigene Welt und seine eigene Freiheit beansprucht. Diese eine Aufgabe rollt in den drei Kritiken ab, dem Grunde einer neuen Stellung des Menschen zur Welt. Er ruhte nicht im weichen Genusse seines Gefühls, er gab dem Herzen keine sanfte Erweiterung seiner Schwingungen. Der Gedanke sollte sich selbst erkennen in dem, was er sei. Es war im musternden Überblick der Wissenschaften und in strenger Einkehr der Selbstbesinnung eine harte Arbeit, deren Bewegung den ganzen Menschen in der Klärung des Bewußtseins zusammennahm. Aber indem der Gedanke sich durchrang zu den Begriffen, in denen seine eigentümliche Kraft für die verschiedenen Gebiete der Arbeit

sich erkannte, stärkte und reinigte unmittelbar sich der Charakter. Denn nun lernte der Mensch sein Können und seine Aufgabe in den Arbeitsgebieten der Kultur. Er lernte in der philosophischen Arbeit, was er leisten könne und solle, um wahrhaft Mensch zu sein.

So handelt es sich auch hier nicht um irgendwie mehr oder minder geistreich hingeworfene Einfälle über das Leben der Geschichte. Es handelt sich darum, Ideen festzustellen, nach denen man die Fragen und Forschungen richten kann, wenn man ausgeht, das gesamte geschichtliche Leben der Menschheit in der Fülle seiner Erscheinungen nicht nur, sondern auch in seiner Bewegungsrichtung aufzufassen. Man bemerke, daß das Ideal der Freiheit, wie Kant es nimmt, die ganze Menschheit in ihren gesamten Strebungen umfaßt. Wo irgend Menschen gekämpft und gearbeitet, wo irgend die Anlagen, die die Natur ins Menschengeschlecht gelegt, zur Entfaltung gestrebt, da begann der Zustand sich herauszubilden, in dem jeder Einzelne voll entfaltet wäre in der Erfüllung seines naturgegebenen Berufs und in dem Ineinandergreifen der freien Individuen die Gesellschaft sich erhielte, die als Verkörperung der Sittlichkeit und Vernunft einem jeden die freie Bewegung seines Berufes sichert. Daß es die ganze Menschheit mit seiner Forderung umfaßt, schon das erhebt das Kantische Ideal der Geschichte an innerer Gedankenreife über das Herdersche Ideal der Humanität, dem in dem sanften Behagen jedes unkultivierten vegetierenden Volks so gut Genüge geschah wie in dem großen Streben des Entdeckers und Erfinders, und das schließlich nur in sanften Stimmungsträumereien eines allgemeinen Zustandes der Moral, der Milde und Liebe zu einem Ziel für die ganze Menschheit erweitert ward. Aber die Kantische Fassung enthält zudem in sich selbst eine Erkenntnis bildende Kraft. Herder schuf aus seinem per-

sönlichen Lebensgefühl. Er selbst war nötig, um seine Gedanken an neuen Bildern, in neuen Gebieten zu bewähren. Er belebte das Bild, dann setzte er, sein Gefühl zu betonen, einige moralisierende Gedanken hinzu. Mit Kant erschien ein Gedanke, der die Forschung leiten und richten, der lehren sollte, die geschichtliche Beobachtung methodisch anzustellen. Wir erforschen alle Zeugungen der Kultur in einem Volke, in einer Zeit. Wir bemerken, wie in ihnen der Mensch gerungen mit der Welt, wie er seine Anlagen entfaltet in der Erfüllung seines sittlichen Berufs. Die Freiheit ist uns nichts als die volle Entwicklung aller im sittlichen Zusammenhange der Gesellschaft. So zwingt das Ideal, das uns bewegt, unermüdlich weiter zu fragen nach der gesamten Bewegung der Menschen in der Geschichte. Ihm wäre ja in aller Strenge erst genügt, wenn wir jeden Einzigen nach seiner Leistung und Beziehung zur großen Gesamtheit erkannt. Das sittliche Ideal, dem wir uns unterwerfen, macht unsere Augen groß und unsere Gedanken fein, es entsendet aus sich unendliche Fragen. Soll in ihm die unsägliche Mannigfaltigkeit menschlichen Lebens befaßt sein, so wird unter ihm allein die unsägliche Mannigfaltigkeit menschlichen Lebens in der Geschichte ein unendliches Feld der Erkenntnis.

So ist die eigentümliche Kraft und Tugend dieses Gedankens. Es ist ein Turm, von dem man den ganzen Horizont historischer Arbeit übersieht und alle Punkte im Verhältnis zum Ganzen mißt. Die Idee der Freiheit bringt aus sich die historische Arbeit hervor und breitet sie aus in die fernsten und feinsten Linien des Erkennens. Es ist kein sanftes Ausruhen im befriedigten Gefühl. Es ist eine Quelle der Arbeit und Kraft. Das aber verstehen wir unter systematischer Erkenntnis, daß sie die Methoden und Ideen zu bestimmen weiß,

für sich und in ihrem Verhältnis unter einander, auf welche die verschiedenen Gebiete menschlicher Arbeit und Kultur sich gründen. Die Kantische Idee der Geschichte strahlt aus seinem System der Philosophie hervor.

Die Geschichte ist ihm nicht ein Nacheinander fertiger Gebilde, die zu beschreiben sind, sondern ein Problem, das im methodischen Fortgang menschlicher Erkenntnismühe sich in seinen Zusammenhängen erleuchtet.

In dem eingeschlossenen Gefühl der Herderschen Seele liegen gleichsam die Fäden der Probleme verwirrt und eingewickelt. Bilder treten heraus, die begründenden Gedanken lösen sich nicht. Sie lösen sich in der Arbeit des Kantischen Bewußtseins, und das wunderbare Gewebe des Geistes wird zum ersten Male hell in seinen Erkenntnis und Leben zeugenden Linien.

Die großen Gebiete der Erkenntnis, zwischen denen das Problem der Geschichte seinen Platz zu suchen hat, sind die Natur und die Sittlichkeit. Wie verhält sich das historische Leben der Menschheit zu den ausnahmslos waltenden Gesetzen der Natur? wie bezieht es sich auf die unbedingten Forderungen der Sittlichkeit? Der Mensch ist ein Wesen der Natur. Naturgesetzlich verkettet laufen seine Gefühle, Vorstellungen, Handlungen ab. Es herrscht in dem Zusammenhange seines Lebens die unbedingte Notwendigkeit der Natur. Aber die Menschheit will werden in seinem Mühen. Unter allem Einfluß und in aller Abhängigkeit will er sich behaupten als Wesen für sich, als Zweck an sich selbst. So fassen die naturgesetzlich bedingten Bewegungen seines Inneren sich zusammen in einer Ordnung, in der er besteht als nur aus sich selber bedingtes Wesen, als freie Persönlichkeit. Freiheit ist Sittlichkeit. Die Geschichte also wäre das Werden der Sittlichkeit in einer Ent-

wicklung, deren Momente alle naturgesetzlich bedingt sind. So fand das Problem der Geschichte in dem System der Erkenntnis seinen Platz.

Ich erlebe mein ganzes Dasein als eine Verwirklichung der Freiheit, in der ich erst wahrhaft Mensch, erst Persönlichkeit, erst wahrhaft ich selbst bin. Ich erforsche, durchleuchtet von diesem Ideal, in der Geschichte die gesamten Bestrebungen der Menschheit. In plötzlicher Klarheit tritt nun der Zusammenhang der menschlichen Erkenntnismühe heraus. Aber der Zusammenhang der Herderschen „Ideen" wird zerbrochen durch diesen neuen Überblick. Wie soll ich denn im harmlosen Nebeneinander noch ferner aufführen können die Bilder der Welt, der Natur, der Seele und der Geschichte? wie soll ich befriedigt ruhen können in den religiösen Grundbegriffen, die meinem Gefühl in allen Erscheinungen des Lebens sich verwirklichen? Wie soll ich mich beruhigen, die Gebilde der Geschichte als fertige Massen hinzunehmen und nun mit mehr oder minder reichem Können zu beschreiben? Alle Beschreibungen der Natur im Herderschen Sinne fallen heraus, wenn mein Denken die Geschichte erfassen soll. Physiologische Vorübungen sind es, weiter nichts, und mit so vieler Willkür der Begriffe versetzt. Ich frage nach den Gesetzen der Natur. Ich frage, wie sie erscheinen in der Bewegung der Geschichte. Nun fließt das Bemühen der Erkenntnis aus sittlichem Schwung, wenn die Idee der Freiheit, mich selber belebend, mein Forschen ausbreitet und verfeinert. Kein Gedanke wird aufgenommen meinem Gemüt zu lieb. Vielmehr die Methoden bestimmt, aus denen die fortschreitende Erkenntnis der Lebensgebiete fließt. In der Überschau der Methoden Umfang und Kraft des Menschengeistes gemessen. Die Geschichte vor uns als unendliches Problem, das in immer neuen Fragen sich verfeinert und ver-

tieft. Bei Herder ist die Welt außer ihm, abgeschlossen, fertig, und sein Geist schwelgt und genießt im Ausmalen ihres Bildes. Bei Kant verwirklicht der Geist selber die Welt in unermüdlicher Arbeit des Verstandes und der sittlichen Bildungskraft seines Willens. Herder bereichert die Menschen, wie sie sind, mit der schimmernden und milden Welt seines Gefühls. Kant bildet eine neue Menschheit, die sich selber begreift und will. Dort die Ruhe in sich, hier der unendlich erschlossene Horizont. Wie ist es verkehrt zu sagen, daß durch einen sittlichen Leitgedanken das unbefangene historische Forschen beengt sei, da richtig verstanden die Idee der Freiheit nichts ist als die ewige Kraftquelle aller ins Unendliche strebenden einzelnen Bemühungen des Forschers!

An diesem einen Punkt, den wir erledigen, spürt sich die ganze Arbeit und Bedeutung unseres Kant. Es ist eine neue Wendung des Denkens, die mit ihm beginnt. Was er uns gab, ist unermeßlich. Mehr als ein anderer hat er gethan, den Menschengeist auf sich selbst zu stellen. Indem er in den Gebieten menschlicher Müh die Begriffe gereinigt zu ihrer eigentümlichen Kraft, hat er im Menschen das Bewußtsein seiner Aufgabe geklärt und befreit. Er stellte uns als Menschen auf neuen Grund. Für all unsere Arbeit, die in Unendlichkeit fortgehen muß, hat er den Umriß gezeichnet mit feiner sicherer Hand. Wenn nun der lebendige Gedanke in seinen Werken unter endlosem Beiwerk fast erstickt, doch sind sie ewig, während das mildere Werk der „Ideen" vergänglich ist und schon vergeht. Denn ewig ist allein, was Freiheit bildet. Freiheit bildet, was den Menschen aus sich selbst sich zu bewegen lehrt, aus der eigentümlichen Kraft seiner Menschheit.

So aber war eine gewaltige Mahnung das Wort von Kant. Aus der neuen Wendung des Denkens klang es an

den Geschichtsphilosophen heran. Es zeigte sich, wenn er recht verstand, da Kants Gedanke im ganzen System erst verständlich ward, wie mit jedem Gedanken die Gesamtheit der Welt als Problem sich aufgiebt. Das war ein historisches Symbol, — eine furchtbare Drohung für den Mitempfinder, der befriedigt in seinem Gefühle ruht. Die Begriffe zu bestimmen, auf die das Gebiet seiner Arbeit im System der Erkenntnis sich gründet, diese Forderung trat auf ihn zu. Möchte man doch sagen: es trat die Notwendigkeit eben der Entwicklung ihm vor Augen, die wir von Anfang in seinem Geistesleben vermißt. Neue, schwellende, reichere Empfindungen regte er an. Gedanken neuer sittlicher Kultur gab er nicht. So kam der Gegensatz Kants wie aus dem Gewissen der Kultur. Was Gedanke scheint, soll auch wirklich Gedanke sein. Die Gedanken seines Erkenntnisgebietes rächten sich an ihm, da er in der Empfindung stecken blieb. Sein Geist kam zu Fall in der ihm eigentümlichen Gefahr. Die Todeswunde brach auf, die in seinem eigenen Leben stets verborgen harrte.

Als eine Todeswunde empfand Herder den Schlag. Es ist verletzend und traurig mit anzuhören, wie der Groll der Beleidigung in seinen Briefen sich ausspricht. Kein Gedanke, daß der alte Lehrer aus sachlichen Gründen ihm entgegentrete. Es steht ihm von vornherein fest, daß persönlicher Ärger die Rezensionen eingegeben. Hämisch, verdrehend und metaphysisch, platt, schief und boshaft — das sind die schlimmsten Benennungen noch nicht. Der Herr Professor ärgere sich, daß er ihm nicht in seinen Wortgaukeleien gefolgt sei, er verdächtige ihn in seinem geistlichen Stand. Er schmäht über die unerträgliche Selbstgefälligkeit der Metaphysiker, die nur des Lachens wert sei. Hämisch und knabenmäßig sei das Benehmen, erst das Buch zu plagiieren und dann zu thun, als ob kein Werk

der Art in der Welt sei. So geht es in demselben heftigen, schimpfenden Zuge fort. Man fühlt, er thut sich nicht genug. Es empört ihn, daß er, vierzig Jahre alt, vom Herrn Professor sich solle belehren lassen. Man fühlt, wie der Druck auf ihm liegt und er ihn abstoßen will. Eine Gegenwehr des Verstandes ist das nicht. Es ist das zuckende Leben, das eingefahren in seiner Bahn vom fremden Leben wie vom Gifte sich getroffen fühlt, und wäre dies Leben die Gesundheit selbst. Daß er die Kantischen Gedanken nicht mehr begriff, das zeigt, wie er den Kreis seiner geistigen Ausbreitung durchmessen. Daß er sich wehrt in dieser krankhaften Art, das bringt — ein bedeutsameres Symptom — den Urmangel seines geistigen Lebens ans Licht. Er empfand mit dem ganzen reizbaren Lebensgefühl sich in seinen geistigen Gebilden. Er ruhte im Gefühl, nicht in den überschauenden Begriffen aus. So empfand er den Widerspruch als persönliche Verletzung, als einen Angriff aufs Leben. Er warf ihn geradezu aus der Freude am Leben heraus. Herder ist ganz nur Seele. So lange die begünstigende Sphäre ihn trug, breitete er sich aus im Genuß seiner Selbst. Wenn fremdes Recht ihm hart entgegentrat, zog er sich in sich zusammen und verlor sich selbst. So wars in zahllosen Stößen gegangen von Jugend auf. Es wiederholte auf der Höhe des Lebens sich nur in einem Fall von ungewöhnlicher Klarheit. Hier brach ein Gegensatz auf, in dem er erliegen mußte. Trotz aller höhnischen Abweisung fühlte er sehr wohl, daß dieser Gegner nicht beseitigt war. Und bis zu seinem Tode trug er in sich den dumpfen Ärger und zehrenden Groll, der an ihm nagte und seine geistige Gesundheit untergrub.

* * *

Die Sphäre, in der ihm wohl war, umgab ihn ja noch in seinem Weimar lieb und warm. Wenn auch der treueste

Freund in der Fremde weilte, es war doch ein Glück, seines Anteils gewiß zu sein. Ein Mann von dieser ungemeinen Kraft und Eigenart des Denkens in den Gebieten der Natur so gut wie der Kunst und des sittlichen Lebens; ein Mann, dem sein ganzes Erfahren der Welt in reiner dichterischer Schöpfung hinausströmte als eigenstes, als nur ihm eigenes Wort; ein Mann so ganz geschlossen in sich selbst und dann seiner selbst so gewiß unter den Menschen. Herder wußte es jetzt zu schätzen, was es hieß, wenn Goethe aus Italien ihm schrieb: „Wir sind so nah in unsern Vorstellungsarten, als es möglich ist, ohne Eins zu sein, und in den Hauptpunkten am nächsten."

Aber so tief mit dem Leben verwachsen diese Freundschaft schien, es hat sich doch auch erweisen müssen, daß nicht die Notwendigkeit des Lebens sie trng. In Wahrheit — erschütternd beinah und belehrend ist das Schauspiel, das sich uns bietet, wenn wir die Linien der Goetheschen Weltanschauung uns vergegenwärtigen und inne werden, daß bei gleichen und ähnlichen Begriffen ein wesentlicherer Unterschied des Denkens kaum zu ersinnen ist.

Gewiß, sie waren beide beseelt von der Anschauung, daß in einem großen Zusammenhange gesetzlichen Bildens alle Zeugungen der Natur beschlossen seien. Sie wandten in gemeinschaftlichem Anteil den Anfängen der Erde sich zu, verweilten gern in der Betrachtung des Werdens und fanden das Hauptgebiet ihrer Forschung an den organischen Geschöpfen und Gebilden. Im Hin- und Wiedergespräche mochten sie sich bereichern. Da schulte die Feinheit Goetheschen Anschauens der Natur Herdern zu größerer Strenge und Ausbreitung. Da hatte Goethe, in Naturstudien und Erforschung des antiken Lebens vertieft, Herdern zu danken, wenn er den Zusammen-

hang und Sinn antiker Geschichte so faßlich vor ihm erweckte. Was einer dem andern zeigte und sagte, das schien alles so verwandt und gleich. Aber Herder ruhte in diesen Grundanschauungen aus als dem erreichten Ziel, Goethe faßte in den Grundanschauungen seine bewegliche Kraft zusammen als in den zeugenden Organen unermüdlicher Arbeit. Herder erreichte seinen Gipfel und ging dann hinab, ward mannesreif, um Greis zu werden. Goethe fand in den Anschauungen seiner italienischen Sammlung erst die geistige Arbeitsweise, in der er wahrhaft er selbst ward; seine Mannesreife war seine eigentliche Jugend. Jener endete, dieser begann.

Zeigt doch ihr wissenschaftliches Verfahren einen vollkommenen Gegensatz in der Stellung des Menschen zur Welt! Sich an den Gegenständen kennen zu lernen — das möchte man als das treibende Motiv alles Goetheschen Denkens aufweisen. Er hat sein Denken selbst als gegenständlich, als aus dem Anschauen sich entwickelnd, als mit dem Anschauen eins bezeichnet. Will er ein Problem lösen, so sammelt er möglichst vollständig die Phänomene eines Gebiets, er sieht sie in ihrem Zusammenhange an, sieht unter ihren Bedingungen sie aufgehen. In der reinen Anschauung ihres bedingt in einander sich gliedernden Zusammenhangs bildet wie von selbst sich ihm der Begriff, der Gedanke zu ihrer Erkenntnis. So wecken die in unendlichem Zusammenhange wirkenden Phänomene der Welt in seinem anschauenden Denken die Grundanschauungen und Grundbegriffe zur Erkenntnis oder besser zum innerlichen geistigen Erzeugen der Welt. Ein wahres Wechselverhältnis von Welt und Geist. In dem anschauenden Denken ist gleichsam ein Durchgangspunkt gefunden, durch den die Welt im Geiste wieder ersteht als Erzeugnis des Menschen. Es ist das Ziel den Menschen aufgehen zu lassen in der reinen Anschau-

ung des Allzusammenhangs der gesetzlich verketteten Phänomene der Natur. So kommen sie beide zum Recht, die Welt und der Geist. Indem sie mit einander sich in ihrer Fülle entfalten, sondern sie sich von einander, jedes in seinem eigentümlichen Gebiet. Die Phänomene sollen nicht aufhören, immer reicher und feiner sich darzubieten: die Welt geht immer allseitiger in der Fülle ihrer Erscheinung uns auf. Der Geist muß damit in immer reicherer Verästelung, immer tieferer Begründung der Anschauungen sich entfalten, immer Mehrerem aus immer einfacheren Motiven genügen, so an den Gegenständen seiner selber inne werden, sich kennen lernen. Je mehr die Vielheit der Welt und ihr Zusammenhang aufgegangen, um so mehr ist der Geist im Zusammenhange seiner Methoden aus Uranschauungen entwickelt. Im Gebiet der organischen Natur gewinnen wir die Anschauungen der Urpflanze und des Urtiers: wir haben Goethes Erlaubnis zu sagen: die Idee der Pflanze und die Idee des Tieres. Es ist, in ursprünglicher Anlage begründet, ein Verfahren, in dem die Welt sich entdeckt im sich selber erkennenden Geist. Mit den Anschauungen der Welt wachsen die Organe des Geistes. „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich nur in ihr gewahr wird.“ Je reicher das Bild der Welt sich gliedert, um so heller wird das Bewußtsein der Methoden. Indem Welt und Geist mit einander wachsen, sondern beide im Eigenrecht sich von einander.

Aber Herder schwelgt ja nur im Genusse seiner selbst, wenn er die organische Erscheinung der Natur oder der Geschichte sich beseelt. In der Stärke seines Gefühls sind Gegenstand und Persönlichkeit völlig eins, sondern sich nicht von einander, so daß eine andere Meinung wie ein Angriff auf das Leben empfunden wird. Empfindung solls bleiben, als

Empfindung im Leser erstehen. Es lösen eben die wissenschaftlichen Begriffe sich nicht heraus, in denen die Welt vom Menschen als geistiges Erzeugnis erfahren wird. Es treibt in seinem Denken nicht das spezifisch Goethesche und zur Wissenschaft hinblickende Ideal, die forschende Persönlichkeit zu entwickeln in der Überschau des gesetzlichen Zusammenhangs der Welt. So scheiden sich auf das bestimmteste ihre Wege. Denn was heißt es anders, als daß Welt und Geist keinem in ihrem Recht Genüge geschieht? Daß weder die Erscheinungen der Welt sich gliedern in ihrem bedingten Zusammenhang, noch im System der Methoden der Geist seine eigentümliche Kraft erkennt. In dem zentralen Phänomen des geistigen Verfahrens unterscheiden sich Herder und Goethe. In den religiösen Stimmungsbegriffen ruhen will Herder, sich selbst genießend. So zieht er mit seinen metaphysischen Begriffen die Summe der Einzelanschauungen zusammen in die religiöse Stimmung, in der ihm wohl ist. An der unermüdlichen Anschauung der Phänomene sich selbst in der Ausbreitung des Geistes kennen lernen will Goethe. So bewegt er sich mit seiner ganzen Persönlichkeit in der sich selber nährenden Arbeit des Erfahrens der Welt.

Es giebt einen Begriff, an dem der Gegensatz gleichsam vor Augen liegt. Bei Herders Denkweise folgt es natürlich, daß er immer wieder spricht von dem Inneren der Natur, in das menschliches Forschen nicht dringt. Kommt er doch nicht aus ohne die Annahme der unsichtbaren geistigen Kräfte, welche in den Erscheinungen der Natur sich offenbaren! Mit ihnen eben fühlt seine religiöse Stimmung seinen Gott in der Welt. Mit ihnen klafft der Riß zwischen seiner Forschung, die nur Erscheinungen deuten kann, und seinem religiös-individuellen Gefühl, dem alles Forschen doch dient, — das in solch mystischer Ratlosigkeit seinen Frieden findet. Keine Lehre,

keine Annahme aber haßt Goethe tötlicher als diese Urphilisterannahme vom Inneren der Natur. Hierin wie in so vielem völlig eins mit Kant. Wenn der Geist in der Anschauung der Phönomene mehr und mehr sich entfaltet, zu den Grundanschauungen durchdringt, so ist er Schritt für Schritt im Innern. Natur hat weder Kern noch Schale. Das Innere der Natur — das ist die Faulheit des Denkens, das nicht im ewigen Fortgang allein seine Befriedigung suchen will. Das Innere der Natur — das ist die Unfreiheit des Charakters, der seine Stellung in der Welt nicht begreift. Es geschieht ein radikaler Umschwung der Denkweise von Herder zu Goethe.

So wird uns aber auch bei gleichen Begriffen der in der Verschiedenheit des Verfahrens begründete Unterschied nicht entgehen. Wenn Herder spricht von der Allnatur, von dem Einen Gott, der in allem sich offenbart, so befriedigt sich sein ruhebedürftiges Gefühl. Wenn aber ein ähnlicher Gedanke der Allnatur, die alles trägt, des Einen Gottes, der in allem erscheint, bei Goethe begegnet, so besagt er nur, daß der unermüdliche Fortgang in der Anschauung der Phänomene getragen wird von dem Vertrauen, es werde eine große Einheit der Welt in der Zusammengliederung der Anschauungen sich herausstellen, getragen wird von der Freude an der Welt, deren Entdeckung der Friede des Geistes ist.

Denselben Unterschied entdecken wir schon mit flüchtigem Blick in der Erforschung der Kunst und sittlicher Gebilde. Das Ziel ist abermals in beiden Fällen verschieden. Es kommt nicht darauf an, das in seiner Eigenart empfundene Leben der Gebilde in möglichst angepaßten Begriffen zu beschreiben. Goethe will mehr. Er will Begriffe und Anschauungen, in denen die Besonderheit auch dieser Gebiete heraustritt, Begriffe und Anschauungen, in denen abermals der Geist an der Anschauung

der Gegenstände sich seiner eigentümlichen Kraft bewußt wird. Dem gegenständlichen Denken in der Naturforschung entspricht in der Kunst der Stil. In ihm ersteht gleichsam, was im reinen Anschauen als Wesen der Welt aufgenommen, wiederum in reinen Gestalten. Er ruht auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis. Er verwirklicht, was vom Zusammenhange der Dinge in der reinen Anschauung des Menschen erschien, abermals in gegenständlichem Leben. Endlich geben die Gebilde der menschlichen Gesellschaft das besondere Problem, daß sie als Naturprodukte und als Wirkungen des menschlichen Willens zugleich zu fassen sind. Aus dem Zusammentreffen von Notwendigkeit und Willkür, von Antrieb und Wollen, von Bewegung und Widerstand geht ein Drittes hervor, was weder Kunst noch Natur, sondern beides zugleich ist, notwendig und zufällig, absichtlich und blind. Man denke an Goethes Darstellung des Römischen Karnevals. Seine kleine Schrift ist, Goethe einzig wichtig in seinem Lebenswerk, die eigentümliche Probe auf seine Anschauungen in diesem Gebiet. Indem Goethe auch für die Kunst und für die sittlichen Gebilde um die besonderen Grundanschauungen sich bemühte, stellte er auch in diesen Gebieten den Geist auf sich selbst und betrieb seine Arbeit als Klärung des Bewußtseins und Befreiung des Charakters.

Aber wahrhaft das Innerste des Unterschieds trifft diese eine Thatsache, daß Goethe Dichter ist. Man sehe nur, wie mit all seinem Denken sein Dichtertum zusammenhängt. So, daß man sagen kann: er verwirklicht der Anlage seines Geistes nach das Verhältnis von gegenständlichem Denken und Stil. All sein Denken ist nur wie Vorbereitung des Selbst. Sein volles Selbst verwirklicht sich erst im dichterischen Schaffen. Die Phänomene rein anzuschauen — dies ursprüngliche Bedürfnis fließt sicherlich aus der Uranlage der rein schöpferischen

Natur, in der alle geistigen Elemente sich sondern müssen in spezifischer Eigenart, daß im Verhältnis zu ihnen das Leben des Mannes in seiner Eigenheit sich behauptet, weil sein Erleben aus innerem Drang sich darstellen muß als sein und nur sein Leben. Diese Energie des geistigen Erlebens ist eben das Phänomen, das wir als schöpferische Natur bezeichnen. So erscheint auch in den schöpferischen Geistern das reine Verhältnis der Welt und des Geistes. Das natürliche Erstreben der reinen Grundanschauungen in allen Gebieten, in denen er lebte, die Sauberkeit der geistigen Vorgänge zeugt von dem ursprünglichen Bedürfnis der Goetheschen Natur, sich rein zu erhalten in der Arbeit des Geistes, um rein sich auszusprechen. In dieser Art der Arbeit bewährt sich die ursprüngliche Kraft. Hier sind wir nun an dem Kerne des Unterschieds. Denn das fand sich ja eben, als wir den Lebenswert seiner Arbeit zu erfassen uns bemühten, als das innerste Verhängnis der Herderschen Gedanken, daß sie nicht rein waren. Sie waren getrieben von dem Bedürfnis, der Lebensausdruck nur dieser Persönlichkeit zu werden. Sie möchten Leben und Dichtung werden. Aber als Deutung sachlicher Verhalte und als Begriffe boten sie sich doch im allgemeinen Ausdruck des Bewußtseins. Eine Erkenntnisdichtung ihrem persönlichen Charakter nach waren die „Ideen", d. h. sie waren weder rein Erkenntnis noch rein Dichtung. Sie waren damit das Dokument einer Kraft, die eines eigensten Lebens bedurfte, aber nicht genügte, in ungemischter Reinheit sich auszuleben. Bei Goethe entfaltete sich die Erkenntnis rein, weil die dichterische Anlage in reiner Kraft sich behaupten mußte. Denn innerlichst bezieht sich die Arbeit seiner Erkenntnis auf das dichterische Lebenswerk. In beiden ist das Wachstum derselben Anlage des Geistes. Wie von selbst entfaltet sich die Erkenntnis in ihren

eigentümlichen Formen, da der Goethesche Geist so und nicht anders ist, mit dem Wachstum des Lebens. All sein Thun nährte sich und ward getragen von diesem frohen Vertrauen, daß sein Leben die ihm eigene Form geistig gewinnen müsse. Er hatte die unbedingte, unschuldige Freude der starken Natur an sich selbst. Mit jedem Wachstum der Erkenntnis aber wuchs zugleich in seiner Ahnung und seinem Verlangen die dichterische Aufgabe. Es war eben dieselbe Lebenskraft, die in beiden sich entfaltete. Denn in welchem Sinne mußte er nun in dichterischer That den Stil erstreben! Seine Dichtungen mußten hinausklingen als Künderinnen oder richtiger als Trägerinnen jener reinen Anschauung der Natur und menschlicher Dinge, die in ihm entstanden war. Seine Menschen und ihre Verhältnisse unter einander mußten geschaut und dargestellt sein in dieser einfachen, großen Gesetzlichkeit, in der er als Denker die Welt sah. Was konnte sein Dichten anders sein als: was von dem Zusammenhange der Welt und des Lebens in seiner denkenden Anschauung ergriffen war, nunmehr lebendig geworden in für sich bestehender dichterischer Welt, indem es aus seinem persönlichen Gemüte sich beseelt, das in unablässiger Verarbeitung der Welt zur Seele der Menschheit sich geläutert hat? So wird, was bisher gleichsam als ein Element des Lebens sich herauspräpariert, in der dichterischen Schöpfung erst zum Leben. So strömt in notwendigem Fluß Eine Bewegung fort vom Goetheschen Schauen zur Goetheschen Dichtung. Erst in der Dichtung findet sich ganz das Selbst, das im Denken gleichsam sich bereitete. Die dichterische That ist die Bejahung aller Erkenntnismüh aus dem Ganzen der Persönlichkeit, ihrer Elemente Auswachsen im Leben. Ein Leben mit seinem Gesetz erscheint uns in beidem. Dies Leben ist in allen Äußerungen und in seinem Kern von dem Herderschen so verschieden, wie

wir an jedem Punkt gesehen. Das Herdersche ist eingewickelt in seiner Besonderheit, das Goethesche breitet sich aus zur Welt und zur Menschheit.

Das eingeschlossene Selbst — damit bezeichnet sich recht der Zustand Herders. Und wie ist das in allen Beziehungen seines Lebens ausgeprägt! wie ist es seine Eigentümlichkeit und wie wird es sein Verhängnis! Ihm ist niemals wohl in seinem Amt und äußeren Leben. Seine geistigen Bildungen müssen ihm ersetzen, was die Lebensgestaltung ihm versagt. So bilden sie sich zu Zwecken, die im Besondersten seiner Art begründet sind. Wie der warme Mantel müssen sie sich legen um dies empfindliche Wesen. Ja, wie ein Stück seiner Haut liegen sie ihm an. Und als physisches Leben zucken und leiden sie in der rauhen Außenwelt. Es bildet in seiner geistigen Arbeit nichts minder als die Klarheit seines Verhältnisses zur Welt sich aus. Es kommt ihm die Klarheit des überschauenden Bewußtseins nicht. So ist seine Stellung unter den Menschen haltlos und ohne Bestimmtheit. Er kann sie nicht schätzen nach dem Verhältnis ihrer Gedankenwelt zu der seinigen, ihrer Art zu leben zu der seinigen. Er überschaut seine eigene Art ja nicht. Es ist alles unterworfen dem Reiz des Moments, ist Temperament, Laune, Stimmung und Willkür, das isolierte reizbare Selbst.

Nun aber wie Goethe, der mit dem Ganzen seiner Persönlichkeit in geistiger Arbeit lebt, wie er auch unter den Menschen sich zurechtzufinden versteht! Wenn er dem Leben der Forscher nachgeht in allen Gebieten seiner Arbeit, wenn er das Leben der Künstler erforscht, um ihr Lebenswerk zu begreifen, man fühlt: das ist das gewöhnliche biographische Interesse nicht, das hübsche Notizen über vergangene Menschen zusammenträgt. Es wirkt in diesem Bemühen ein Motiv mit dem Leben und seiner ganzen Aufgabe eins. Wie er an sich selbst begriff, daß

aus der ganzen eigentümlichen Anlage seiner Persönlichkeit die Art seines Erkennens und Schaffens hervorging, so suchte er in den fremden Persönlichkeiten die Erklärung ihrer Lehren und ihres Schaffens. Das ganze Leben nur erklärt die Einzelheiten der Erkenntnis und der Werke. In diesem großen Sinn ergriff er in dem gesamten Leben der Forscher und Künstler die menschlichen Vorbedingungen der Theorien und künstlerischen Thaten. Er nahm, selber wachsend in seinem Werk, das ganze fremde Leben, das Erkenntnis oder Kunst gefördert, in sein ganzes eigenes Leben auf. Einen Verkehr von Seele zu Seele, einen Zusammenhang der Arbeit und Liebe stiftete er zwischen sich und den anderen Menschen. So mußte die Stellung eines Mannes unter den Menschen sein, der begriff, wie bei ihm das ganze Leben Voraussetzung seines Erkennens und seiner Thaten war. Es arbeitete mit seinem Lebensgesetz auch hierin die Klarheit sich heraus. Und rührend, rührend, wie er in großer teilnehmender Liebe in diesen Jahren seinen Herder trug. Er empfindet es mit, wie der zarten Eigenheit des Freundes das Leben so schwer wird, wie er immer wieder es sich verbittert. Er weiß, daß man ihm helfen muß, aber voller Vorsicht und keinen Dank erwarten darf. Er ehrt in der Gesamtheit seines Schaffens die große mitfühlende Liebe und trägt seine Launen und Rauhigkeiten als die Schwankungen der reizbaren genialen Natur, die nur im Gleichgewichte große ausströmende Liebe, aber nur unter einer Menge besonderer Bedingungen im Gleichgewichte ist. Er hat ja die Ruhe in sich selbst und die Klarheit der Überschau, die jenem fehlt. Sollt er nicht dulden und hegen? Aber wenn wir diesen Zug noch aufnehmen, der aus der ganzen Art notwendig folgt, — wie ist er im Kern verschieden! und wie so sehr überlegen!

Es tritt in diesen Verhältnissen zu Kant und zu Goethe

das ganze Geäder der Lebensweisen, der Thatsache Leben hervor, die mit jedem Mann gegeben ist, unter der Oberfläche der Worte die Adern des Bluts. Der alte Lehrer wies ihn zurück. Er hatte ihn einst gelehrt, öden Worttheorieen zu fliehen und an die Thatsachen sich zu halten. Er hatte sich weiter entwickelt zu einer neuen Wendung des Denkens, zum reinen Denken menschlicher Wissenschaft. Das reine wissenschaftliche Denken lehnte Herder ab. Der alte Schüler, jetzt sein bester Freund, steht treu an seiner Seite, aber sein Leben kehrt sich schon im Grund von dem Freunde fort. Es richtet ihn das innere Gesetz geistiger Arbeit, wo sie rein sich entfaltet. Geistiges Schaffen kann nicht Ruhe sein in sich selbst. Geistiges Schaffen muß sein Herstellung des reinen Verhältnisses zwischen Geist und Welt — ein Stück Welt rein erfahren im Geist.

Unheimlich, wie der Mensch nicht weiß, was er ist. Dies Gewebe der Täuschungen, in dem er sich selber sieht. Aber das Leben bringt es immer ans Licht. Nur der ganze Zusammenhang des Lebens ist der Mensch. Das muß wissen, wer ihn erkennen will.

Es ist, als wende nach beiden Seiten das Leben von Herder sich ab. In grausiger Einsamkeit ist er allein. Und die Stimmen seiner Erfüllung klingen noch um ihn. Und die wohlige Wonne des vollendenden Könnens schwellt seine Brust. Der eisige Hauch der Vereinsamung umweht schon die Höhe des Lebens. Schon schreitet um ihn in der Blüte der Kraft der schreckliche unerbittliche Tod.

4.

Herders Gespräche über „Gott“.

Doch ehe er mit seinen ersten Boten kam, war noch auf der Höhe Herdern ein Werk vergönnt, das seines Denkens

ganze Summe zog, das zu den wichtigsten Geistesbewegungen der Zeit sein Verhältnis klar heraushob, den geliebtesten Führern seiner Jugend eine bewegte Huldigung, Seiten voll heiterer Sicherheit, ein Stück blauer Himmel, unter dem es nur Blumen giebt und sprossendes Grün, keine Schlangen und Tiger, Erdbeben und Gewitter, — ein reifes, mildes, herrliches Werk.

Es sind die fünf Gespräche über Gott aus dem Jahre 1787, unter seiner Deutung von Spinozas System die eigenen Hauptgedanken Herders.

Das wärmste Wort der Liebe schenkte Goethe aus seinem italienischen Glück diesem Buch. Zu seinem Geburtstag kam's, das Büchlein voll würdiger Gottesgedanken. Es war ihm tröstlich und erquicklich, sie in Rom, diesem Babel, der Mutter so vieles Betrugs und Irrtums, so rein und schön zu lesen und zu denken, daß doch jetzt die Zeit ist, wo sich solche Gesinnungen, solche Denkarten verbreiten können und dürfen. Er wollt es noch oft in seiner Einsamkeit lesen und beherzigen und dachte in vorauseilender Freude an die künftigen Unterredungen, die sich daran knüpfen würden. Von ganzem Herzen fühlte er sich mit dem Freunde eins. Er bezog sein eigenes Bemühen der Erkenntnis auf die Grundgedanken des Buches. Er erkannte die Wahrheit, daß die Ideen das Echte, Große und Innerliche, was sie haben, in, aus und durch diesen Begriff von Gott und der Welt empfingen. Er dachte mit Herder und dachte sich mit ihm.

In der That: wie Herders ganze Lebensarbeit in den Ideen sich krönt, so krönen die Ideen sich in den Gesprächen über Gott.

Und das Glück der Erfüllung spricht selbst in der äußeren Form sich aus. Herders innerste Sehnsucht war, in Menschen

lebendig seine Gedanken zu fühlen. Hier bewegen sich die Gedanken in freundschaftlichem Gespräch. Aber es ist kein Streit der Meinungen. Der eine führt, der andere ist bald mit ihm eins. Im fünften Gespräch tritt noch Theano, eine Frau, hinzu. Milde betont sie das Recht ihres Frauengemüts. Nichts scharf Abstraktes, nichts leblos Theoretisches darf sich regen. Der Gedanke darf nicht verrinnen in die bodenlose Tiefe der Allgemeinheiten. Wie aus dem innersten Lebensbedürfnis der Herderseele bildet sich das Buch. So hätte leicht und wie von selbst das Leben um ihn sich gestalten sollen nach seinem Gedanken. So hätte es sich fügen sollen in dem weichen Frieden frauenhafter Empfindung. Doch noch näher dem Augenblick, als Genuß seines Glückes recht fühlt er das Buch. Denn wie ein Nachklang ists von seinen Unterredungen mit Goethe, zu denen dann Frau Karoline kam, in empfänglicher Seele zur Höhe der Männer mitgetragen, den Männern wohlthätig durch ihr empfängliches Frauengemüt.

Und seinen Gott genießt er, wie er in der Arbeit seines Lebens und in deren Ergebnis, den Ideen, sich bewährt. Aber da er in seiner Betrachtung versinkt, geht er noch bestimmter und größer ihm auf, enthüllt er sich ihm noch mehr in seinem Wesen.

Er hat die Fülle organischer Gebilde beschrieben in der Natur, das Seelenleben des Menschen, die Völker, die Gestaltungen der Geschichte. In jedem Gebiet hat er das geschlossene Leben gedeutet einheitlich wie aus einer besonderen Kraft beseelt. So kehrt denn hier die Anschauung seines Gottes wieder, der in geistigen organischen Kräften in jeder Erscheinung auf ihre Art, in jeder aber ganz sich offenbart, im Leben des Gebildes Körper und Seele zugleich wirkend als Darstellung seiner Kraft. So wollen wir die Thatsachen suchen und deuten, mit

jeder lauteren Erkenntnis der Dinge erkennen wir Gott und seine Kraft.

Seine Kraft nicht allein, seine Weisheit nnd Güte. Denn das ist eins. Er ist ja nichts als ewige wirkende Liebe. So hat er auch in jedes Ding die Kraft seiner eigentümlichen Dauer und seines Bestehens gelegt. Alle Dinge, alle Systeme von Dingen beruhen in sich selbst auf einem Beharrungszustand der Kräfte, die sie zusammensetzen. Genauer: der Beharrungszustand ist ein Maximum oder Minimum in der Bewegung der Kräfte, die sie zusammensetzen. Ist dieser Zustand gestört, so streben die Kräfte in gewaltigen Schwingungen zur Beharrung zurück.

Das wissen wir auch vom fünfzehnten Buche der Ideen schon. Es ist ein Gedanke, der Natur und Geschichte in der Herderschen Anschauung zusammenrückt und in beiden den gleichen Gott erweist. Denn Er ist die ewige Liebe, die ewige Beharrung in Weisheit und Güte. Er zieht all die schwankenden Wesen der Welt zu seiner ewigen Ruhe hinauf. Nach den Gesetzen der Welt, die aus ihm stammen, muß Weisheit und Ordnung weiter und weiter sich breiten. Das ist das stete Leben der Welt. Es giebt keinen Tod. Es giebt nur den Fortgang zu höherem Leben. Die ganze gewaltige Kette der Geschöpfe, der Seelen, der Völker strebt hinauf, hinauf in das ewige Licht, in die hegende Liebe, in die als seliges Leben wirkende Weisheit des ewigen Gottes.

Es ist der begeisternde Glaube der Ideen, der hier für sich allein sich darlegt, der Glaube, der alle einzelnen Bemühungen der Erkenntnis geleitet. Das ist seine begeisternde Kraft, daß in ihm aus aller Zersplitterung das zweifellos Große und Eine so sieghaft hervorragt. Nicht allein jede Erkenntnis des Einzelnen ist ein Stück Gottesdienst, nein! Gott

wird siegen, Gott trägt alles Werden der Welt zur Liebe und in sich selbst bestehenden Schönheit fort.

Ja, es taucht aus diesen abschließenden Gedanken wie ein neues Ideal hervor, unter dem alles Herdersche Sinnen wie unter einem Symbol des Herdertums sich anschauen kann. Das Gesetz des Maßes beherrscht Natur und Menschenleben, Natur und Geschichte. Auf Maß und Proportion sind alle Dinge und Systeme gegründet, auf jenes innere Maß ihrer Kräfte, jenes Gesetz der Beharrung, das wir erkannt. Wer dies Gesetz des Maßes verfehlt, das sein inneres Wesen ihm aufgiebt, der zerrüttet sich in sich selbst und muß in haltlosem Irren schwanken, bis das natürliche Verhältnis seiner Kräfte in Maß und Beharrung sich wieder hergestellt. So ergiebt sich als letztes Ergebnis aller Müh Ein leitender Gedanke für Natur und Geschichte, recht auf der Höhe ein Überblick der Anschauung, bei dem innerhalb des Herderschen Horizonts, was er sieht und erforscht, als einheitliches Leben erscheint.

Die Nemesis, die ernste Richterin, blickt als die Herdersche Göttin über die Welt. Er hat sie in einer wundervollen Abhandlung gedeutet und verstanden wie niemand zuvor, weil er seine innerste Anschauung der Dinge in ihr verkörpert sah. Sie ist die Göttin, die über das Maß im sittlichen Leben der Menschen wacht, die Göttin des Maßes und Einhalts, die den Übermut mißbilligt und in seinen eigenen Folgen straft. Wer auf seiner Urteilswage nicht sein Leben nach dem Gesetz des ihm eigenen Maßes zu schätzen und zu lenken weiß, der verfällt ihrem richtenden Spruch. Wo aber sie in allen herrscht, da ist sie die Wohlthäterin für das Ganze und läßt es in eigentümlicher Kraft bestehn.

Herder ganz und gar! was in der Ausbreitung seines Schauens sich bewährt, zusammengefaßt in einheitlichem Glauben,

eine letzte Idee gefunden, die wie ein neuer Aufschluß der Welt ihm erscheint, und daß er doch nicht zu lange weile in der kalten Region der Begriffe, steht gleich das künstlerische Symbol ihm da, die hoheitsvolle ernste Gestalt, ihm eigenst aufgegangen und ihn entzückend. Die Wärme seines Herzens kommt ihm entgegen aus aller Welt. Wenn er nun auch in der Ergrübelung Gottes tiefer und tiefer versinkt, Raum und Zeit von ihm entfernen will — er wirkte ewig, doch nicht in Raum und Zeit, er ist die ewige immanente Ursache der Welt —, es ist in allem doch nichts als das Bedürfen seines Gemüts, das schrankenlos sich genügt. Denn ihn ängstigt ja das rastlose Mühen, die Reihe der Tage voll Arbeit und Last. Ihn drängt es hinaus aus der Vielheit der Welt, die in immer neuer Fülle den Blick überstürzt. Da ruht er im Gefühl des ewig beharrenden Gottes, er ist untergegangen in dem, der nicht kam und der nicht geht, in dem überirdischen Glanz dessen, der von Ewigkeit schafft. Und die Welt ist fern. Sie überrauscht und beängstigt nicht. Sie ist eins in ihm. Sie strahlt wie ein verspritzend Farbenlicht aus ihm hervor. Was ist denn dieser Gott, in dem die Welt so herderisch erscheint? Herders ganzes Können und ganzes Glück. Nein, mehr, viel mehr. Der harten Welt entzogen ausströmende Liebe, seine schöpferische Seele selbst nicht als Spiegel der Welt, als Schöpferin der Welt empfunden.

Wenn so der Gedanke aus seinem Innersten kam und so natürlich sich ihm gebildet, wie mußt ihm die Seele aufgehen in diesem Werk! Er schrieb es mit vollgereifter Kunst. Wunderbar, wie er leicht und liebevoll Leben und Lehre Spinozas erschließt! Wenn er in den Grundanschauungen das intensive Gefühl seiner spezifischen Lebensempfindung genießt, so leuchtet der ganze Reichtum seines belebenden Geistes rings

umher. Sprüche der Morgenländer künden von Gott. Ein vergessener lateinischer Dichter, den man als Atheisten verbrannte, stimmt sein Lied zum Lobe des Höchsten an. Sprachliche, mythologische Auseinandersetzungen erklären und beleben die Begriffe. Die Nemesis faßt alle Gedankenlinien zusammen in ihrer untrüglichen Hand. Die philosophischen Dichter der Zeit, Haller, Uz, klingen hinein. Es ist ein so weiter und freier Blick über die Welt. Aus reichster Erkenntnis findet alles leicht an der rechten Stelle sich ein. Wo das ganze Leben sich krönt und lohnt, sollten nicht alle Jahre mit ihrem Ertrag zugegen sein? Es ist in ihrer Reife die weit geöffnete Herdersche Seele, seine ungestörte Liebe im Werk der Erfüllung.

* * *

Mit diesem Werk trat oder blickte er wenigstens in den heißen Kampf des Tages hinein. An dem Grabhügel Lessings war er ausgebrochen. Fritz Jacobi hatte die Freunde und Verehrer Lessings aufgeregt mit der Behauptung, der Mann sei am Ende seines Lebens Spinozist gewesen. An diese Frage schloß sich der Streit. Wie stand es mit Lessing? wer war Spinoza? so hieß es zuerst. Aber in rascher Folge thaten tiefere und tiefere Fragen sich auf. Am Ende handelte es sich um nichts Geringeres als um die Urgründe menschlichen Erkennens und um das Verhältnis Gottes zur Welt.

Der alte Freund Moses Mendelssohn war durch Jacobis Beschuldigung, wie er es nannte, empört. In den „Morgenstunden" trug er seine Auffassung Spinozas vor — eine gänzliche Verkennung —, er gab seine eigenen Gedanken dazu, mit denen seiner Ansicht nach Lessing übereingestimmt. Eine klare und trockene Schrift des dogmatischen Rationalismus, haltlos und ohnmächtig vor den Fragen, die das jüngere Geschlecht bewegten. Gleichzeitig fast kamen Jacobis Darlegungen heraus,

heftig, leidenschaftlich und formlos, in der Kenntnis Spinozas Mendelssohn unvergleichlich überlegen, in dem ganzen Zuge der Gedanken aber von einem tiefen gährenden Bedürfnis getrieben, das der alte Rationalist gar nicht mehr verstand. Heftige kleine Streitschriften folgten, schwere, zum Teil häßliche Vorwürfe hin und her. Kants ernste und feste Stimme sprach beschwichtigend ein, als bei dem Hin und Wieder die unbefangene Freiheit des Denkens bedroht schien.

Mendelssohn meinte, das Dasein Gottes lasse sich beweisen wie ein Satz der Geometrie. Jacobi erklärte, daß alles Denken, welches auf den begrifflichen Fortschritt seiner Gründe allein vertraue, zum Atheismus führe. Der Glaube allein sei die lautere Quelle der Erkenntnis und der Thaten. Der Glaube, der das Dasein der Welt als gegeben nimmt und in Thaten der Liebe mit der Kraft Gottes sich durchdringt. Kant mahnte, unbedingt zu wahren das Recht der Vernunft, die allein Erkenntnisse begründet, und dem Gottesglauben das Gebiet zu lassen, in das er gehört, in dem Streben der Gedanken nach der Einheit der Welt und im sittlichen Handeln.

Es ist ein denkwürdiges und unvergeßliches Schauspiel, wie bei dem Ernste der Streiter der Kampf um Lessing zu einem Kampf um das eigene Leben, um Grund und Recht der Wissenschaft sich entwickelt. Man wollte Spinoza und Lessing verstehen. Man konnte es nur, wenn man die eigene Einsicht der philosophischen Probleme begründete. Es zeigte sich, daß alles Verstehen der Geistesgeschichte durch das eigene Verständnis der Probleme bedingt ist. Und die Frage vom Grund der Wissenschaft — sie ist diesen Männern gleich mit der Frage: wie stehst du zu Gott? wie beziehst du ihn auf dein Leben? Es ist wirklich ein Kampf würdig des Volkes der Reformation. Die Wissenschaft emfinden sie als gehörig zum sittlich-religiösen

Gehalte des Lebens. Sie können ihre Fragen nicht scheiden von den heiligsten Fragen der Sittlichkeit und Religion. Geist und Gewissen arbeiten vereint.

Als das reichste Werk kam das Herdersche Buch hinzu. Wie ergriff es ihn, daß Lessing den Trost der letzten Jahre in dem Spinoza gefunden, mit dem er sich selbst seit lange einig empfand! Das war noch die größte Freude für ihn, daß er in den Spuren des geliebten Führers wandelte. Auch der Beistimmung Goethes war er gewiß. Aber der Kampf mit seiner Hast und Leidenschaft berührte ihn nicht. Sein Lärm tönt kaum zu seiner heiteren Höhe hinauf. Es berührt ihn nicht das ängstliche und ergreifende Problem, das endlich auf dem Grunde alles Streitens erschien: worauf gründet sich die Gewißheit unserer Erkenntnis? mit welchem Rechte sprechen wir von Gott? Die Ängste furchen seine Stirne nicht. Versteckt grollt an einigen Stellen der Ärger gegen Kant. Sonst aber findet er gemeinsamen Sinn in den streitenden Denkern und reiht sie alle als verwandten Geistes auf. Sie alle liebten bestimmte Begriffe und hielten von leeren Phantomen einer müßig-spekulierenden Einbildungskraft sich fern, die Jacobi und Mendelssohn, Wolf, Lessing, Kästner u. s. f. Er ist in seinem Glauben so gewiß und fragt mit keiner Silbe, worauf er sich gründe. Er spricht als von einer zweifellosen Thatsache von dem Gott, der in den organischen Kräften wirkt. So sicher war er nie, als hier, da die Arbeit seines ganzen Lebens ihn trägt. So war er im Eigenen nie, als da ungehemmt in schauender, weltgenießender Liebe sein Wesen sich giebt. In seinem Gottesglauben glaubt er fraglos an sich selbst. Er ist in Freude seines Geistes gewiß. Er weiß, wie die Besten und Liebsten auf ihn schauen. Er vollendet die Ahnungen seiner Jugend wie mit einem großen Geschenk. Denn Leibniz,

Shaftesbury, Spinoza — das waren seine Führer. Seine eigene Lehre aber gilt ihm für nichts als für ihre Verbindung und für den geklärtesteten Ausdruck ihrer Lehren.

Seine Jugend, seine reife Kraft, sein ganzes Wesen — es war ihm ein Werk vergönnt, wie die tiefste Sehnsucht des schöpferischen Geistes es erstreben mag.

5.
Höhepunkt des Herderschen Lebens. Herder als Dichter.

Das Jahr 1787 war der Höhepunkt des Herderschen Lebens. Es war die Zeit des sichersten Besitzes seiner Selbst und der kostbarsten Güter seiner Seele. Man darf es im engeren Sinne betrachten als den Gipfel und Mittelpunkt der Jahre, in denen ihm die Arbeiten gelungen, die seine eigentümliche Kraft am reinsten ans Licht gebracht.

Denn wenn wir die Sammlung der „Zerstreuten Blätter" übersehen, die in sechs Teilen 1785 bis 1797 hervorgetreten, so bietet sich in diesen hellen und weitblickenden Seiten gleichsam der Ertrag des ganzen Lebens dar. Die großen Werke bestehen in ihrer Größe wie nur zum Schein. In Wahrheit setzen sie doch bei jedem Abschnitt von neuem an, und die Einheit der großen Stimmungsbegriffe arbeitet so wenig mit dem Fortgang der Untersuchungen in ihrer Kraft und Bedeutung selber sich heraus, daß sie den Leser nicht sowohl mit sich zieht als am Ende wohl gar ermüden kann. Aber in kleinen Gaben den gesammelten Schatz der Seele reichen, in der einzelnen Arbeit ganz zu sein, das ist unseres Herder eigentliche Art. Er ist ein geborener Fragmentist. Er bietet sich in seinem wahrsten Selbst, wo die reife Seele in ihren kleinen Arbeiten uns ihre Liebe schenkt.

Wie ist sie gewachsen aus einfachem Keim! wie ist sie

reif geworden in weiter Mitempfindung! Im Ton des Fremden die fremde Seele zu hören und den Mengen fremder Gebilde aus sich die lebendige Seele zu schenken und in neuem Tönen sie zu erwecken — das war seines Werdens Fortgang und Gesetz.

So stehen sie um ihn wie seiner Seele Lieder — die Völker, die er gedeutet. In dem Altertum sieht er mit gleicher Gerechtigkeit Griechentum und Orient. Er hat in den Griechen wie die Ersten seiner Zeitgenossen neben ihm seine Ideale der Kunst und des Lebens gefunden. Er hat für die Orientalen zum Teil das Verständnis erst geweckt. So treten um das führende Volk die entlegeneren Stämme, in denen doch auch so viel Weisheit und Leben war. Perser, Inder, Hebräer, Araber — alles tritt hinzu, bei allen Kunst, Dichtung, Weisheit und Volksleben mit einander.

Nicht fehlen darf uns an diesem Platz das Bild der Herderschen Natur. Recht in ihren Seelenzügen enthüllt sie sich uns, wo Herder im engeren Kreise frei und unbekümmert spricht. Wie sie im Hinaufstreben ihrer Geschöpfe die Unsterblichkeit uns verbürgt, wie Gott als Liebe in ihr wirkt, die tausendgestaltigen Figuren des Alls belebt, wie sie in steter Neuschöpfung immer frische Kräfte entfaltet, das Vorbild des Menschen und menschlicher Gesellschaft, die auch in steter Erneuerung nur bestehen können. Natur und Menschenleben verfließen in den Gedanken Herders, in dem gleichen Sinne des Gottes der Liebe. Wie schon jetzt eine Wissenschaft der Natur mit den Gesetzen des Drucks und Gegendrucks und der natürlichen Schwere die Dinge mißt, wird einst eine Wissenschaft vom sittlichen Leben sein, die mit Bestimmtheit Gesetz und Erfolg des Handelns weiß. Sie ist die richtende Nemesis selbst, das Wort der Göttin, deren hehres Bild auf diesen Blättern Herder errichtet hat.

Er tritt nun auch in die neueren Zeiten ein. Über

Kirchenmusik, über deutsche Poesie und Kulturgeschichte, über Andreä und Hutten hören wir sein belehrendes Wort.

Weltanschauung und historisches Verstehen, Natur und Geschichte, Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft — in allem waltet die gleiche voll entfaltete Kraft.

Aber mehr als das! Wir treffen Herder zum ersten Male mit einer ganzen Sammlung eigener Gedichte an. „Bilder und Träume“ hat er sie genannt. Nachdichtungen, Übersetzungen zerstreuen sich durch alle Bände. Und wenn wir sie nach ihrer Beziehung zu Herders Seele erwägen oder nach dem Grade schöpferischer Kraft, der in ihnen wirkt, so sind sie kaum von einander zu unterscheiden, die Übersetzungen, die Nachdichtungen, die eigenen Gedichte. Im Nachschaffen schöpferisch sein, im fremden Leben das eigene finden — das war Herders Natur. Selbst seine eigenen Gedichte klingen meist wie Nachempfindungen von etwas, das einst eigene Empfindung war.

Er hatte viel Verse geschrieben, sein ganzes Leben hindurch, mit jener verhängnisvollen Leichtigkeit der Versifikation, die er in früher Jugend erworben. Die rauhen und dunkeln Oden und Gesänge in Mohrungen und Königsberg, leichtere fröhlichere Gedichte und Oden der Selbstschau in Riga und während der Reise, Gedichte an die Braut in Straßburg und Bückeburg, Cantaten, musikalische Dramen und vieles sonst. Alles zu äußerem Zweck oder nach augenblicklichem Bedürfnis, meist leicht hingeworfen, ohne die gedrungene Konzentration des ganzen Wesens auf den Ton einer nur ihm eigenen Empfindung des Moments, zwischen seine anderen Beschäftigungen je nach der Laune eingeschoben, oft nicht mehr als eine Übung des Empfindens in der Manier anerkannter Meister, etwa Klopstocks, wie er sein Denken übte an den Problemen der Meister,

z. B. Lessings und Winckelmanns. Stets begleitet und unterbrochen von den seinem Gefühl gleichwertigen Versuchen des Übersetzens und Nachdichtens.

Er sichtete streng aus der Menge des Stoffs die kleine Auswahl der „Bilder und Träume“. „Paramythien, Dichtungen aus der griechischen Fabel,“ ein Herderscher Beitrag auf dem Wege Lessings, Geßners und Gerstenbergs, zart, allegorisch, erzählte Betrachtungen kamen hinzu. Aus voller Hand streut er in den beiden ersten Teilen, die dem Griechentum vor allem gewidmet sind, seine „Blumen aus der griechischen Anthologie.“ In dem Studium morgenländischer Sprachen, Sagen und Kommentare stieß ihm hie und da ein Bild, ein Gleichnis, eine Dichtung auf, ein Wachholderbaum in der Wüste, die er auszeichnete und in müßigen Minuten nach seiner Weise gestaltete; Dichtungen aus der morgenländischen Sage, „Blätter der Vorzeit,“ entstanden vor allem bei der Vorbereitung des Buchs „Vom Geist der Ebräischen Poesie“. Bei denselben Beschäftigungen belebten sich, geschwisterlich verwandt, die „Jüdischen Parabeln“, die erst in der Adrastea erschienen. In den letzten Sammlungen der „Zerstreuten Blätter“ überwiegen die Betrachtung der neueren Zeiten und religiöse Gedanken. Hier finden sich in Herderscher Nachdichtung, ja durchgreifender Umgestaltung nach seinen Liebhabereien oder freier Bearbeitung, einem Aufsatz über die Legende folgend, Legenden des Mittelalters. „Gedichte und Reime“, eigene und Nachdichtungen aus dem Italienischen der Faustina Maratti Zappi finden sich im fünften Teile neben einander.

Wie Denken und Dichten in ihm zusammenging, das lehren recht diese Blätter, auf denen man sein Leben übersieht. Es schlingen sich in einander die Aufsätze über die Völker und die freien Nachdichtungen aus ihrem mythologisch-poetischen

Vorstellungskreis. Sie tragen sich gegenseitig. Sie bringen zusammen erst Herders ganzen Anteil heraus, der in seinem Gemüt empfinden, in seinem ästhetischen Gefühl erklingen hören will, was sein Forschen und Schauen zusammenbringt. Für sich bestehen kann seine Dichtung nicht. Aber mit seinen Erkenntnissen zusammen läßt sie nur deutlicher hören, was aus seiner Seele Innerstem in jenen sich bewegt. Auch seine eigenen freien Dichtungen giebt er zum ersten Mal, da in der Reife seine ganze Anschauung der Welt sich bestimmt. Nachdem der Geist in seiner großen stolzen Richtung sich festgestellt, darf er, seiner selbst gewiß, auch zu den Seitenwegen sich bekennen. Die Gesamtheit seines Wollens sichert auch ihnen ein bescheidenes Recht.

Seine Gedichte sind haltlos in der ganzen Zeit seines Werdens. Wie kann es bei der Art seiner Entwickelung anders sein? Bei ihm geht der Weg des Werdens gleichsam aus einem Zersprengtsein in aller Welt in die Tiefe des Selbst. Erst sind all die eigentümlichen, feinen und zarten Empfindungen des fremden Lebens da. Dann bestimmt sich in der nach innen gewandten religiösen Wendung Anspruch und Recht des eigenen Selbst. Endlich, nunmehr in den Gottesgedanken als herderisch eigen gestempelt, gehen die Empfindungen wieder in die Weite der Welt hinaus. Die ersten Epochen können dichterische Früchte nicht tragen. Er giebt sich ja ganz an das Fremde in seiner Empfindung hin: er fühlt sich nicht mit seinem, gerade seinem Selbst lebendig im abgegrenzten, durchempfundenen Stück Welt. Dann später ist er so ganz in den Abstraktionen drin, die nach allen Seiten schauen, so viel Bedürfen gewaltsam zusammenfassen, aber fern sind der einfachen, selbstverständlichen, unschuldigen Konzentration des Selbst. Nun aber kommt das Einzelne aus seinem ganzen voll entwickelten

Wesen. Nun ist die Empfindung sich ihrer als seiner eigensten Empfindung gewiß. Nun lebt sein ganzes Selbst in jedem Punkt seiner schimmernden Welt. Jetzt ist auch Zeit für den einzelnen Klang, der vom Ganzen sich löst. Jetzt ist die zusammengefaßte Kraft der Persönlichkeit in all den zersprengten Empfindungen, die über die Welt sich verbreiten.

Denn er ist es ja, er ganz allein, der in dem Zusammenhange all seiner Gedanken sich spürt, das reizbar feine Selbst, das in großen Empfindungen der Ewigkeit seine Ruhe sucht, in Friede, Milde und Güte und mystischem Glanz seinem vielgeplagten, überangestrengten Wesen das Genügen schafft. Friedlich und milde die quellende Natur. Zum Frieden geschaffen die Menschenseele, in deren Erwachen die Natur sich genießt und die Gotteskraft schaffend sich bekundet. Wahre Menschheit allein die thätigen Völker mit den Werken des Friedens, wahre Menschheit einst am Ende der Zeiten in Thätigkeit und Liebe geeint, ein Abbild des Liebesreichs höherer Wesen, das wir ahnen in irdischer Gebrechlichkeit.

Wie lag natürlich in seinen Gedanken selbst das Bedürfnis, auch gesondert sich darzubieten in ihrem Gehalt der Empfindung, der überall in ihnen die Herderseele war. Erkenntnisdichtung waren die „Ideen". Aber der große Zusammenhang des Buchs ordnete sie doch mehr in den Kreis der Begriffe. Es mußte hervor, was an ihnen das Dichterische war. Dies ganze Spielen der Empfindung, das unter den Gedankenringen sich halb verbarg, als Empfindungsspiel auch wollt es heraus. Kam in der großen Arbeit doch, herbeigetragen in seiner Empfindung von allen Seiten der Welt, das Einzelne zusammen. Wie sollt er nicht auch dem Einzelnen gern ein eigenes Leben schenken? Ihm war die Empfindung des Moments ja doch das Wichtigste. So lösten

sich in sinnigen Gedichten, in tiefer Betrachtung, in Fabeln, Allegorieen und Paramythien all die vielen einzelnen Farben heraus, die er zusammengestimmt. Der seine Welt in seinem Herzen trug, er legte sie den geliebten Menschen an das Herz.

Und nun in diesen dichterischen Blättern kommt es erst voll ans Licht, wie von poetischen Beziehungen seine ganze Welt atmet und lebt. Denkt, daß der Sterne zusammenklingender Chor als Harmonie einer Gotteswelt von ihm empfunden wird, deren Ewigkeit den Menschen trägt. Denkt, daß er das Band der Bruderliebe geschlungen um alle Geschöpfe, da im gleichen Medium der Lebenswärme aus Gott sie beseelt. Der Pflanzen Leben geht ihm menschlich auf. Die süßesten, sanftesten Empfindungen der Menschheit, die, die er am liebsten teilt, duften aus ihrem unschuldigen Kelch. Die Tiere giebt er dem Menschen als Freunde. Wie in der Pflanze den Menschen, fühlt er den Menschen als Pflanze. Als sprossende Blume geht er auf aus dem Grund der Natur. Seine Menschheitstugenden spiegeln Gott. Ein sanfter Mittelzustand des Hoffens und Liebens ist sein Leben. Wer könnte sie alle finden — die poetischen Beziehungen der Herderschen Natur! Und alle Geschöpfe umfließt das Licht, alle leben aus dem Licht, dem Organ der Gottheit, allen also winkt das Ziel, einmal aufzugehen in der ewigen Sonne. Ein einziger Zusammenhang dichterischen Lebens ist die seeleninnige Herdersche Natur.

Der Mensch lebt nicht allein im Zusammenhang mit allen Geschöpfen. Er lebt im geahnten Zusammenhang mit Wesen höherer Welt. Er lebt in Gott. Er soll ruhen in sich selbst und wachsen zu seiner inneren Form. Dann wird in ihm die Gottesliebe. Es wird eine Menschheit, die in Thaten göttlicher Liebe geeint ist. Er versinkt im Tode, dem sanften Übergang, in dem schaffenden Leben des Ewigen.

Nicht minder reich ist seinem dichterischen Gefühl das Leben der Völker. Ihre dichterischen Vorstellungen gehen leicht ihm ein. Er belebt sie sich aus dem eigenen für seelisch-sittliche Dinge so reich entwickelten Gefühl. Seine eigene Empfindung ist das Blut, aus dem die Schatten Leben trinken, wie aus seiner eigenen Empfindung in den dichterischen Beziehungen Natur und Menschheit ihm lebendig geworden. Er ist in allen. Neben der Herderschen Natur und Menschheit ersteht in den Übersetzungen und Nachdichtungen ein Herdersches Griechentum und ein Herdersches Morgenland, eine ganze Welt des Menschlichen in reichen entzückenden Formen.

So sind die Herderschen Dichtungen und Nachdichtungen die reichen Ausstrahlungen seines Weltschauens. Sein dichterisches Thun steht zwischen Empfindung und Gedanken, oder richtiger an dem Punkt, wo in der Mitempfindung einer reichen Seele aufgeht, wie viel vom Eigenen sie hier ausdrücken kann. Geistige Beziehungen der Herderschen Gedankenwelt hergestellt an einem Bilde oder einer Fabel.

Aber wenn Dichten und Denken so auf einander sich bezieht, wenn mit einander erst voll wird, was eigentlich Herder ist, wie bietet doch in diesem Ineinandergreifen der Arbeiten die Erfüllung seines Werdens von frühester Jugend sich dar. All die Bedürfnisse seines Innern — sie haben nun ihren Platz im Ganzen dieser weiten Seele, hat alles gegen einander sich ausgeglichen, mit einander sich in das Verhältnis gesetzt, in dem es bestehen kann als der volle Selbstgenuß der Herderschen Natur. So mußte es sein — Schauen des Lebens der Seele in der Welt. So mußte es weiterklingen in den tausend schillernden Beziehungen belebt, in denen sein Gemüt sich genoß. Über Orient und Griechentum, über die neuere Menschheit, in die Zukunft der Welten schaut sein Blick, und alles,

was erschaut in seiner Seele sich zusammenfand, das gewinnt auch sein einzelnes gefühltes Leben wieder im nachdichtenden Geist. All die Strahlen, die tausendfachen Lichter sind frei geworden, die in ihm zusammenwirken, in dem lieben leuchtenden Stern, der er war. Nein! beziehen wir's auf den Sinn, der in Herders ganzem Schaffen am eigentümlichsten entwickelt erscheint, auf die Kunst, die seinem Lebensgefühl am innigsten anlag — die ganze reiche Musik der Herderschen Seele erklingt in diesen Jahren, zusammengehalten in den großen Formen, die ihrem Wesen entquillen, mit allen Ober- und Untertönen der vielgewandelten Melodie.

Und so seltsam ist's. Wenn man bedenkt, wie er in der Jugendzeit sich hinein gefühlt in den Ton der Empfindung der Dichtungen, der Völker, wenn man in seinem voll entwickelten Schaffen nichts anderes erkennt als dieselbe nur unsäglich fein und reich ausgebreitete Fähigkeit der Empfindung, so sieht die Gesamtheit Herderschen Lebens wie ein großes Nebeneinander sich an. Als wäre die Seele nur weit geworden, aber nicht zu neuem und anderem entwickelt. Als hätten in den ungebunden umherfliegenden Elementen nur die spannenden Kräfte sich hergestellt, kraft derer das Ganze im Gleichgewichte bestehen kann. Ein Weit- und Lebendigwerden der Seele, ein Für-Sich-Sein, eine ruhende, leuchtende, duftende Welt.

So ist das Herdersche Leben, wie wir's in seiner Fülle überschauen. Zwischen den ragenden Gipfeln der Menschheit ein wunderbar reiches, lebenquellendes Thal. Man empfände die Erhebung an den gewaltigen Gipfeln nicht recht, wenn man die Seele nicht weiten dürfte im wohligen Genuß des blühenden Thals, wo in Duft, Klang und Glanz man sich fühlt als ein Stück dieser weiten Welt, reich, fein und zart wird, wie er es war, der uns so viel in sich und seinem Leben geschenkt.

Viertes Buch.

Der Verfall.

Italienische Reise 1788, 1789. Weimar 1789 bis 1803.

Der Mensch lebt und blickt wenig über den Moment hinaus. Er thut seines Tages Arbeit nach seiner besten Kraft. Er genießt in Behagen die Güter des Daseins, die er gewann. Er hält sich an die Freunde, die sich ihm verbanden durch seines Lebens Weise ihm zugewandt, und wenn sie an ihn glauben, so glaubt er auch an sich. Und so verharrt er zufrieden in seinem Kreis.

Aber das wirkliche Leben des Menschen und sein Wert liegt jenseits all dieser Sichtbarkeit. Das ist des Lebens Ernst und Gefahr, daß es etwas so anderes ist, als es scheint. Wenn der Mensch es beurteilt je nach dem Moment, wie er ihn sieht, und nach den Menschen, wie sie ihm reden, es ist in jedem Augenblick der Zusammenhang des ganzen Lebens, ein unsagbar feines Gewebe vieler fortwirkender, lebendiger Elemente. Kaum anders ist es auszudrücken, als daß es in jedem Moment Erscheinung einer unendlich verbreiteten, großen, unsichtbaren Gesetzlichkeit sei.

Mit jedem eigen erlebten Gedanken des Menschen erscheint

ein Gesetz seines Lebens. Mit tausend Fäden ist er geschlungen in den Zusammenhang der sich bewegenden Welt. In den jungen Kräften, die um ihn sich regen, erscheinen neue Gestalten der Probleme, die in ihm ringen. Nach dem Verhältnis zur ganzen Menschheit mißt sich der Wert des Einzelnen. Das Gesetz der Menschheit aber erscheint für eine Zeit in den reinen Gebilden eigentümlichen Erlebens, die sie hervorgebracht. Vielleicht während er in seinem Kreise verharrt, haben neue ursprüngliche Naturen die Bahn der weiteren Ziele gebrochen. Vielleicht hat das Leben in neuen reinen Formen seine Kraft entfaltet. Was aber aus eigentümlicher Kraft zu reiner Form entfaltet, das zieht die Menschen auf seiner Bahn. Er bleibt, aber der Strom der Menschheit ist fortgegangen über ihn. Er bleibt in der Dürre, und ferner, immer ferner treibt die reine Menschheit, die Insel der Seligen.

Herder ruhte in seiner milden, linden Welt. Er ruhte, und in seines Lebens Genuß erhielt ihn die weiche Luft umher. Schon kündigten sich — wir haben es gesehen — die neuen Kräfte an. Wurden sie sich bewußt ihrer Verschiedenheit, kam gar ein gewaltiger neuer Stoß — was dann?

Er mußte sprechen, er war es gewohnt. Gut, wenn eine gleichgestimmte Sphäre ihn in der Ruhe seines Gemüts erhielt. Schlimm, wenn er der Prediger in der Wüste war. O denkt, es trennt sich von ihm, was jetzt ihm einig und verbunden scheint. Denkt, es trägt ihn nicht mehr das sichere Gefühl des geliebten und bewunderten Selbst. Wehe, wenn er in sich zurücksinkt einsam und verlassen. Wenn seiner Willkür sich das Urteil fügt, er immer enger, immer lebloser sich hält in dem, was ihm allein genügt. Der Wahrheit diente er sein ganzes Leben und glaubt sie zu halten. Nun wär er in der Unwahrheit drin und wüßte es nicht. Denn die Ideale,

die er zu vertreten glaubt, sie sind bei denen, die er bekämpft. Diener der Menschheit dünkt er sich. Der Menschheit Sache gedeiht bei jenen. Er ist nur der hinsterbende Einzelne mehr. Gericht der Nemesis scheint ihm sein Thun. Die Nemesis richtete über ihn.

Das Leben giebt unendliche Fragen auf. Die Antwort ist einfach, schwer und ernst. Alle Arbeit ist nichts, wenn ihr eines fehlt. Nicht viele haben geistige Arbeit wie Herder gethan. Die Schätze, die er gehoben und bedeutet, sind ohne Zahl. Wie ist es reich, wie ist es groß, was er uns gab! Aber es fehlt in seinem Leben die einheitlich durchdringende Kraft. So enthielten die Gaben Eines nicht: das Glück für ihn selbst. Sie waren nicht Selbstnährung und Erhaltung der Kraft, die sie schuf. Sein Sinken am Ende richtet Anfang, Entwicklung und Höhe. Das Leben ist in allen Momenten nur eins. Es lehrt an jeder Stelle sein ernstes, gewaltiges, trauriges Wort.

I.

Herders italienische Reise.

Im August 1788 brach Herder von Weimar zu einer Reise nach Italien auf. Es ist wunderbar, wie die Zustände seiner Seele während dieser Reise, die in den Briefen an seine Frau uns entgegentreten, das ganze Gewebe seines Lebens vor Augen legen mit seinen feinen, schon leise sich abnutzenden Fäden.

Wohlthätig war der Entschluß und die Abreise aus aller Last der Weimarer Existenz heraus. Er war endlich einmal wieder in der freien Bewegung allein, von dem Überdruck der Geschäfte erlöst. Mit voller Hoffnung blickte er in die nächste Zukunft hinaus. Sein Auge für die Dinge umher war hell

und rein. Er reiste durch Bamberg und Nürnberg. Er beobachtete das Treiben im katholischen Bistum und in der evangelischen freien Reichsstadt, empfing überall mit gutmütigem Behagen den reichen Zoll der Ehren als ein berühmter Mann und spürte die besonderen, interessanten Geister mit regem Anteil auf. Und vor ihm Italien! Italien und Rom. Schon als Knabe hatte er sich hingesehnt. Als der geistige Nachfolger Winckelmanns mochte er hier die herrschenden Linien der Geschichte antiker Dichtung und Weisheit zu entwerfen denken. Goethe war zurückgekehrt an Leib und Seele erquickt. Warum sollte nicht auch ihm das Bad des ganzen Wesens beschieden sein, in dem von ihm glitt, was von fremdem ihn umklammert, und die reine Seele in ihrer eigensten Kraft von neuem hervorkam? Italien, Italien vor ihm!

In Augsburg sollte er sich treffen mit dem Bruder des Erfurter Statthalters, Johann Friedrich Hugo von Dalberg, Domherrn von Trier, Worms und Speier, der ihn zur Reise aufgefordert. Er war sechzehn Jahre jünger als Herder, achtundzwanzig Jahre alt, eine weiche Seele. Was konnte das anders heißen, als daß Herder an ihm das stets empfängliche Gefäß der eigenen Gedanken finden, in ungehinderter freier Entfaltung unter den Eindrücken von Natur und Kunst ihn führen sollte? Dalberg kam mit einer Freundin, der Frau von Seckendorf, an. Man gefiel sich. Alles schien gut. Aber bald kam's heraus, wo der Einfluß lag. Die intrigante Frau hatte den Domherrn ganz im Netz. Herder war überflüssig. Mehr als das, lästig. Seine Anwesenheit allein mahnte, an den heiligen Stätten des Menschengeistes sinnend zu weilen. Was lag jenen daran? Sie eilten weiter und immer weiter. Er fand sich ganz aus der Stimmung der Reise gebracht und betrogen um alles, was er erwartet.

Nun wurde das ein Herdersches Leid, wie nur eines zuvor. Wenn die Verhältnisse umher von selbst sich bildeten ihm gemäß, war seine Seele ein reiches, köstliches Gut. Gestalten that er die Dinge nicht. Nun war er innerlich gestört und in der inneren Störung abhängig von jedem ärgerlichen Eindruck der Außenwelt. Er grollte den ganzen Weg. Aber er fügte sich. Er sprach den Groll nicht aus. Die Welt hielt ihn nicht an linder Hand. Die Menschen boten sich nicht als empfängliche Hörer dar. Er sank in sich selbst zurück. Er zerfraß sich in grübelndem Ärger und machte sich notdürftig und unwohlthätig Luft in derb scheltenden Briefen an die Lieben daheim. Und nun fehlte von vornherein der Schwung, der unter den frei wirkenden Eindrücken in neuem, reinem Leben ihn erwachsen ließ. Er begnügte sich an dem, was, wenn er in sich ratlos war, ihm Genüge that. Er lauschte auf mystische Regungen in seinem Innern, auf Zeichen und Bedeutungen des Himmels, die er in allem Möglichen fand. Das heißt doch, daß er, den großen Eindrücken dieser neuen Welt entrückt, das Wichtige und Entscheidende des Lebens rein in seinem zurückgezogenen Inneren fand. Er freute sich an den hohen gesellschaftlichen Ehren, die dem evangelischen Kirchenfürsten und Schriftsteller wurden, d. h. er zog ängstlich die Mauer seiner sozialen Besonderheit um sich herum. Abhängig von den Einwirkungen der Menschen um ihn, durch den Ärger von vornherein in der Energie des Erlebens gelähmt, durch das Bedürfnis des Ausruhens zurücksinkend in sich selbst sperrte er sich ab gegen die Anforderungen dieser neuen Welt.

Welch ein Schicksal! Der so berufen war zu rastloser Entwicklung aus sich selbst. Der auf dem Grunde so tief das Verlangen nach Eigenheit und Helligkeit der Seele trug. Nur daß es immer zu früh zersplitterte in der Hingabe an die

fremden Eindrücke der Welt. Nun fehlte die Elastizität, in der Verarbeitung der neuen fremden Welt sich auszuwachsen zu neu gereifter Kraft. Und er, der auf dem Meere einst ganz im Gefühle zukünftiger großer Thaten gelebt, der Kündiger, der Prophet — gerade unter dem hellen blauen Himmel Italiens, unter den Werken ewiger Kunst, unter den Menschen leichteren, ursprünglicheren Lebens mußt er schon erstarrend die müde verschlossene Seele schleppen mit dem drückenden deutschen Nebel darin.

Er kam nach Rom. Endlich gelang ihm der Entschluß, von den Dalbergschen sich loszusagen. Sie ließen ihn nun allein. Aber die Menschen, mit denen Goethe gearbeitet und gelernt, die einfachen deutschen Künstler, um deren Rechtschreibung es zum Teil sehr bedenklich stand, hatten nichts, was ihn hielt und ihm förderlich war. Er übersah sie und hielt sich nicht zu ihnen. Er war sogleich in der Gesellschaftsschicht, auf die seine Stellung ihm ein Recht gab, dieser hohen, fernen, exklusiven Schicht, die dem Leben so entlegen ist. Er empfing und erwiderte den Besuch von Kardinälen. Er hörte sich mit Vergnügen nennen den Vescovo di Thuringia. Er sammelte freudig die Bewunderung seines reichen Geistes. Er hielt sich wie von selbst zur Gesellschaft der Herzogin Amalie, die in Rom weilte. Er war der große, vornehme Mann, fertig und abgeschlossen in seinem Selbst.

Nachdem er die freie Bewegung gewonnen, ließ er's an Fleiß nicht fehlen. In den Sammlungen und Museen that er sich eifrig um, seine Absichten wegen der vatikanischen Bibliothek wurden zum größten Teile enttäuscht. Das römische Leben, die Kirche, alte und neue Kunst, alte und neue Litteratur — alles nahm seine Gedanken in Anspruch. Aber er bezog es nur auf die Anschauungen, die sich in ihm festgestellt,

auf die historischen Grundgedanken, auf seine Lehren der Humanität. Es war ein reiches, mannigfaltiges Zusammensichten des Stoffes. Nichts reißt ihn eigentlich in die Notwendigkeit neuer Entwicklung hin. Er bleibt immer derselbe von so vielen Dingen gereizte, nach so vielen Seiten gezogene Mann. Schließlich gewöhnt er sich hier wie überall, daß die Tage sich von selber weitertragen in Arbeit und Muße geteilt. Ein Zustand sinnlicher Gleichgültigkeit beherrscht seine Seele. Wenn es aber endlich über ihn kommt mit der Übergewalt der nie genossenen Schönheit, dann merkt man seinem Entzücken die nervöse Spannung an. Es ist eine gewaltsame Störung des Gleichgewichts, eine Exaltation der Sinne und der Nerven, die nicht bleiben kann. Sie wird vorübergehen als ein Reiz des Moments ohne umbildende Nachwirkung in der schaffenden Lebenskraft. In Neapel weilte er den Januar 1789 und bis Ende Februar. Glückselige Briefe schreibt er über Luft, Landschaft und Menschen. Hingerissen, fast wie umgeworfen genießt er mit geöffneter Seele. Aber zurückkehrend am schönsten Tag verfällt er plötzlich einer todestiefen Traurigkeit. Die überreizten Nerven spannen sich ab. Das Ungewohnte widerstreitet der in langen Gewohnheiten gefesteten Organisation. Sie erträgt es nicht und lehnt es schon ab.

In Rom setzt er das gewohnte Leben fort. Unter den Statuen verträumt er die Stunden wie ein Verliebter. Sie geben ihm die schönste Philosophie. Seine „Plastik“ belebt sich ihm neu mit den Zügen seiner Menschheit. Aber in all dem Umherschweifen, Schauen, Besuchen und Bewundern vermißt er sichtlich zuweilen den Sinn, der vor ihm das Außerordentliche einer italienischen Reise wirklich rechtfertigen könnte. Wozu ging er nur fort? Was blieb er nicht zu Haus bei Weib und Kind, wo allein er am Platze ist? Er will ihre

ganze Empfindung bei sich wissen. Oft erbittet er Rat, und nicht selten, wenn er dann kommt, weist er ihn entrüstet als unpassend ab. Ihn noch recht besonders zu zerstreuen, erreicht ihn zum Überfluß ein Ruf an die Göttinger Universität, der dritte in seinem Leben. 1784 trat ihm die Aussicht flüchtig nah. Nun steht Goethe mit seinem Rat beständig der Frau Karoline bei. Herder wird im ewigen Für und Wider der Entschluß abermals so schwer. Er flüchtet sich von neuem, wo dem Ratlosen am wohlsten ist, in die Mystik der Vorbedeutungen und Winke. Ein Geist, ist er gewiß, wirkt in seiner Frau und ihm. So wartet er auf die Stimme der Vorsehung in jedem unbewußten Wink ihrer Briefe. Diese Mystik thut dem Manne not, den infolge der Überfeinheit und des schwankenden Reichtums in seinem Innern keine sichere Bahn leitet. Er kann nicht mehr leben ohne das selbstbetrügerische Gespinnst.

Daheim in Weimar herrscht indes ein reges geistiges Leben. Goethe brachte die ganze Fülle seiner neuen Gedanken mit. Sein getreuer Karl Philipp Moritz trägt gern in Gesellschaft seine Lehre vom Genie vor, die von Goethes Leben und geistiger Art entnommen ist. Herders Gattin, die Freundin Goethes, nimmt als eine der ersten an allem teil. In naiver Freude schreibt sie, was sie gelernt. Sehr gefällt ihr Moritz, der so interessante neue Dinge bringt. Und durch die unsicheren Worte ihrer Briefe strahlt noch wie durch eine Wolke hindurch die Sonne des Goetheschen Selbstbegreifens und Selbstbewußtseins. Wie er in all seinem Wesen sich als Künstler fühlt, in dessen Seele das gesamte Erfahren der Welt an Dingen, Verhältnissen und Menschen rein wie in einem Spiegel aufgenommen und dann verarbeitet wird zu neuem in sich selbst bestehenden Gebild. Das ist so zweifellos. Man sollte

meinen, Goethes bester Freund wisse es längst aus eigener Erkenntnis. Aber da kommt die arme Frau bei ihrem Manne gut an. Wie ein Vorwurf, wie ein Eingriff in die eigene Welt, scheints, wirkt auf ihn die fremde, selbstherrliche Eigenart. „Hole der Henker den Gott, um den alles rings umher eine Fratze sein soll, die er nach seinem Gefallen brauchet; oder gelinder zu sagen, ich drücke mich weg von dem großen Künstler, dem einzigen rückstrahlenden All im All der Natur, der auch seine Freunde und was ihm vorkommt, bloß als Papier ansieht, auf welches er schreibt, oder die Farbe des Paletts, mit dem er malet.“ Er sieht offenbar mit ein wenig Eifersucht die Bewunderung Moritzens. Es wird ihm schwer, scheint es, eine Welt außer sich anzuerkennen mit einem eigenen, von ihm verschiedenen Schwer- und Mittelpunkt. Deutlich hört man aus seinem Wort den Ärger, daß die Frau jenem anerkennend und zustimmend gelauscht. Sollte sie sich auch der fremden Welt zuwenden? So deutlich, daß sie in vielen und langen Sätzen sich entschuldigt. „O du mein Einziger auf der Welt, verkenne mich doch hierinnen nicht!“ Was geht sie der Dichter und die Poesie an! Herder ist ihr alles. Dieser verkennt nicht allein im innersten Wesen den Goetheschen Geist. Auch sonst ist über den Freund kein Wort ihm zu hart. Wie ein Kind hat er in Rom gelebt. Seine Ratschläge sind nicht für Herder. Sie ärgern ihn, besonders wo er sie als richtig empfindet. Er wendet, was Goethe von sich als Künstler gesagt, ins moralische Urteil. Immer klarer wird ihm Goethes unteilnehmende Existenz. Er ist nur in sich und für sich. Andern schadet er mehr, als daß er ihnen helfe. Er kann wenig mehr für Herders sein. Er ist im öffentlichen Bezuge nie viel für sie gewesen. So geht es in zahlreichen Wendungen fort. Ein wenig später thun ihm die Worte leid. Sie soll Goethe,

den er wie seinen Bruder liebt, ja nichts merken lassen von veränderter Gesinnung. So unterliegt er ganz dem Eindruck des Moments. Aber immer wieder reißt es ihn gerade gegen Goethe zu den stärksten Ausdrücken hin. In dieser Zeit löste sich die Beziehung zur Frau von Stein. Teilnehmend meint Herder wie Karoline, es sei an ihrem Herzen eine Wunde bis zum Sarge. „Gott bewahre jedes männliche und weibliche Herz vor solchem Wurme." Das Verhältnis mit Christiane Vulpius begann. Ganz wie eine Klatschgeschichte wird es von Herders besprochen unter einer starken moralischen Anwandlung des Herrn Generalsuperintendenten und nicht ohne die Bemerkung, solch leichte Buhlereien lägen weit hinter ihm und fielen immer mehr von ihm ab. — Wenn wir all das überschaun, es war doch sein Weib, an das er schrieb. Es war doch sein bester Freund, von dem er sprach. Aber das ist furchtbar, das ist entsetzlich. Es ist das Mindeste, daß er ihn nicht kennt. Es macht ihm ja eine Freude, ihn verdächtigend zu verkennen, und er beurteilt ihn allein mit den Gedanken der Mittelmäßigkeit. Und seines Weibes Leben unter jenen reizt ihn wie mit Angst. Die ganze unsichere Zufälligkeit des Herderschen Lebens selbst in seinen wichtigsten Beziehungen liegt am Tage.

Seine Tage schoben sich einer nach dem anderen fort, erfüllt wie die Zufälle es nun gegeben und nicht gebildet aus ihm. Das war jetzt außer Zweifel, eine wahre Revolution des Inneren gab es für ihn nicht mehr, einen Umschwung der Kräfte zu neuem Kreislauf der Gesundheit in sich selbst. Arbeiten und Studien wechselten mit den Besuchen. Aber der Überdruß stellte sich immer wieder ein. Seine überreizte Seele fand jedoch in dieser Zeit ein Lebensverhältnis, das, ganz künstlich, ganz besonders wie es war, gerade für sein Bedürfnis sich schmiegte. Es war die Freundschaft mit Angelica Kauf-

mann, der deutschen Malerin. Da hielt man sich allem Leben, wie es wirklich war, entrückt, denn sie verstand nichts von ihm. Da webte man allein in der dünnen, ätherisch reinen Luft der in sich selber träumenden Frauenseele, — der rechten Zuflucht weltunfähiger Naturen. Gewiß erschien er ihr als ein Heiliger mit all seinen milden Gedanken der Reinheit und Humanität. Ihm wieder würzte es den Genuß, daß er sich sagte, er sei der Erste, der sie ganz nach ihrem Wert verstand. Eine wahre Perle der Freundschaft und Unschuld nannte er sie; sie sei wie ein geläutertes Gold, zart wie eine in sich zurückgescheuchte Taube, die aber in einer eigenen, großen und fröhlichen Welt, die in ihr ist, lebet; und dabei die Moralität, Frömmigkeit, Sittsamkeit, Reinheit und Unschuld selbst. Seine lechzende Seele bedurfte dieses Einen Verkehrs als ganz nach seinem Verlangen gefügt, als eines Gutes nur für ihn. Er spann sich förmlich in der überzarten Beziehung ein, und es war auch hieran so viel von einem Truggespinnst. Ja, als fürchte er den Eingriff fremden unbestochenen Urteils, untersagt er seiner Frau, von seinen Worten über Angelica Goethe zu erzählen. „Hat er doch kaum den Mund über sie geöffnet.“ Es soll ihm bleiben, ganz wie er's in sich empfindet, dem Ausruhen seines zarten Gefühls angepaßt, fremdem Auge entrückt, ohne Furcht vor Eingriff und Beurteilung.

Das Fortstrebende, der muntere Glaube ans Leben ist wie ein Vorwurf für ihn. Er schiebt die Menschen ab, die in ihrem Denken und Thun so aufdringlich zeugen von unermüdlicher Kraft. Er braucht Raum um sich und das ungestörte Gefühl, voran zu sein. Wenn sein Urteil über Goethe beweist, wie er mit fremder ausgebildeter Eigenart nicht leicht sich abzufinden weiß, so bekundet der Verkehr mit der Frau noch mehr, was ihm not thut. Merkt sich doch die beständige

Reizbarkeit an so manchem Wort. Wie der heillose Argwohn klingt es zuweilen fast, als raube man ihm in der Heimat die Güter, die doch sein sind nach allem Gesetz. Beinahe hart geht seine Antwort an die Frau. Sie muß sich unterwerfen. Man hört aus ihren Worten, wie er sich selbst erscheinen wollte, und noch mehr, in welchen Zügen er in seinem und ihrem Gefühl seinen Vorrang vor allen und besonders vor Goethe begründete. Eine jede Zeile, ein jedes Wort von ihm ist ihr Gottes Wort. Sie ist zu arm für seinen reichen Geist. Sie und die Kinder sind so lange die schweren Gewichte gewesen, die ihm die Flügel gelähmt haben. — Sie spürt seinen Ärger, daß sie Goethen und Moritzen in ihren Gedanken über den Künstler und das Genie gefolgt. „Meine ganze Empfindung ist ja unendlich mehr und inniger mit deinen Eigenschaften, mit deinem Geist und Gemüt verwebt. Deine Wirksamkeit, dein treues reines Gemüt und dein Mitgefühl für alles Leidende steht bei mir auf der höchsten Stufe, und ich wollte dich um alle Güter der Welt nicht um einen eitlen Dichter vertauschen. — — — — — — — Liebes Herz, — — — — laß uns auf unserm Boden feststehn — — — und du deiner edlen Natur so wie ich der meinigen treu bleiben." So steht er zu Hause einfach als der Herr und Gott. So zieht er sich auf die moralischen Eigenschaften als den Wert des Menschlichen zurück. Man muß ihn behandeln, wie Karoline thut, damit ihm wohl und er wohlthätig sei. Denn im Leben kämpfen ist nicht seine Art. Er will eine Sphäre haben, in der er recht sich entfalten kann. Bewunderung und Liebe muß um ihn sein wie eine Mauer gegen die harte, vielfache Welt. Sein ganzes Wesen strebt wie durch Naturgesetz zu dieser ihn umschmeichelnden Luft seines ungehinderten Gedeihens. So baut in seiner Phantasie beständig die künstliche Welt sich auf,

die in der Wirklichkeit ihren Feind besitzt. In dieser ewigen Spannung eben reiben seine Kräfte sich auf. Lauscht man den Worten recht, so klingt es oft wie ein Flehen der Ermüdung. Laßt mich doch ruhen in dem zweifellosen Gefühl, ein Erster zu sein, und laßt mich zufrieden.

Freilich hatte Goethe in Rom wie ein Kind gelebt, nur nicht im Sinne Herders. Da er ward wie ein Kind, ging er ins Himmelreich seines neuen Lebens ein. Herder war nur zu erwachsen. Du mein Gott! wie war ihm denn zu helfen? Nervöse Überspannung war das notwendige Ergebnis seines Lebens, wie er's von je geführt. Die Formen seines Fühlens und Denkens hatten sich gefestigt. Es gab keinen neuen, neu sich schaffenden Durchbruch der Lebenskraft. Es ist dem Leben nicht zu helfen, das nicht das Gesetz der zweifellosen Selbstverständlichkeit seines Gehalts und seiner Beziehungen in sich selber trägt.

Es kam ihm in der Zeit ein einziger wahrhaft froher Tag —, der Tag des Aufbruchs der Heimat zu. Am 15. Mai brach er auf von Rom. Er lernte noch viel auf der Reise. Der Weg ging über Florenz und Venedig. Er genoß die unzähligen Werke der neueren Kunst. Aber schneller, immer schneller trieb es ihn fort. Er erkennt es ja für das einzige Gut, mit der Frau und den Seinigen vernünftig und freundlich zu leben. Tausend andere Dinge hat er abgestreift. Schneller und schneller trägt er seine scheu gewordene, in sich zusammengeschreckte, matte Seele fort. Am 9. Juli frühmorgens traf er unerwartet in Weimar ein. Wie war Goethe gekommen? Voll des Glücksgefühls nach der segensreichen erlösenden Zeit und mit frischem Mut, als neuer Mensch seinem Herzog zu dienen und seinem angeborenen Beruf zu leben. Wie kam Herder? Ermüdet durch das Jahr, das ihm

im Grund kaum besser als verloren schien, und mit der mißmutigen Aussicht auf die alte, endlose, fremde Last. So lag das Dasein wie ein Zwang auf ihm. Das war seines Lebens notwendiger Schluß.

Und warum ließ es ihm allein zu Hause wohl? War's, weil er rein von innen lebend der geregelten äußeren Existenz bedurfte zur Entfaltung seiner höchsten Kraft? Oder nicht vielmehr, weil hier nicht immer neue Anforderungen immer neue Entscheidung verlangten, weil nur in der Ferne von des Lebens Fragen, nur in der Gewohnheit noch das Dasein ihm möglich war? Das ist das Schicksal, das wir Herder nennen: mit der zartesten Reizbarkeit der Leben empfindenden Organe ausgestattet den Ton ganzer Welten des Menschengefühls zu hören, uns die Empfindung zu bereichern und den Blick zu weiten, aber da die bildende Kraft mit ihrer Notwendigkeit sich durchzusetzen zurücktritt, mit der Todeswunde in allen Beziehungen seines Lebens dahinzugehen und endlich, früh schon in allem Reichtum zu ermüden, hinzusinken, abzusterben. In seiner Fülle fehlte diesem Wesen, dem die Menschheit Großes verdankt, nur Eine Fähigkeit, die Fähigkeit: zu leben.

II.

Allmähliches Zerfallen mit dem Leben.

1.

Erste Symptome. Die französische Revolution und Herder.

Die beiden einzigen Freunde Herders aus der Jugendzeit waren gestorben während der italienischen Reise: Hartknoch, sein treuer Verleger, der einfache, redliche Mensch, den er oft angefahren mit der ganzen Grobheit seines Selbstgefühls, mit dem er zuweilen selbst gezankt um das böse Geld, dessen zuverlässiger Güte er aber immer von neuem seine Liebe zuwenden

mußte, und Hamann, der älteste und werteste der Freunde, tiefsinnig und eigenartig, den er immer in seines Herzens heiligstem Winkel trug, von dem er am liebsten sich gewürdigt wußte. Als sollte zum Ausdruck kommen, daß das Leben zu Ende war, in dem er von Beginn seiner Laufbahn eins und unteilbar sich empfand, — daß allein noch galten die Güter der späteren Zeit, daß des älteren Mannes Gewinn nun zur Probe seines Bestandes kam.

Wie hielt aber gleich ihn die eiserne Klammer fest! Sein Amt wurde mehr als je Häufung der Last und Ärger an Dingen und Menschen. Der Herzog hatte eine Reihe von Verbesserungen ihm zugesagt, um ihn in Weimar zu halten. Die Verbesserungen waren Verschlechterungen für die Kollegen, so gab es Mißgunst rings herum. Als Vicepräsident des Konsistoriums hatte er neben dem altersschwachen, ewig mißtrauischen, ewig hindernden Lynker die Geschäfte zu leiten, sogar in Ehesachen Recht zu sprechen, was beständige Reibungen und neue schwere Arbeit brachte. War er auf der einen Seite erleichtert, so legte sich die andere doppelt schwer auf ihn. Im Amt blieb's ganz dasselbe, was es je gewesen, die zersplitternde, reibende Vielheit fremder lästiger Dinge, die er doch so gern gestaltet hätte als ein Stück von sich. Nur hörte die Widerstandskraft jugendlich sich behauptender Eigenheit mehr und mehr auf, und die Dinge gingen wie willenlos aufdringlich und unvermeidlich in ihm fort.

Daß, wie doch sein innerstes Sehnen war, nie in greifbarem Leben all die viele Arbeit bestehen konnte. Jetzt endlich hätte es einmal sein sollen, wie er's bei jedem einzelnen Thun gewünscht. Ein Stück in sich gegründetes, fortwachsendes Leben in den Kirchen, in den Gemeinden, in den Schulen hätte wie eine kleine Menschheit für sich zeugen sollen von Herder und

seiner Art. Aber immer ging's zufällig, blind, neu und eigenwillig und ohne ihn weiter wie von je. Ob er's nicht endlich ließ? Wie mußt es ermüden — diese ewige Spannung des Willens, dem das Sein so nie entsprach. Auch in seinem geliebten Gymnasium, dessen Vorsteher er mit Stolz und steter Sorglichkeit war, erlebte er Enttäuschung und Verdruß. Er selber hatte als neuen Rektor Karl Böttiger empfohlen. Nun ärgerte ihn der eitle unzuverlässige Mann, dessen Einfluß auf die Schüler ihm bedenklich schien. Seine geliebte Jugend unter der Einwirkung eines Mannes, der bei allen feineren Seelen durch Indiskretion und inneren Unwert unmöglich war.

Auch hier entglitt ihm und fiel fremden Mächten anheim, dessen Wachstum er so gern empfunden hätte als einig mit sich und seinem Ideal. Und wie verdiente er, der geliebte Führer der Jugend zu sein, nach dem sie sich bildete. Wenn wir noch heut seine Schulreden lesen, so tritt es uns wieder entgegen, was er eigentlich in seiner Seele war, — ein großer Erzieher, der mit allen Lehren, mit allen Gedanken, die er giebt, den Menschen nur hineinziehen will in den Strom eines Lebens, wie er es empfindet. Das war er von Anbeginn. Er war's nicht geworden in seinem Beruf. Aber daß es seine eigentliche Aufgabe war, spürt sich all seinen Arbeiten an und hört sich deutlich an den Reden, die er den Schülern hielt. Was den Gedanken als Gedanken fehlt, das kommt in seiner Empfindung der Hörer und des Lebens, das er durch die Gedanken in ihnen gründen will, hinzu. Alles wird Einheit und Leben, da er's als Leben in den jugendlichen Seelen fühlt. Er empfindet sie als das Beste seines Wissens und Könnens lebendig geworden in jugendlicher Kraft. Hier wird ihm gelohnt, daß er in so vielen Wissenschaften gestöbert und gesucht. Denn in allen hat er Nahrung für die eigene Seele gefunden,

und als Nahrung der Seele weiß er das Wissen und Kennen ihnen zu erleuchten. Die Bildung der Seelenkräfte legt er in allem Bemühen ihnen an das Herz, und wie empfindet er so groß und frei die Seelenkräfte alle entfaltet in seiner Menschheit. Sein warmes, vaterländisch empfindendes Herz, sein durchgebildeter Geschmack, sein Freiheitssinn, der weiß, wie nur durch Arbeit und Zucht es Freiheit giebt — mehr als jedes Einzelne der Mann, der nach so vieler Arbeit in jeder Lehre nur die eigenen Erfahrungen der reichen und freien Seele gab, — es war alles wie für das Erziehen junger Seelen eigens gebildet. Wie er als Schriftsteller keinen einseitigen Klassizismus kennt, sondern in derselben freien Seele Orient und Griechentum trägt, so schärft er das Studium der Sprachen, vor allem der klassischen, und das der realen Wissenschaften von Natur und umgebender Welt mit der gleichen Wucht der eigenen Erfahrung ein. Wer wußte so zu zeigen, wie in dem Hineindringen in die Sprachen und in die dichterischen Gebilde das Leben der Völker, ja der Menschenseele uns aufgeht, in den alten Sprachen zumal die tiefsten, edelsten, richtigsten Empfindungen auf das reinste geformt sind! und wer vermöchte so die Wissenschaft von der Erde und von der Natur lebendig zu machen nicht allein in den Analogieen mit dem Menschenleben, sondern als den Schlüssel zum vielgestaltigen Schauspiel der Menschengeschicke! Alles aber, jedes Wort, das er spricht, atmet den Geist einer wahrhaftigen Ehrfurcht vor dem heiligen Menschengebilde. Die züchtige Scham, die Bescheidenheit, der es ernst ist, das Leben dem eingeborenen Genius gemäß, das Wandeln im Geiste Gottes, der alles Gute in der Menschheit wirkt, niemand prägt es wie er ins Herz. Es ist der unverstellte Sinn der Zucht und Frömmigkeit, dem er selbst von Kindheit gelebt. Wo er als Erzieher spricht, wird Kraft und

Recht, was bei dem Schriftsteller zuweilen Mangel und Irrtum war. Er hält sie fest im Einfachen und Gesunden, der Vielwisserei und dem Vielthun fern. Er hat Recht, sie zu warnen vor den leeren Worten, die den Menschen verführen. Das ist des wahren Lehrers ganze Gabe und Pflicht, daß bei jedem Worte der Schüler fühlt: hier nimmt dich ein Leben, ein großes, eigenes, dein Leben nimmt dich hin. Mit allem Erfahren, mit dem ganzen Gefühle leben in jedem Wort — das macht seine bannende und mit sich reißende Kraft. Was thut's, ob jeder Begriff in seinen Prinzipien begründet ist? was macht es aus, wenn veraltete Meinungen und Liebhabereien hervortreten mit dem Anspruch der Berechtigung? Wenn nur das Gefühl des Lebens sie trägt. So war es bei Herder. Als die Bildung der Zeit um ihn weiterging und er sie nicht mehr verstand, als eine neue Art geistig zu leben sich durchsetzte neben ihm, er blieb der unvergleichliche Erzieher, die Knaben einzuführen an fester Hand in das große Reich des Wissens und ehrbarer Arbeit. Von angeborenem Beruf war er hier am Platz. Es hätte ein Winkelchen sein mögen gleichsam der großen Welt, die er einstmals schaffen gewollt. Nur wie gering war der Anteil dieses Stücks am Leben des überbürdeten Manns! Nur ein Nebenwerk blieb's, Revidieren, Examen, Reden halten. Und die Rede verflog. Andere Einflüsse herrschten neben ihm. Auch dies war ein Gewimmel fremden Lebens. Der unwürdige Leiter schmerzte ihn tief. Auch hier nur die grausame Realität, die Enttäuschung, der Ärger, der zehrende Groll.

Er war oft krank. Die Klagen hörten niemals auf. Die Bäder in Karlsbad nützten ihm nicht, rieben ihn völlig auf. Er mußte nach Aachen im Sommer 1792. Der abgejagte Leib stellte mühsam, notdürftig sich her.

Es zog sich um ihn grauer und düsterer als je das Gespinnst, in dem er das Leben sich quälerisch umdichtete für sein Bedürfnis. Den Ruf nach Göttingen hatte er ausgeschlagen. Von den Erleichterungen in Weimar hatte er den Anfang eines neuen Weimarer Lebens gehofft. Er stand im Range höher, seine Einkünfte waren vermehrt, in die Zukunft seiner Kinder sah er mit sorgenloserem Blick. Und nun war wieder alles, wie es gewesen. Kein freieres Leben mit gleichfühlenden Menschen im frohen, leichten Genuß des Geistes und seines Schaffens begann. Er quälte sich wieder einsam in übermäßiger Arbeit, er hatte wieder den beständigen aufreibenden Ärger an Vorgesetzten und Gehilfen. Es schnitt ihn von der Möglichkeit freien Aufatmens ab. Wie er einsam saß, war Weimar wieder nichts als tote Masse und Last. O wär er doch gegangen! gewiß war's besser überall sonst! Und was er gewünscht, ersehnt, geträumt, das meinte er nun, man habe es ihm versprochen. Die Freiheit sollte kommen, und nur Last, nur Müh, nur Ärger war's wie stets. Aber hatte man nicht mit ihm gespielt? Verhängnisvoll preßte sich ihm die schwere Binde ums Haupt. Von der Enttäuschung zum Verkennen ist ein kleiner Schritt. Es kam und war nahe, das böse Wort, das ihn abschneiden mußte von den Männern, die Weimar regierten, vom Herzog, vielleicht von Goethe, das mit dem sichern Verhängnis der Einsamkeit und Verödung, des Verdörrens in der krankhaft eigen gesponnenen Welt sich in ihn fraß, das Wort: man habe ihn betrogen.

An Menschen, die zu ihm hielten, fehlte es im Anfang ja nicht. Noch fühlte ihn Goethe als seinen besten Freund. Der Frau war es endlich doch aufgegangen, mit welcher Treue und Sorglichkeit einzig um Herder er in der Göttinger Angelegenheit und mehr in dem Bemühen, ihm Weimar lieb zu

machen, mit Rat und That zu ihnen gestanden. Auch Herder erkannt es zuletzt wohl an. Mit allen Gefälligkeiten, die er wünschte, war er Goethe zu Dienst. Dieser empfahl ihm selbst in großem Vertrauen sein Mädchen und sein Kind, als er nach Schlesien auf Reisen ging. Aber wie sollt es ausbleiben, daß nicht auch jetzt zuweilen sein Rat ihm lästig war? wie — das Schlimmere —, daß seine Art zu leben mit ihrer größeren Freiheit und ihrer Sicherheit in sich selbst ihn wieder ärgerte? Und er hatte sich so gewöhnt, sein Urteil über ihn abhängig zu machen von Goethes Bereitschaft und Fähigkeit, ihm zu helfen in seiner Weimarer Existenz. Hier lag der Zusammenhang auch dieses höchsten Guts mit der bösen Schwäche des Herderschen Lebens. Er hielt nicht auseinander, er machte die Güter der Seele abhängig von seinem Wünschen und Verlangen in äußeren Dingen. Sie waren nicht felsenfest, mit dem Bewußtsein ihres Werts, gegründet in dem, was sein Leben war, verflochten mit einem immer neuen, immer frischen Erfahren der Welt. Schon begann die Verstimmung um den Betrug, den man ihm angethan. Sobald auch Goethe ihm in die Fäden des Gespinnstes kam, war's mit der Freundschaft vorbei. Er würde dann auch hier verarmen an der ersten Unklarheit und Schwäche, die mit seinem Leben von jeher gegeben war. Und jedenfalls, er blieb auch von dieser Seite mit sich allein. Denn da er des Freundes fördernden Wert nicht in den innigsten Beziehungen seines eigenen Lebens empfand, so hielt auch diese Freundschaft nicht mehr im freien, großen Leben des Geistes ihn fest.

Daß man ihn suchte, daß echte, gute Menschen nach ihm verlangten, dies Bewußtsein durfte auch jetzt noch zuweilen ihn erquicken. Frau von Kalb fand sich gerne geborgen im Herderschen Haus. Sie atmete auf, wenn eine weite Seele mitfühlend ihren Blick erhob. Wie einen Propheten ehrte sie den seelen-

kundigen Mann, der, wie sie meinte, ihr eigenes Innere ihr erklärte. Er aber fühlte sich hier dann ganz als den hilfreichen Arzt der Seele. Mit Fritz Jacobi hatte er nach einer Reihe von Jahren wechselreicher Freundschaft voll geistigen Widerstreits über Spinoza um der Gespräche über Gott willen sich heftig erzürnt. Als er in Aachen war, suchte Jacobi ihn auf. Herder besuchte ihn dann in seinem Landgut Pempelfort bei Düsseldorf. Heftig, leidenschaftlich fast ward die Freundschaft aufs neue geschlossen. Halten konnte sie nicht. Denn Jakobi bekehrte mit seiner Philosophie, wo er ging und stand. Er kannte die Duldung fremder Denkarten kaum. Er hatte bei größerer Fähigkeit begrifflichen Denkens Herders weiten und freien Umblick nicht. Er nahm leicht übel und fiel in verächtlichen Ton, wo in den Schriften des andern eine widerstreitende Meinung ihm entgegentrat. Er hielt zu sehr an sich selbst, als daß er einen Fremden hätte tragen mögen in wahrem Mitgefühl. In den schlimmen, späten Jahren stand er nicht, auch in der Ferne nicht, bei dem Leidenden. Und all das Liebe, das unserm Herder jetzt noch von Menschen kam, ward es Nahrung des Lebens, Saft der weiter wirkenden Kraft? Es war doch nur wie verschimmernde, scheidende Strahlen des Lichts um das in vielen Stürmen zermorschte und immer noch stolze Schiff, das, da es den eigenen Kurs noch zu halten meint, langsam abwärts, stromabwärts treibt.

* * *

Ein Ereignis hielt in jenen Jahren alle denkenden Geister Europas gebannt, die französische Revolution.

Welch eine Frage an eine Zeit, in der Ideen über Freiheit und Humanität das geistige Interesse beherrschten, während die Völker längst gewohnt waren, in allen Verhältnissen von absoluten Fürsten und ihren Dienern regiert zu sein.

Die politisch-sozialen Vorbedingungen des Ereignisses übersah man ja nicht. Was der Bewegung selbst verhängnisvoll ward, verwirrte auch das Urteil über sie vor allem in den Köpfen des Festlands. Sie hatten selber so wenig Teil an den öffentlichen Dingen. Sie hattens selbst so wenig erfahren, wie in dem Zusammenschluß aller Stände zur thätigen Wahrnehmung gemeinschaftlicher Interessen allein der Sinn der Freiheit entsteht, daß ein Beurteilen aus den realen Zuständen des politischen Lebens unmöglich war. Theoretische Ideale bewegten die Führer der Revolution, theoretische Ideale nahmen das Urteil im voraus ein. Man schwelgte in der Vorstellung, daß ein ganzes Volk sich zusammengethan, um seine Verfassung zu gründen auf Freiheit und auf Vernunft. Heraufkommen sah man goldene Zeiten. Denn der Eigennutz der Privilegien hatte nun nicht mehr die Zügel in seiner Hand. Der einfache vernünftige Mann des Volks bestimmte, wie er regiert sein wollte, und was kann Vernunft, sich selbst überlassen, denn anders wollen als das Gute?

Ein Fall voll unvergleichlicher Belehrung in der Seelengeschichte der Menschheit, die Entwicklungsmomente der französischen Revolution und das Urteil der Menschen über sie. Sie kannten nicht in ihrem Leben und durch die That, was Verwalten und Wahrnehmen allgemeiner Interessen sei: so kannten sie politisches Denken nicht. Nahmen nun Fragen des öffentlichen Lebens sie hin, so stieg ihnen unmöglich ein praktischer, im Einzelnen gestaltender Gedanke auf, sondern immer sogleich die letzte allgemeinste Idee, — natürlicher Sproß des allgemeinen dunkeln Bedürfnisses der Freiheit, das allgemeines Bedürfnis blieb, durch nichts über den Sinn seines Verlangens belehrt. In den mittelmäßigen Köpfen ein Nebel der Phrasen, in denen man sich erhaben schien. In den großen Geistern,

die mit ihrer Fähigkeit aus sich selbst zu leben, sich selbst im Gesetze großer Aufgaben zu finden, hineingedrängt wurden in die ausschließliche Arbeit des Gemüts, ein machtvolles Erfassen der ewigen Prinzipien des sittlichen Lebens. Und nun gingen die Dinge ihren Gang, wie sie mußten, in diesem grauenvollen Schauspiel des Widerstreits von That und Wort, von Ereignis und Idee. Durch den Schleier der Phrasen brachen mehr und mehr die realen Kräfte des Begehrens und der Wut. Die Massen rückten an. Und noch klang es Recht, Freiheit, Vernunft, und es war die begehrliche Anarchie und mit der Anarchie die Frage der rohen Kraft, ein Zwang nach dem andern. Und noch hieß es die neue Welt der Menschheit, und es vollendeten sich nur die alten Formen des französischen Staats in der Despotie des Säbels an dem goldenen Gehänge der Philosophie. Wie das blutige Hohngelächter der Realität, die bleibt und sich behauptet mit den zähen, in tausendfältiger Entwicklung gewordenen Formen über den wunderlich irren Menschengeist, der sie immer zu fassen sucht und niemals faßt und niemals leiten kann. Mit welchem Übersturz unfaßbarer Szenen hat sie die armen Schauspieler bis zum Wahnsinn genarrt! Der erhabene Anfang begeisterter Menschenliebe, die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit gefallen in Einer Nacht, maßlose Wünsche, der König bedroht, geflohen, gefangen, die Massen im Aufruhr, die Morde des September, die Hinrichtung des Königs, die Kriege, das Konsulat u. s. f. Aber man denke, wie man damals ohne ein Mitleben in den wirklichen Verhältnissen, in der Ferne der Ideen die politischen Dinge sah. Es war in allen Geistern die Liebe der Freiheit und der Groll über das Vorrecht der Aristokratie. Diese Liebe ward That und Ereignis in Frankreich: das Herz aller Edlen war in den Geschehnissen zu Paris. Ihr Glaube sollte sich er-

füllen. Es war eine rechte Probe der Wirklichkeit auf den Glauben der Idee. So stieß auch die furchtbare Entwicklung sie ab in Gram und Ekel und — — — mit dem ratlosen Geständnis: wir verstehen sie nicht. Man hatte Licht gemacht in unablässiger bescheidener Arbeit, bis in die Paläste der Könige hinein. Hier war die Feuersbrunst des Lichts, das man gefördert. Der Gedanke ist erst ganz, wenn er Leben, der politische Gedanke ist erst, wenn er Volk wird. Wie eine lodernde, schwälende Riesenflamme glühte es über die sanfte Kerze der Humanität hinaus. Thaten sind die einzigen wahren Erzieher des Menschen, Thaten kündigen ihn auch von Grund aus. Auch Herder hatte erzogen und gepredigt von Freiheit und Humanität. So trat in dem Ereignis gewordenen Gedanken die titanische Zeit vor ihn hin: nun künde, wie du's meinst! nun zeige, wer du bist.

Herders politisches Denken hatte, durch keine starken Wirklichkeiten gebannt, unter mannigfachen Stimmungseinflüssen in der Welt des Möglichen recht beweglich herumgeschwankt. Der siebenjährige Krieg mit dem heroischen Ringen des Helden eines zur Großmacht aufstrebenden Staats hatte den Jüngling weder wie die Männergeneration um Lessing noch wie die Kindergeneration Goethes ergriffen. Er trug mit seinen Eltern nur in dumpfer Resignation die Leiden des Kriegsschauplatzes. Der Soldatenstaat des großen Königs weckte in ihm allein verächtliche Abneigung. Es gehörte zu den Schmerzen Hamanns, daß er bei dem jungen Freunde so wenig Liebe für sein engeres Vaterland gewinnen konnte. Sein Fürstenideal in jenen Jugendjahren war Peter der Große, weil er, wie er meinte, ein barbarisches Volk zur heiligen Kultur geführt habe. Später billigte er gern jedem Fürsten, der humane Absichten in seinen Maßregeln blicken ließ, Lob und Anerkennung zu. Joseph II.

erschien ihm wie Klopstock als der ideale Bildner eines neuen Geschlechts. Erst in den Humanitätsbriefen hob er die Gestalt Friedrichs und sah die Beschränktheiten des gewaltsamen Reformators Joseph ein. Wahrhaft kennen gelernt hatte er von staatlichem Leben eigentlich nur die halbe Freistadt Riga. Der thätige Bürgersinn, das gemeinsame praktische Eintreten für die realen Interessen der Vaterstadt hatte ihn tief ergriffen, ihn mitgerissen und sich ihm Zeit seines Lebens als das Ideal bürgerlicher freier Gemeinschaft festgestellt. Die absoluten Monarchien, in deren kleinsten Exemplaren er sich herumzuplagen hatte mit Trägheit und dem dumpfen Widerstande gegen sein großes Wollen, aufgehalten auf der eigentlichen Bahn seines Strebens, — die hatte er innerlich bald als toten Mechanismus, gegründet auf Geld und Söldner, als Erstarrung des Lebens in Willkür und Fürstenlaune abgethan. Sein Urteil bewegte sich in den wenigen, für seine Stimmung zurechtgelegten Abstraktionen. So läßt sich's begreifen, daß ein wahrer Taumel der Freude ihn ergriff bei den ersten Botschaften der französischen Revolution. Das Licht der Freiheit war erschienen, die Menschheit war erwacht. Es war eine leidenschaftliche Stimmung des Anteils im Herderhaus. Er hielt wohl mit seinem Urteil zurück, er beobachtete verwundert abwartend die Dinge. Aber es war eine Verwunderung als über das Große und Unvergleichliche — einen riesigen Zusammenbruch, eine Neugeburt der Zeiten, die Zeichen der Apokalypse.

Was Herder in der Bewegung sah, hing natürlich von seiner erreichten Bildung in menschlich-sozialen Dingen ab. Was er aus ihr in seinen Gedanken machte, das mußte recht eine Probe sein auf den Grad seiner bewahrten Fähigkeit, in neuen Problemen schöpferisch aufzugehen. Er hatte nun in den

„Ideen“ gelehrt, wie das System des modernen Europa entstand durch Krieg und geistliche Knechtung, auf die Herrschaft des kriegerischen Adels und des den Geist verödenden Klerus sich gründete und an ihnen noch jetzt die Klammern jeder freieren Bewegung trägt. Die Reformation hat das Sprengen der geistlichen Bande begonnen. In der Revolution — so meinte er — fiel nun der ganze Feudalismus, diese Mißgestalt kriegerischer Dummheit und geistlicher Umnachtung. Dann hörte auch der ärgerliche Vorzug des Adels auf, dieser Stände, die sich nicht bilden wollen im Geiste der neuen Zeit, die in ihrer französischen Verbildung und germanischen Krüppelhaftigkeit die Schande des Deutschtums sind. Dann begann vielleicht ein höherer Schwung des deutschen Wesens. Der Stolz der Muttersprache lebte auf. Er dachte sich wohl als Liebstes nach seiner Vorstellung des Griechentums ein deutsches Leben, in dem bei gemeinschaftlicher Wahrnehmung öffentlicher Interessen die deutsche Beredsamkeit sich regt, Ohr und Zunge im Verarbeiten großer gemeinsamer Fragen sich üben, ein neues Alter der deutschen Sprache in der öffentlichen Beredsamkeit nützlicher Bürgerbethätigung erwacht. Dann wird auch das Loos des armen Schriftstellers in Deutschland ein besseres sein. Nicht mehr durch die öde Notwendigkeit der engen Verhältnisse erdrückt in fremder Arbeit oder gar in Hunger und Not wird er sich selber leben und seinem Volk. Wunderbar! mit der Sprache begann alles Denken Herders. Und so groß sein Herz für die Menschheit schlägt, so tief sich ihm eingedrückt das Ideal der nützlichen Thätigkeit für alle, unwillkürlich zieht sich sein Denken zusammen in litterarische Fragen, und seine Ideale sind am greifbarsten an dem Ideal der Sprache, die gereinigt werden soll und geehrt in mütterlicher Würde. Daß er fürs thätige Leben aller sinnt, verrät

sich an zweiter Stelle erst, indem er die Sprache am liebsten denkt als Sprache der Beredsamkeit. Aber ist das nicht recht ein Zeichen der Entwicklung, die er in der deutschen Enge nahm? Er zahlt ihr seinen Zoll, da er an den großen Fragen der öffentlichen Welt den Eingang finden will in neue Bahn. Dort fallen Stände und Völker durch einander, alle Fragen des sozialen Lebens brechen wie niemals auf in Strömen von Blut, die großen Bewegungen zucken in ihm nach, und in dem Stübchen über seinem friedlichen Papier träumt er dem Ideal der deutschen Sprache zu. Die Lust und Ahnung des Neuen schwellt sein Herz, und er fährt in heftiger Predigt an, die die Muttersprache nicht achten und nicht beherrschen.

Es lag wenigstens im mündlichen Verkehr nicht in Herders Art, aus irgend einer Rücksicht zu schweigen, wenn etwas ihn bewegte. Aus dem einfachen Grunde nicht, weil er innerlich nicht zugab, daß irgend welche Interessen um ihn wichtiger waren als die seines Geistes. So sprach er offen und laut seinen Beifall zu den französischen Umwälzungen aus. Man denke sich, wie das im Klatsch der kleinen Stadt sich wohl weiter trug von Mund zu Mund. Der erste Geistliche des Landes, der Herr Vizepräsident des Oberkonsistoriums! Man erzählte seine bis zur Grobheit verächtlichen Äußerungen über den Adel. Man tuschelte von seiner Liebe zur Republik, von seinem Haß gegen das Alleinregiment. Noch stand er sicher und groß in den Verhältnissen da, noch trug ihn die Freundschaft Goethes. Aber wankte er einmal, so mochte auch das sich rächen, daß er in seinem Urteil über die Dinge den Zuständen, in denen und von denen er doch lebte, so wenig Rechnung trug. Sollte der Herzog sich nicht verletzt fühlen durch ein Gebahren, das gegen ihn gerichtet und zugleich doch etwas unreif und jugendlich schien? Goethe sah die Dinge mehr in

ihrer widerlichen Realität. Er erlebte im Feldlager der Champagne Kot und Not, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, die Zerrüttungen und Depressionen des wahnsinnigsten Krieges. Er sah die Freiheitshelden zu nah. Er hatte, angelegt für das Leben im Gleichgewicht, das unsagbare Glück erfahren, im persönlichen Dienst des wohlgesinnten Fürsten mit täglicher Erfüllung realer Pflichten sich zu sammeln für die Gedanken und Werke des eigenen Selbst. Er wußte, die Freiheit liegt in uns. Er erkannte, das gesunde Leben ist ein heiliges und gebrechliches Ding, von Schritt zu Schritt ist's zu erhalten in langsamer Fortbildung, aus dem Bestehenden zu entwickeln in's Wünschbare des Ideals. Radikales Verlangen aber zernichtet den Verlangenden und die Dinge, die er angreift. Er hörte wohl mit Besorgnis vom Taumel im Herderhaus. Er versprach sich nichts Gutes von den Früchten des aufflackernden Schwunges. Er atmete auf für den Freund, als dieser in den Bädern zu Aachen wenigstens dem lockern, austragenden Boden von Weimar entrückt war, in dem jedes Wörtchen von ihm aufgehen konnte als Drachensaat. Er schrieb an die Frau: „Vergessen Sie nicht, Gott zu preisen, daß er Sie und Ihre besten Freunde außer Stand gesetzt hat, Thorheiten in's Große zu begehen."

Das eigentlich Herderischste, das er hätte leisten können bei dem neuen mächtigen Problem, das wäre ein fünfter letzter Band der „Ideen" gewesen. Er hätte die Linien der Völkerbewegung ziehen sollen zur französischen Revolution hinauf und zeigen, wie in diesem Ereignis eine neue Disposition gleichsam für das Zusammenwirken der Kräfte der Menschheit geschaffen war. Er mußte dann freilich mit großem Umblick alle Einzelheiten zusammenfassen für die Einheit der neuen Aufgabe, die hier den Völkern erschien. Aber ihm fehlte die Zeit,

die Lust und die Sammlung. Ja, sagen wir's nur: die Kraft. Es stieg ihm die Menge der Einfälle auf durch dieses und jenes Ereignis angeregt. Die Einfälle genügten ihm. Er war gewohnt an sein Urteil zu glauben in allen Dingen, es auszusprechen mit dem Bewußtsein der Richtigkeit. Schnell schrieb er in leichter Form sie nieder: „Humanistische Briefe" Doch stand hier wenigstens alles frisch und kräftig zusammen, was das Ereignis in ihm angeregt. An die Verfassung der neueren Menschheit im Feudalismus der Aristokratie und des Klerus knüpfte er an. Der Adel bekams heftig zu hören, wie er in seiner französischen Verbildung der deutschen Nation unwürdig sei. Das Bekenntnis zum Freistaat sprach deutlich genug sich aus. Mit der politischen Revolution zusammen faßte er in kräftiger Hand die Revolution der Philosophie durch die Kantische Schule. Er lobte, wie Kant den Geist gesäubert und geschärft und mit Erfolg begonnen, die Grundbegriffe der moralischen Wissenschaften in Natur- und Völkerrecht zu klären und festzulegen. Er tadelte den intoleranten Sektengeist der Kantischen Philosophaster. Am Ende pries er als den eigentlichen Geist der Freiheit und die reinste Schule der Humanität die christliche Religion der Liebe. So waren die Motive kräftig geballt, die großen Zeitereignisse offen neben einander gestellt, der eigene Anteil in allen Beziehungen mutig und unmittelbar herausgekehrt.

Nun aber kamen die grauenvollen Wendungen der Revolution, das Haupt des Königs fiel auf dem Schaffot. Entsetzt machte auch Herder das dreifache Kreuz über die entlarvte falsche Freiheit der Neufranken. Da er die Gedanken längere Zeit zurückgehalten, gewannen die Rücksichten seiner Stellung Einfluß auf sein Werk. Die vielen, vielen geistig-litterarischen Interessen, die Platz hatten in seinem Kopf, sie drängten sich

von allen Seiten herzu. Sein Lieblingsbegriff der Humanität nahm sie alle nur zu gastlich auf. Denn das ist ja in seinem Sinn das Eigentümliche der Wissenschaften und Künste, daß sie Menschheit bilden. Menschheit aber bedeutet recht, was ihm, was Herder das Gute scheint. Er hat so viele Zeiten und Menschen in ihrer geistigen Thätigkeit belauscht. Er ist so gewandt, an ihre Arbeit zu knüpfen, was ihm selbst dabei aufgeht von der eigenen Liebe. Und als älterer Mann lehrt und belehrt man ja gern in moralisierendem Sinn. Das alles wirkt zusammen, während die Briefe liegen bleiben und unbrauchbar werden in der jetzigen Form. Mit der Absicht moralischer Belehrung drängt alles von seinen Beschäftigungen sich herein. Litteratur, Kunst, Geschichte, Religion, was du willst, alles lehrt die Humanität. Ein fingierter Bund der Humanität — wir deuteten schon in den „Ideen" auf ihn — umschlingt alle Zeiten, alle Guten sind Glieder darin. Lassen wir die Zeugen aller Zeiten sprechen, jeden mit eigenen Worten, Friedrich II., Luther, Marc Aurel, Leibniz u. s. f., und unsere eigene Meinung klingt nur in ihren Worten mit. Machen wir's uns vollends leicht, indem in unseren Briefen sich Freunde unterreden, bald diese, bald jene Ansicht schillernd hineinspielt. Worin wir einen Zeugen des aufgewühlten Moments erwartet, wie wird es gemächliches Schlendern des deutschen Gelehrten, der in der Region der Ideen mit allen Zeiten vertraut ist. Aus den „humanistischen Briefen" werden die „Briefe zu Beförderung der Humanität."

Und die „Briefe zu Beförderung der Humanität" in ihrem gesetzlosen Spiel der Gedanken, ohne zusammenballendes, ohne weiter zeugendes Motiv — sie wurden das erste bedrohliche Zeichen der sinkenden Herderschen Kraft. Zehn Bändchen kamen, immer paarweise, mit der Zeit heraus: die ersten im Mai 1793, die letzten im Juni 1797.

Aber wie unendlich breit tritt hier auseinander, was erst so kräftig geballt war! und wie ist die Beziehung fast verloren, in der der Gedanke nach seiner Eigentümlichkeit entsprang! Man spürt wohl, wie jede Sammlung in gewollter Komposition sich schließt. Aber es ist die schnell gelungene Komposition des schreibegewandten, geschmackvollen Manns, der die Fülle seines Stoffes eilig gruppiert. Sonst scheint es wahrhaftig oft, als ob der Zufall seiner Lektüre allein ihm den Gegenstand seiner Betrachtungen giebt. So aus allen Gebieten regellos kommen sie herbei. Denn unter die Benennung der Humanität paßt ja alles, was von Gutem ihm einfällt bei Büchern, Thaten und Menschen. Nicht daß ein Mann, der wie Herder liest, nicht viel zur Beherzigung, nicht viel Vortreffliches zu sagen hat. Es heben selbst leuchtende Stücke sich heraus, — eine dauernde Bereicherung unseres historischen Schauens. So wenn er die Typen der Menschheit uns erklärt in der griechischen Plastik, oder wenn er die kleinen Meisterstücke litterarhistorischer Betrachtung schafft in seinem Überblick der neueren Litteraturen seit dem Erscheinen des Christentums. Aber man sieht doch, wie alles im Ton des Moralisierens sich bewegt. Man sieht wie das durchgehende Interesse rein geistig-litterarisch sich hält.

Ins Litterarische wendet sich vollends alles politische Interesse noch weit mehr, als schon im Anfang dieser Gedankengänge zu fürchten war. Es findet sich auch hier nur der allgemeine Abscheu gegen den Krieg, wogegen denn auf der andern Seite in seltsamem Übersehen des Widerspruchs Selbstverteidung als erstes Recht und erste Pflicht der Nationen verlangt wird. Es wird für die Achtung des deutschen Namens gekämpft und die deutsche schwächliche Liebe für das Ausländische, vor allem die französische Verbildung mit scharfen Hieben gegeißelt. Ja, recht aus der Seele all dieser Gedanken kommt

der Sinn, in dem das Denkmal Lessings errichtet wird. In meisterlicher Auswahl von kurzen Stellen seiner sämtlichen Schriften zieht das Leben des Mannes vor uns vorüber, mit seinen weitverbreiteten Arbeiten, mit seinem aufreibenden Kampf, mit diesem furchtbaren Aufstreben gegen eine Zeit, deren Kleinheit und Mißachtung geistiger Größe sein Verhängnis wird. So tönt alles Denken endlich in dem bitteren Vorwurf gegen die deutsche Enge aus. Die Revolution Herders richtet sich wahrhaft allein gegen die fremden Flecken der deutschen Bildung und enthält den sehnlichen Wunsch, daß der geistige Schöpfer in Deutschland frei und geachtet sei.

Betrachtet man all diese weitgesponnenen Gedankenringe, was ist im Grunde darin? Jedenfalls das Bedürfnis, reden zu müssen über die Zeit. Sonst aber ein Fortfahren in den alten gewohnten Interessen, in allen, jedes kommt nach der Laune der Stunde. Nur scheinbar tritt das Urteil im Sinne der Zeit hinzu. Thatsächlich ist nur allemal die einzelne Aufgabe nicht in ihrer Realität bis in den Grund erfaßt, sondern von allen Seiten angeregt spricht der Prediger dann sogleich die Stimmungsgedanken aus, in denen sein sittliches Lebensgefühl sich zur Ruhe gab.

Es ist in dem Fortgang der Sammlungen wie eine steigende Müdigkeit. War nicht eine Hauptaufgabe, Stellung zu nehmen in dem harten und lauten philosophischen Kampfe des Tages? Aber wie auffallend lange verweilt er bei dem Führer der nun zu Grabe gehenden Generation, dem führenden Geist des vergangenen Jahrhunderts, der großen, stillen, friedlichen Gestalt seines Leibniz, mit dem er allerdings innerlicher zusammenhing als mit irgend wem, unter dessen letzten und besten Gefolgsmannen er selber war. Dann stößt ihm zufällig die Erinnerung an Riga auf, über dem Buch eines

alten Rigaer Freundes, den Bonhommien. Und förmlich ruht er aus in den langen Zügen aus diesem Buch. Man fühlt, wie die Luft der liebsten Heimat und der Sinn der Freiheit ihn wieder umweht. Er genießt, genießt im vollen verlangenden Erinnern, wie doch alles so frisch war und gut in jener Zeit. Endlich am Schluß das Erlahmen. Man erwartet einen Aufschwung aller Kraft, man erwartet die energische Bestimmung der Grundbegriffe eines humanen Völkerrechts. Und man versandet in kläglichen Proben erbaulicher Poesie, in den Negeridyllen, Gedichten, die nichts sind als Predigt weichlicher Menschheitsbruderempfindung, gewiß milde und freundlich und zweifellos schicklich, — wie er's so oft von der Poesie verlangt, — Gedichte wohl ganz nach seinem Sinn, doch Poesie leider ohne alle Poesie. Ach, es konnte ihm selbst ja nur weh und müde sein in solchem Schluß. Liest man die Stücke in seine Seele hinein, so kommt es über einen wie das Schütteln des Ärgers, wenn man so gern noch wach sein will und fühlt, daß in übernächtiger Stunde Glieder und Gehirn dem Schlaf verfallen.

So ging es ihm vor der französischen Revolution wie vor der Aufgabe einer neuen Welt in Italien. Er blieb, der er war. In dem eigentlichen Anteil seines Lebens war keine Möglichkeit der Umbildung mehr. Er verharrte ganz im Litterarischen. Aber schlimmer als dies, daß er blieb, der er war: es spürt sich an diesem weitläufigen, oft beherzigenswerten, oft so geistreichen Werk, wie von innen heraus sein Geist gleichsam sich selber sprengt. Es drängen all die unübersehbar ausgebreiteten Interessen sich durch. Sie dehnen sich aus. Sie ersticken den Gedanken, in dem neues Leben sich bilden will. Es wird eine Menge geistreichen Stoffs, in dem kein neues Motiv mehr nach Gestaltung ringt. Das ist so recht der gebildete Mann, der innerlich völlig fertig mitteilt, der aber nicht mehr

an neuen Aufgaben in neuen Gedanken seines Wesens Kraft und Ausdruck findet. So entfaltete sich in den Gedanken nicht aus Selbsterlebtem das Problem der Revolution, es wurde keine Entwicklung wie innerlich in dem Herzen und aus dem Herzen der Zeit. Er stand für sich. Schon lockerten sich die Kräfte. Schon kam die Müdigkeit und mit ihr gefährlich — ein sicheres Zeichen des Verfalls — das Überwuchern persönlicher Laune, persönlicher Willkür im Urteil nach dem Behagen der Stimmung und des Moments. Wenn er sie einst besaß für die Jünglinge aufstrebender deutscher Poesie, — die Zeiten hatten sich geändert, die urgewaltigen Fragen des Lebens drängten sich vor, — er besaß sie nicht mehr: die flammende Stimme und den Heroldsruf der Zeit, er konnte nun nur immer schreiben, gedrucktes Papier, Gedanken und Einfälle über alles Mögliche, Litteratur und immer weiter Litteratur.

2.
Herder und die deutschen Klassiker.

Wen die Vielheit der Dinge ängstigt, wer unter den überstürzenden Ereignissen einer unruhvollen Zeit sich in Führerstellung behaupten möchte, aber sich nicht mehr entwickeln kann in die Gedanken, die sie beleben, der wird gerne seine Ruhe suchen im Ewigen, und wär es auch nur, was ihm ewig scheint.

Herder mochte nicht neue Schritte thun, sich auszubreiten in der Erfassung der Wirklichkeit. Er betonte unwillkürlich gerade die Gedanken, in denen er zumeist sich selber wahrte. Es überwogen immer mehr die moralischen Mahnungen, mit denen er ja von Italien aus auch seinen Vorzug vor Goethe begründet. Die moralischen Gedanken entwickelten sich ihm in letzter Linie in religiös-theologischen Studien. Es ist kein Zufall, daß er eben in dieser Zeit, in den Jahren 1794 bis 1798, viele ge-

sammelte Stunden dran wendet, in den fünf Bänden „Christlicher Schriften" seine ausgereiften theologisch-religiösen Gedanken darzulegen.

Es versteht sich, daß die Sicherheit der historischen Erkenntnis hier wiederkehrt. Wir verstehen jedes Buch aus Ort und Zeit und unterscheiden den Geist der Autoren. Der freie Glaube spricht wohlthuend und warm sich aus. Gottes Geist ist frei und macht frei. Es ist ja dieser Geist, der überall waltet in Natur, Geschichte und Leben. Wo echtes Erkennen arbeitet, dient es ihm. Es giebt für diesen Mann, der mit so weitem Wissen in der Bildung der Zeit steht, keinen Unterschied zwischen den Aufgaben weltlicher Kultur und dem Gebiete des Glaubens. Wo der Mensch aus seinem eigensten Wesen der Menschheit in Gedanken sich müht, Werke schafft und Liebe beweist, da ist er in Gott und bewährt seine Kraft. Denn das ist der Sinn, der in allem Werden Herders vorbereitet und angelegt, in dem er nun hier den Glauben faßt: der Glaube ist thätige Liebe. Nicht ein Meinen der Gedanken, ein Hingeben des ganzen Wesens an das in Jesu lebendig erschienene Gesetz Gottes, das wiederum in uns Erlebnis und Thatsache werden soll. So stellt sich in thätiger Liebe das Reich Gottes unter den Menschen her, so knüpft sich — und das ist der Sinn und das Gericht der Geschichte — in den That gewordenen Gesinnungen die über alle Zeiten fortgehende Gemeinde des Herrn, in der alle Guten zusammenhängen an Gott. Hier stellt der Bund der Humanität, von dem wir in den letzten Schriften so oft gehört, sich als Glaube des apostolischen Christen heraus, der Herder war. Es zeigt sich, wie im Innersten seiner Gedanken der religiös gewandte Anteil des Lebens noch immer treibt als die eigentlich schaffende Kraft. Der weit gewordene Geist hat seinen Halt und Mittelpunkt in Gott.

Einst hatte in dem innersten Herde des Lebens der religiöse Gedanke sich den geistigen Gebilden Herders gesellt. Er war der Ausdruck des Lebensgefühls, das sich sonderte in einer Welt für sich selbst. Des eigenen Grundes gewiß hatten die Erkenntnisgedanken dann sich gebreitet in alle Weite: die Stimmung klang in den religiös-moralisierenden Ideen mit. Nun übt der Gedanke sich nicht weiter an den realen Aufgaben der Dinge. Die Stimmungsgedanken, allein ausgesprochen, sollen die Menschen ihm gewinnen und seinem innersten heiligsten Wunsch. Ganz wie der Lehrer gleichsam fühlt er sich zu den Knaben. Aber formten diese Ideen in sich auch die Triebkraft der lebendigen Bewegung der Zeit? Eins ist auf alle Fälle gewiß, und es macht im Beginn des sinkenden Lebens die wundersame Bedeutung dieser Schriften aus: wirklich wie geboren mit ihm, wirklich eigentümlichster Ausdruck des Lebensverlangens aus dem Grunde der Seele war Herder der Gedanke der thätig vereinigenden Liebe. Es war ihm am eigensten wohl, wenn er so mit den Menschen lebte, in einiger helfender Liebe. Nur brach es stets wie das Verhängnis seiner geistigen Art auf ihn ein, daß, wenn fremde Kraft ihn zu erschüttern drohte im ruhigen Gefühl des Gleichgewichts, er auffahren mußte wie in ängstlicher Gegenwehr; daß, sobald die andere Bewegungsrichtung zu überwiegen schien, er sich hastig zurückzog in das scheue Selbst und in seine Reizbarkeit und dann — die ewige Nemesis im Leben der Seele — gerade den Zügen verfiel, die bei freier Entfaltung seiner Anlage nach ihm die fremdesten waren: dem Mißtrauen, dem versteckten Ärger, dem häßlich verdächtigenden Wort oder gar der unbesonnen eifernden Beschimpfung. Über seinen besten Thaten liegt stiller, schöner Friede. Nur sicher ist dieser Friede nicht, unwirscher Sturm und Gewitter sind immer nah.

In dieser Zeit nahm Schiller im geistigen Leben Weimars seinen Herrenplatz. Schon im Jahre 1787 hatte er einmal vorgesprochen. Goethe war in Italien. Er hatte auch Herder besucht und von ihm das volltönenste Lob des fernen Freundes vernommen. Er sei so groß, ja noch größer als Geschäftsmann wie als Dichter. Er könne wie Caesar vieles zugleich sein. Von jedem kleinlichen Zuge sei er frei, habe noch niemand wissentlich verfolgt, noch keines andern Glück untergraben. Er gab ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens. Er liebe in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im Kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit demselben Eifer hasse er Mystik, Geschraubtheit, Verworrenheit. Er sei ein allumfassender Geist. Schiller schreibt es an Körner, Zug um Zug, Satz um Satz. Man fühlt es all seinen Berichten aus diesen Wochen an, wie er nach Weimar kommt als der Mann, der eine Stellung im Leben erwerben will, mit klugem Auge jeden Mitbewerber mißt nach seiner Kraft, den Gedanken stets im Hintergrund: bist du ihm gleich oder stärker als er? Er fragt nach der geistigen Förderung, die er aus jedem ziehen kann. Herdern will er in dem Sommer recht verzehren. Der eigentümliche Feldherrn- und Herrschersinn Schillers spürt sich in seiner beginnenden Macht, der die Menschen um sich ordnet und stellt, um, über sie innerlich klar, ungestört von ihnen, freie Bahn zu haben für seinen Beruf.

Nicht volle Freiheit des Geistes — wir dürfens nicht verhehlen —, nicht eine reine Größe der Seele spricht aus diesen Berichten. Er mag gern hören über die Größen, was sie niederdrückt; er faßt, was er über ihm fremde Lebensweisen hört, gern in dem Sinne, in dem sie ein wenig ungesund und übertrieben scheinen. Das machte, er hatte sich selbst noch nicht

gefunden, im Eigenen sich erkannt und befreit. Darum gelang ihm auch damals sein Bemühen um eine Weimarer Stellung nicht. Jetzt aber hatte er sein Wesen gegründet in den Gedanken, die ihm die eigensten waren. Er hatte in der großen Schulung seines Denkens an der Philosophie Immanuel Kants die eigene geistige Welt gefunden. Er wußte, wer er war. Er fühlte in sich die zu immer neuen Aufgaben sich entfaltende Kraft. Er war des eigenen Weges zur Größe gewiß. So brauchte er andere nicht zu drücken, um sich selber zu heben. Je größer er das fremde Wesen anerkannte, in um so größerer Aufgabe festigte sich ihm das Bewußtsein des eigenen. Er wuchs durch jeden neuen Menschen, zu dem er in klarem Erkennen sich in Verhältnis setzte. Er mußte, um sich selbst in feinster Genauigkeit zu begreifen, die Menschen um sich verstehen. Sie waren ihm Teile seines Berufs. Denn das Siegel der Größe war ihm geworden, die wahre Reife des Wesens ihm beschieden: sein ganzes Leben, sich zusammenfassend in Thaten des Geistes, war ihm Beruf des schaffenden Gedankens.

Es bewies, wie sehr in seinen philosophischen Gedanken das ihm eigene Verhältnis zur Welt sich erschöpfte, daß sie sofort und unmittelbar ihm fruchtbar wurden in all seiner Einzelerkenntnis der Dinge. Das ganze Leben hob sich ihm hinauf in das Gebiet seiner philosophischen Anschauung, die in unerschöpflichem Reichtum an immer neuen Gebilden sich bewährte und entfaltete. Diese Gedanken enthielten mehr und mehr sein ganzes geistiges Leben. Er lebte in ihnen. Beweglich wie er selbst breiteten sie sich aus. Wenn er mit ihren großen Formen in den Gebieten des Lebens, in denen er Stellung nehmen mußte, aus zwei, drei Grundgedanken die Prinzipien sich entwickelte, so hatte er alles, was er brauchte, um im Gefühl gegründeter Eigenheit zu bestehen. Er war

in den Gedanken ein gewaltiger Organisator der Welt. Die Welt ordnete sich um ihn, er selbst ging in seinen Werken fort. Sein Leben ging auf in ihnen, war eins mit seiner geistigen That.

Ja, wenn nun die tiefste Erkenntnis des merkwürdigsten Mannes wie ein Geschenk seines gereiften Denkens ihm kam, welch eine Fügung der geistigen Geschichte, welch eigentümliche Laufbahn des Gedankens! Er war im Beginn entstanden in der einsamen grüblerischen Arbeit des Gelehrten im fernen Osten Deutschlands. Er hatte den mächtig arbeitenden Geist Schillers in seinen Tiefen ergriffen und zu seiner eigentümlichen Kraft und Freiheit geführt. Er hatte schon hier in neue lebendige Arbeit, in ein neues Erleben der Welt sich umgesetzt. Nun gründete sich in seiner fortzeugenden Kraft der Geistesbund zweier in ihrer unermeßlichen Verschiedenheit sich notwendigen Naturen. Er flocht das Band des Verständnisses zwischen ihnen, er steckte die Bahn ihrer Arbeit ab, er bezeichnete in schnellem Riß den Umfang der neuen geistigen Welt, die in ihnen den Menschen geschenkt ward. So wird der Gedanke in seiner Laufbahn Leben, so ist der Gedanke ein Schicksal in der Welt.

Denn das vollkommene anschauende Erkennen Goethes, das in den großen Briefen Schillers sich dem Verwunderten anbot, es ist nichts anderes als die reife Frucht aller philosophischen Müh des Mannes. Die Begriffe, in denen er sich gewöhnt die Welt zu fassen, treten in ihrer lebendigen Arbeit auf. All sein Denken drehte sich um die Eine Aufgabe, den Menschen zu verstehen in seiner sittlichen Arbeit; man darf sagen: das Ideal des reinen Menschen in seiner Erkenntnis aufzubauen. Der Ziel- und Gipfelpunkt seines Sinnens war darum das Genie, in dem die einzelnen, die getrennten Fähigkeiten des Menschen sich vereinigen in schaffender Arbeit, Em-

pfindung und Gedanke, Gefühl und Wille zusammengehen im großen Schauen, in dem die reine Menschheit als Welt bildende Kraft erscheint. So aber wie der Mensch gewordene Gedanke, wie die Bejahung seines Systems im Leben stand Goethe vor ihm, — sein Denken, Dichten und Leben verständlich als die reine Erscheinung des Genies: es muß in all seinem Thun ein Ganzes verwirklichen, einen Zusammenhang der Einheit in seinem Schauen der Natur, die Dichtung des reinen Menschen als Blüte seines Erkennens der Welt, das Leben als einen geschlossenen Zusammenhang der Erscheinungen fließend aus dem Lebensgesetz, das mit ihm geboren ist. Wie mußte auf der andern Seite Goethe, der Philosophie bisher ziemlich fremd, überrascht und erschüttert werden von der Richtigkeit eines Denkens, das von philosophischen Voraussetzungen ausgehend ihn sich selber erklärte, wie er allein bisher sich selber verstand. Schiller drang von seinen philosophischen Abstraktionen mehr und mehr auf die Erfassung des Wirklichen zu, gewann hier gleichsam am Kreuzungspunkt aus der tiefen Arbeit seiner Begriffe die reine Anschauung vom Wesen des schöpferisch lebendigsten der Menschen. Und so war diese neue Freundschaft, als jauchze das volle lebendige Leben ihm in seiner Mühe bejahend zu und lege als Lohn der schweren Arbeit quellend durchsichtig, zutraulich, erfüllend sich ihm an's Herz. Goethe aber wurde in seinem bisher fast ängstlichen Festhalten am einfachen Schauen der wirklichen Dinge getroffen von der unentrinnbaren Einsicht, daß in allem wirklichen Erkennen der Dinge philosophische Begriffe die treibenden Kräfte sind. Jeder war für den andern eine Bereicherung im innersten Kerne des eigenen, aus sich selbst sich entwickelnden Wesens. Sie erfuhren einander als teure Elemente in dem Wachstum des Heiligen in ihnen, ihres Berufes, ihres Lebens, ihrer

Menschheit. Und nun denke man, wie in Italien schon Herdern jede Fähigkeit gefehlt, Goethen in seiner Eigenart zu verstehen, wie so ganz er ihm äußerlich blieb, wie er mit allgemeinen moralisierenden Begriffen ihm entgegentrat recht wie jedem anderen Menschen auch. Konnte es zweifelhaft sein, welcher Freundschaft die erste Stelle in Goethes Leben gebührte? Hier waren zwei Männer, die ihr Leben einzig fanden in ihrer geistigen That, die als den Inhalt des Lebens nichts anderes kannten als fortzuwachsen in ihrem geistigen Beruf. Sie wollten nichts sein als das volle Leben im Geiste, das mit ihnen geboren war. Und sie verstanden einander jeden aus der Tiefe seiner Schaffensweise, aus dem, was Er und nur Er war. Sie hatten im Schaffen das heilig verpflichtende und befeuernde Gefühl, als finge eine neue Menschheit mit ihnen an. Und sie hatten das unerschütterliche Gefühl vom Wert ihres Daseins darin, daß diese Menschheit in ihnen kam. Sie waren in dieser ihr Dasein tragenden Beziehung einander notwendig. Denn sie erschienen sich der Anlage ihrer geistigen Art nach und in der Verschiedenheit ihres Schaffens wie die Gegenpole der Menschheit. Die Menschheit aber ward dabei als das die Welt schaffende Wesen gedacht. Die Welt entdeckt sich im Gedanken des Genies und wird neu, wie durchleuchtet, geschaffen in seiner künstlerischen That.

Das Werk, mit dem Schiller nach Weimar kam, waren die Briefe über die ästhetische Erziehuug des Menschen. Was ihnen zunächst charakteristisch eignete, das war, daß sie sich um nichts bekümmerten, was nicht aus angeborenem Beruf auf Schillers Wege lag. Schon hierdurch der schärfste Gegensatz zu den „Briefen zu Beförderung der Humanität", dem Werk eines von allen Seiten der Welt angeregten, zu allen Dingen sprechenden gebildeten Mannes. Sonst in der Art des geistigen

Anteils ihnen verwandt, nur mit ganz anderer Energie vertieft in die Frage nach der Bedeutung der Freiheit und nach der Stellung der Kunst im sittlichen Leben des Menschen. Zwei Gedanken wuchsen in Schiller mit Naturgewalt als der Ausdruck seines Wesens: der Gedanke, daß des Menschen Wesen, Recht und Pflicht die Freiheit sei, d. i. die volle Entfaltung der Persönlichkeit in der Erfüllung des naturgegebenen Berufs, und da er Künstler war, da bei ihm die Erfüllung des Berufs in der Darstellung seiner Menschheit in dichterischen Thaten bestand, die andere Erkenntnis, daß die Kunst ihrem Wesen nach die Körper gewordene Menschheit ist, von der Menschenhand geschaffen ein Gebild der Natur, das wie aus sich selbst gewachsen die Freiheit darstellt. Und jener erste Gedanke des sittlichen Glaubens schuf sich ein höchstes Ideal: das Bild einer idealen Gesellschaft, in deren gesetzlichem Zusammenhang jeder die Erfüllung des eigenen Wesens findet. Jeder macht durch seine Freiheit die anderen frei. Und jene zweite Erkenntnis ließ die Kunst nach ihrer Wurzelung im sittlichen Menschenwesen verstehen. Eine Welt für sich ist die Kunst von einzigem Lebenswert. Und die beiden Gedanken zusammen erfüllten Schiller mit der heiligen Freude seines Berufs. Sie stellten ihm seine angeborene Arbeit dar als ein heiliges Anliegen der Menschheit. Sie enthielten in all ihren reichverzweigten Verästelungen nichts als das Bewußtsein seiner nunmehr in sich gegründeten und hinfort immer weiter wachsenden Kraft. Worin man so oft eine seltsame Abkehr von den realen Dingen und ihren Bewegungen erblickt, es war thatsächlich nichts realer als dies, so real wie der große Schiller selbst. Ja sprechen wir's in aller Schärfe aus: eine sittliche That der Selbstbesinnung ohne gleichen ist diese entschiedene Abkehr von den Interessen der Tagesgeschichte, an der es für den einzelnen

Mann doch keinen Anteil als der Neugier oder müßiger Betrachtung gab, ist dieses Sichhineinstellen ausschließlich in den ästhetischen Staat und seine künstlerischen Pflichten, ist diese Entdeckung, daß die Kunst als die Spiegelung des sittlichen Menschenbewußtseins eine heilige Sache sei, eine Welt für sich erweckend und vertiefend alle Welt. So ging das ganze Leben der großen Seele gesammelt in geistiger That auf. Es strömte dies tiefere und mächtigere Schauen und Fühlen der Menschheit in seine Werke hinein, und ein tieferes und mächtigeres Empfinden und Wollen regte sich in den Hörern an. Von innen wuchs ein mächtigeres Bedürfen, ein intensiverer geistiger Anteil, eine größere Kraft. Man hatte nichts als die Region des Geistes, man schuf im Geist, das Leben mußte folgen. Und so, mit einem Blick verglichen Schiller und Herder, das Dokument der neuen und das Dokument der älteren Generation, die ästhetischen Briefe und die Humanitätsbriefe: es ist eine erhöhte Lebensenergie, die den Bereich ihrer Arbeit klar umgrenzt, die in ihrem geistigen Beruf aufgeht mit gesammeltem Leben, die in ihren geistigen Thaten den reinen Ausdruck ihres Seins sich schafft.

Schon in dem ersten Ansatz seines Bildens enthält dieses Werk eine höhere Welt. Es steckt in ihm eine neue und kräftigere Art zu leben.

Wenn nun diese Gedankenbildungen zuletzt doch gekommen aus Kant, der Schiller befreit, damit er die Deutschen befreie, so war hier Kant als ein Erwecker und Reiniger des geistigen Lebens ohne gleichen bewährt.

Wenn durch diese neue Formung in neuem, lebendigem Geist neue Ströme deutscher Bildung ausgelöst, so war Kant mit ihr erst zu seiner mächtigsten und weitesten Wirkung gelangt.

Wenn, wie es geschah, Goethe mit diesen Gedanken sich

völlig einig bekannte, so stand als einheitliche Macht der neue Bund Goethe, Schiller, Kant. Und die Geschichte hat diese Einheit bewährt. Die fast unbekümmert um einander gewachsen als die mächtigsten Geistesschöpfer der Zeit, Goethe und Kant, — es fand in den gemeinschaftlichen Gedanken Schillers sich ein Zusammenschluß.

Die neue Wendung des Denkens, die in Kant gegeben, sie war von Schiller erlebt. War erlebt als die Befreiung des eigenen Wesens zu unermüdlicher großer Arbeit des Schaffens. Wo ganze Menschen sich zusammenfaßten in produktiver That, da erwiesen die Kantischen Begriffe sich als Triebkraft des Lebens. Als das volle gesunde Leben erschien, der für Herder die Todeswunde gewesen.

Kant, Goethe, Schiller! Sie stellten sich auf den Geist, und sie schufen im Geiste. Eine neue Zeit brach an. Es war eine Arbeit ebenbürtig, tiefer vielleicht und gewißlich reiner als die große Revolution. Von diesen Männern ward geleistet, was die Zeit verlangte. Ein neues Alter der deutschen Sprache und Dichtung begann, ein neues Bewußtsein der Menschheit von ihrer Stellung in der Welt sprach sich aus. Hier war alles Leben und That, nichts Räsonnement und totes Verlangen. Was hat es da noch zu sagen, wenn Herder als im Dienst seines höchsten Ziels gegen die französierende Mißachtung der deutschen Sprache eiferte!

Auf diesem Hintergrunde des allgemeinen Wollens bewegte sich die dichterische Thätigkeit der Männer, so von dem Bewußtsein einer heiligen Sendung getragen, so in jedem Schritte gewiß und mit der strengen Verpflichtung gegen sich selbst, in der reinen Ausgestaltung der dichterischen Form der reine Ausdruck eines neuen Bewußtseins der menschlichen Dinge zu sein. Da kam Wilhelm Meister: in allem bunten und wie

zufällig bewegten Leben findet der Mensch doch endlich sich selbst, — was er ist von Natur. Da kam Hermann und Dorothea, die Wirrnisse der Zeit spiegelnd und klärend in dem Geschick zweier einfacher Menschen, die unter alltäglichen Seelen und Verhältnissen in ihrer Liebe die Heilung aller irdischen Gebrechen, reine Menschlichkeit verwirklichen. Es kamen die eigentlichen Zeugnisse gemeinschaftlicher Arbeit, die Xenien, die über alles Ungesunde und Kleine des deutschen Lebens dahinfuhren mit dem übermütigen Selbstgenuß der neuen Kraft, die Balladen, von Haus zu Hause gleichsam ausgeführt, die bedeutsamen Geschichten aus aller Welt. Es kamen die Gedichte Schillers, in deren symbolischem Sprachklange schon wie das Wehen einer neuen, höheren Freiheit zu spüren ist, und seine Dramen, mächtige Zeugnisse seiner großen Natur, wo er die Menschen schrankenlos waltend stellt mit der gewaltigen Hand des Herrschers und aus dem Gefüge des Ganzen wie aus den einzelnen Szenen und Worten sein Gefühl eines großen Lebens der Freiheit ertönen läßt.

Dies ist eigentlich das Kennzeichen dessen, was als wahrhaftiges Leben in der Welt sich entfaltet, — daß es anfängt aus sich selbst. Man darf es nicht beurteilen aus gewohnten Begriffen, man muß es aus sich selbst und seiner Bewegung verstehn. So ist auch, was wahrhaftiges Leben ist, eine gewaltige Prüfung auf Herz und Nieren für die Menschen umher. Könnt ihr noch anfangen aus euch selbst, könnt ihr vergessen, was ihr gelernt, mit einem Eigenen für sich selbst euch noch durchdringen, dann ist dies neue Leben für euch da, ihr seid noch jung und es hält euch jung, es erquickt euch neu und trägt euch mit sich fort, so neu und frisch, wie es selber ist. Es ist der naive Anspruch, der in dem ewig Neuen wahrhaftigen Lebens liegt: fangt mit mir an! und das allein

ist das Siegel der Größe. So kam auch das neue Leben in diesen Männern. Wie sie in ihm ihr Eigenes gefunden, das von sich selbst aus sich bewegte, als Welt für sich, so mußte man sie und ihre Welt in sich erleben, wollte man mit ihnen gehn. Dann erfuhr man in sich diesen neuen Sinn des Lebens, sich zu begreifen einzig in der Arbeit des angeborenen Berufs. Und da sie in den Gebieten ihrer Müh den reinen Gedankenausdruck des Lebens gefunden, so waren sie in ihnen das Gesetz der Zeit. Wer in der Bewegung des eigenen Inneren sie erfuhr oder aus Eigenem mit ihnen sich berührte, ward hinaufgehoben in ihre neue höhere Welt. Wer eingefahren in der Bahn der Gewohnheit sich versperrte gegen sie, blieb liegen am Weg als ein Rest überwundener Zeit.

Von der Kunst aus wurde so an die Deutschen die Frage eines neuen sittlichen Lebens gestellt, — schon dies eine der seltsamsten Wendungen in der Geistesgeschichte des deutschen Volks, welches bisher eigentlich keine reine Kunstepoche besessen. Nun war ihm beschieden, die Kunst zu erleben nach ihrer Bedeutung innerhalb des gesamten sittlichen Lebens. Eine mächtige Aufgabe für die Menschen der Zeit war diese neue Gestalt der deutschen Dichtung. Wie viel forderte sie und wie viel versprach sie den Menschen! Auf ihrer nie vernommenen Forderung beruhte ihr Versprechen. Bei der feinsten Leistung geistigen Verständnisses wollte sie ein neues sittliches Leben geben. Gehörte doch bei den Schöpfern eine neue Wendung der seelischen Kultur dazu, damit diese Kunst in die Welt kam. Sie setzte einen unerhörten Grad innerer Durchbildung voraus und fand in der That den strengsten Maßstab für die Freiheit der Seelen. Denn wahres künstlerisches Verständnis, identisch mit der Fähigkeit, aus sich selbst zu leben, eine reine Blüte der Freiheit, ist die seltenste aller menschlichen Gaben.

Und Herder besaß sie nicht. Empfänglicher war kein Mensch in seiner Seele für das Leben und die Schönheit aller Poesie. Sie gehörte ja auch zu ihm. Seine Tage waren nicht möglich ohne den Genuß, das Mitempfinden und selbst das Nachdichten der Dichter. Er hatte in seinem Kreise ein sicheres Urteil und den feinsten Geschmack. Nur daß dies Urteil seine Grenze fand an einem bestimmten Punkt. Er umgriff in seinem Verständnis nur, was irgendwie sympathisch in sein Leben paßte. Auch sein ästhetisches Urteil floß aus der ruhig mittönenden, ruhig ausströmenden Liebe. Fand diese in dem fremden Werke sich nicht berührt, fand sie gar auch nur durch den Verdacht eines andern, vielleicht eines entgegengesetzten Lebens sich gestört, so hörte sein Verständnis auf. Er mußte ungestört sein in dem Leben seines Selbstgefühls. Oder um es im schärfsten Ausdruck zu bezeichnen: er verstand nur, wenn in seinem Urteil innerlich ein Verhältnis mit dem Dichter sich bildete, bei dem ihm wohl werden konnte. Gerade weil sein Verständnis aus dem Leben kam, unterlag es den Bedingungen, die auch in seinem Leben Freiheit und Gleichgewicht stifteten. Ihm fehlte die Sicherheit in sich selbst, bei der die Auffassung fremden Lebens gesichert gewesen wäre.

Aber noch hielt man ihn für den unentbehrlichen Gehilfen jedes großen geistigen Beginnens. Im Vollbewußtsein seines Berufs schuf Schiller ein Organ, um mit den neuen Anschauungen auf das weitere Publikum zu wirken, die „Horen". Es war ihm, da die Aussicht auf Kant doch zu unsicher schien, nächst Goethe niemand wichtiger am Werk als Herder. Er schrieb ihm, bat nicht nur um Beiträge, sondern auch um Mitbeurteilung der eingeschickten Aufsätze, und Herder sagte seine Hilfe zu.

Im ersten Jahrgang erschienen vier Aufsätze Herders,

im zweiten, 1796, noch einer. Die drei Männer, Goethe, Herder, Schiller waren vereint. Schiller war glücklich, ihn mit sich zu wissen. Niemandem kam ein Zweifel, daß er ein ebenbürtiger Genosse sei. Selbst mit seinen Epigrammen und Gedichten nahm er in den Horen und in Schillers Musenalmanach ganz stattlich sich aus.

Die Freunde hielten zu ihm. Seine Weite und Feinheit wurden freudig anerkannt. Er kam in dem Aufsatz „das eigene Schicksal“ auf seinen Lieblingsgedanken der sittlichen Nemesis zurück. Das Schicksal ist das natürliche Resultat unseres Charakters. Jeder soll sich selbst bestimmen nach seinem inneren Beruf. Er skizziert in dem Aufsatz „Homer ein Günstling der Zeit“ den griechischen Stil in der Poesie, die Gesangsweise, die Wahrheit der Bilder, die schöne Fortschreitung und deutet in dem ferneren „Homer und Ossian“, wie er so oft gethan, die Verschiedenheit des dichterischen Stils aus der Verschiedenheit der Gegenden und Zeiten, in denen er entstand. In dem „Fest der Grazien“ trat sein Ideal der Humanitätsgesellschaft als eines thätigen Zusammenlebens in sittlicher Bildung noch einmal anspruchslos heraus. Es waren keine neuen Wege, aber es war auch nichts, das neuen Bildungen den Weg vertrat. Man sah ihn gern und ehrte ihn. Als der Philologe Friedrich August Wolf, der der homerischen Forschung in den Prolegomenen einen neuen Grund gegeben, Herdern wegen des Aufsatzes über Homer, den Günstling der Zeit, grob und ungebildet angriff, standen beide Freunde entschieden auf Herders Seite.

Die gegenseitige Achtung erreichte ihren Höhepunkt, als Schiller die sechste Sammlung der Humanitätsbriefe las, im Sommer 1795. Sie behandelte die griechische Plastik als eine Schule der Humanität. Die Typen der Götter wurden in

ihrem seelischen Charakter erklärt, sie erschienen als ein geschlossener Kreis, in dem alle Eigentümlichkeiten des Menschentums den reinsten und bestimmtesten Ausdruck gefunden. Die griechischen Dichter traten dieselbe Gesinnung bekundend, dieselben Züge des göttlichen Wesens deutend hinzu. Schiller rühmte begeistert, wie der Gegenstand nicht mit den vereinzelten Kräften des Gemütes angefaßt sei, nicht bloß gedacht, bloß angeschaut, bloß gefühlt, sondern zugleich gefühlt, gedacht, angeschaut, d. h. mit der ganzen Menschheit aufgenommen und ergriffen. Das aber sagt in Schillers Sinn, daß hier ein Schaffen des Genies geleistet sei, ein Schaffen jener höheren Art, wie er's in seiner Sehnsucht trug. Niemals fühlte der mächtige Mann sich so mit Herder eins. Er erblickte die gleiche Auffassung des griechischen Altertums, die sich ihm selber durchgebildet. Das aber bedeutete, daß er auch dieselbe Gesinnung bei Herder vermutete. Im Griechentum eins in allem eins, so etwa war sein Gedanke. Denn wer gleich ihm bei den Griechen die reine Menschheit fand, sollte der nicht auch gleich ihm das Ideal der reinen Menschheit für die Gegenwart verstehen? Sollt er nicht gleich ihm als Höchstes erstreben, daß in Werken hervorgegangen aus der ganzen Menschheit des Schöpfers ein neuer Zustand der Freiheit begonnen werde?

Etwas anderes bedeutete das griechische Altertum für Schiller als für Herder. Für diesen war's ein wichtiger Abschnitt in der Seelengeschichte der Menschheit, freilich der, welcher in den meisten Gebieten menschlichen Bestrebens das Mustergiltige hervorgebracht. Schillern entsprang seine Anschauung des Griechentums aus dem, was er als Ziel und Ausdruck seines sittlich-schöpferischen Wollens empfand, ja man darf sagen als den Ausdruck des Lebensbedürfnisses seiner Natur. Sein wirklich gewordenes Ideal — das war das Griechentum. So

verschob sich auch in seinem Urteil Sinn und Bedeutung des Herderschen Buchs. In dem sittlichen Grundwillen glaubte er Herder mit sich eins, in dem, worauf bei ihm sich menschliche Verhältnisse begründeten, worin für ihn Sinn und Wert des Lebens bestand. Kam einmal an das Licht, daß es sich allein um eine Übereinstimmung historischer Meinungen handelte, während der Lebensgrund der Meinung verschieden war, so mochte immer noch eine völlige Unvereinbarkeit aller Bestrebungen, ja des Lebenssinnes hervortreten, die augenblicklich in einer Art optischer Täuschung sich den Blicken entzog.

Die Erkenntnis kam nur zu bald. Aber doch berührt es sonderbar, wie sie kam. Wie die Briefe über die griechische Plastik aufgefaßt wurden als Beweis einer Einigkeit, die eigentlich nicht bestand, so wurde aus einer neuen Arbeit von Schiller ein Gegensatz herausgefühlt, der eigentlich in den Worten nicht zu finden war. Beide Male aber aus demselben Bedürfnis heraus, das eigene Ideal des geistigen Bildens auch bei andern zu finden. Der Beitrag Herders für den beginnenden Jahrgang 1796 hieß „Iduna, oder der Apfel der Verjüngung". Er wiederholte die alte Erkenntnis des Völkerpsychologen Herder, daß einer Nation wichtig sei, eine ihrer eigenen Sprache und Denkart entsprossene Mythologie zu besitzen. Mehr in dem Bestreben, die Gebildeten an den Reichtum auch dieser Volkskultur zu erinnern, als um wirklich der Dichtung neue Bahnen zu weisen, setzte er hinzu, daß unsere Mythologie zwar verschollen sei. Aber wir könnten vielleicht an der eines benachbarten Volkes auch deutschen Stammes Ersatz finden, an der nordischen nämlich. Neben den vielen andern möge auch das Ideal, das in diesen Sagen, in dieser Denkart, in dieser Sprache liegt, hervortreten.

Aufrichtiger kann sich nicht verraten, wie es dem fein

Mitfühlenden und Verstehenden so gleich gilt, aus welchem Material die Gebilde der Poesie ihre Nahrung ziehen, wie er unter allen Himmeln und in allen Zeiten den eigentümlich poetischen Sinn genießt. Aber den Künstler, der mit der ballenden Konzentration aller Kraft das Eine schaffen will, was ihm als Leben gilt, ihn beleidigt dies behaglich breite Geltenlassen aller Weiten der Welt. Er fühlt, da er in schaffender Entwicklung ist, in der Sonderung allein das Leben und die Kraft, in der Sonderung dessen, was in seiner Schöpfung als neues Leben entstehen will. Das scheinbar so harmlose Umherblicken und Schlendern wird von dem großen Schauen abgestoßen als schwächendes Gift. Ist der Geist doch immer der größte Feind des Genies!

Den Sinn des Schaffenden müssen wir in Schillers Ablehnung verstehen. Er konnte nicht zugeben — das sagt sein Brief vom November 1795 —, daß die Poesie aus dem Leben, der Zeit, dem Wirklichen hervorgehen müsse, damit Eins machen und wieder darein zurückfließen. Denn unser Denken und Treiben, unser bürgerliches, politisches, religiöses, wissenschaftliches Leben und Wirken ist wie die Prosa der Poesie entgegengesetzt. Diese Übermacht der Prosa im Ganzen unseres Zustandes ist so groß, daß der poetische Geist, anstatt ihrer Meister zu werden, notwendig angesteckt und zu Grunde gerichtet werden müßte. Also muß der poetische Genius das Gebiet der Wirklichkeit verlassen, auf strengste Sonderung sein Bestreben richten. Darum ist es für ihn ein Gewinn, daß er seine eigene Welt bildet und durch die griechischen Mythen der Verwandte eines fernen, fremden und idealischen Zeitalters bleibt, da ihn die Wirklichkeit nur beschmutzen würde.

Der Widerspruch trifft die Worte der Herderschen Abhandlung nicht. Aber mit genialem Tiefblick trifft er ihren

Sinn. Suchen wir eine scharfe Formulierung: Für den Psychologen und Historiker entspringt die Dichtung aus dem Leben umher. Für den Künstler entspringt sie aus dem Nichts. Sie ist plötzlich da in der Intuition des Genius. Schiller empfand an den Worten Herders, daß hier nur Verständnis war, aber keine produktive Kraft. Der produktiven Kraft allein aber schuf er seine Horen und lebte er seine Tage. Ihr gilt es Bahn zu schaffen. Sie soll einseitig und hart bestehen auf ihrem Recht. Darum faßt er den Gegensatz in einer Schärfe, die maßlos scheint und in den Worten Herders keine Rechtfertigung findet. Man versteht ihn notwendig falsch, wenn man sein Motiv übersieht.

In die innerste Werkstatt der gewaltigen Arbeit des Schillerschen Geistes wird uns hier ein Blick gegeben, die Lebensquelle seines Wirkens thut sich auf. Ihm ist in der inneren Besinnung der Intuition das Ideal einer reinen Menschheit erschienen, einer Menschheit, die in ihrem Handeln und Leben, ja selbst im Erscheinen ihrer Leiblichkeit nur wie die Darstellung der aus sich selber lebenden Freiheit ist. Es ist ein Lebensgefühl, das nichts zu thun hat mit der Welt umher, das sich hineinsetzen will in eine neue Welt, das von dem unsäglich stolzen Drange geschwellt ist zu bilden, was für sich bestehend Beginn dieser neuen Welt sei. Eine große Arbeit des Denkens war, das Ideal in seinen Zügen hinzustellen. Eine unendlich größere Arbeit des Schaffens ist's, in künstlerischer That es wiederzustrahlen. Das ist eben jetzt der Inhalt seiner Wochen, Monate und Jahre. Zu der Größe des Ideals soll die bildende Kraft sich strecken, und wie das Ideal aus seinem Inneren kam, muß auch die künstlerische Leistung kommen aus ihm. Ja, der ganze Werdetrieb dieses scheinbar weltverachtenden Idealismus ist das Urbedürfnis des Genies: allein zu sein.

Das künstlerische Bestreben Schillers unterscheidet sich in nichts von den Bildungsgesetzen aller Kunst. Es erschien nur mit besonderer Wucht, was alle Kunst in ihrem Grunde ist: eine neue Welt entstiegen dem menschlichen Gemüt. Warum empfindet er besonders stark, was jeder Schaffende empfindet: das jammervoll Zerstreuende der vielfältigen und kleinen Menschenwelt, das Zersplitterte des menschlichen Bemühens, das Verlorengehen der Menschheit in dem Wirklichen? weil seine ganze Arbeit bisher bestanden hatte darin: sich zusammenzunehmen in dem, was er wahrhaft ist, im Gegensatz zu dem Vielen, was ihn ersticken und zerteilen wollte; weil er sich selber gefunden in diesem Ideal der Menschheit, in der alles zerteilte Wesen aufgesogen wird in der Einheit großen bildenden Schaffens. Sich loszureißen von allem, was als bloßer Stoff der Welt an ihm klebt, das ist das ganze Gesetz der Werdejahre in ihm. Die scheinbare Abkehr seines Idealismus von der Wirklichkeit ist die Einkehr seines ganzen Wesens in das Leben, d. h. in das eigene Leben seiner Seele. Alles Verständnis des Idealismus beginnt mit dem Verständnis dieser sittlichen Revolution, die in ihren Phasen noch niemals wahrhaft dargestellt ist. In dieser sittlichen Revolution ist die neue Kunst begründet. Er hatte sich selber schaffen müssen mit unsäglicher Müh, eh er die Gebilde seiner Dichtung schuf. Es klingt das im Abstoßen der Wirklichkeit erstarkte Lebensgefühl des großen Manns in den großen Gestalten und in dem wie für sich selber rollenden Strom der Reden seiner Dichtung aus.

Recht in dem heißesten Punkte seiner Krisis traf ihn das Herdersche Blatt. In eigentümlicher Überspannung, ja Irrung des Denkens ersehnte er ein Werk, das sein Ideal selber unmittelbar in dichterischer Gestaltung sei: eine griechische Idylle, die Vermählung des Herkules mit der Hebe, den Übertritt des

Menschen in den Gott, das Ideal der Schönheit dargestellt im einzelnen Fall: alles Sterbliche ausgelöscht, lauter Licht, lauter Freiheit, lauter Vermögen, — kein Schatten, keine Schranke! Das war das heiße Verlangen der Seele selbst, in dem Besten ihres Besitzes dichterische Gestalt zu werden. Allmählich erst lernte er, durch seine Dramen am Erleben wirklicher Menschen seine Anschauung der Welt zu spiegeln. Es war eben der Moment furchtbarer Spannung, in dem dieser eigenmächtigste Denkerkopf seine dichterische Form verlangte und erwartete. Um so unmöglicher für ihn, zu dulden, was dem Einen widersprach. Ihm war gewiß, daß nur die griechischen Mythen wiederstrahlten, was Leben ist. Aus seiner gesammelten Lebensenergie floß erst der Klassizismus. Er fühlte mit der gereiztesten Empfänglichkeit in dem Herderschen Aufsatz nicht eine widerstreitende Meinung, sondern eine mit der seinigen nicht zusammengehende Lebensrichtung.

Herder schwieg und zog sich grollend zurück. Es war unbemerkt wieder eine Entscheidung von unermeßlicher Wichtigkeit. Denn nun fehlte ihm ja zu Schiller und seinen Bestrebungen das Verhältnis der Liebe, in dem allein sein Verständnis gedieh. Ein fremder Lebenswille war mit dem herrischen Anspruch der Berechtigung ihm entgegengetreten. Die Fibern seines Wesens zogen sich ein. Er empfand das Leben in diesen Gebilden nicht mehr. Er blieb in sich selber allein. Während eine neue Menschheit neben ihm sich regte, stand er abseits nur als der Herder da, der er im Verlauf seines ganzen Lebens geworden war.

Nun freilich, sie waren glücklich, die beiden. Sie begriffen sich allein in ihrem geistigen Beruf, und es war ihnen beschieden zu leben, wie ihr Bedürfnis verlangte, der Arbeit ihres Geistes allein geweiht. Herder plagte sich wieder von Tag zu Tag

in der Bürde des Amts und in häuslichen Sorgen. Nur ein Schmuck des Lebens — weiter konnte der Geist ihm eigentlich nichts mehr sein. Mit seinem Schmuck bereicherte er sich das Leben, und weil er's gewohnt war, mußte alles dann auch in die Welt hinaus. In dieser Zeit war er über die lateinischen Gedichte des bayerischen Jesuiten Jakob Balde gekommen. Sie führten ihn in die Welt des dreißigjährigen Krieges. Indem er die Nöte der Vergangenheit in dichterischer Verklärung sah, vergaß er die Angst der Gegenwart. Die Arbeit des Aufnehmens und Nachdichtens, die ihm leicht war, ließ ihn zudem nach den Mühen des Tages in geistiger Bewegung sich selbst genießen. Es war eine Art Betäubung und Selbstbetrug — dies leicht angreifende Schlendern in der fremden Welt. Er übersetzte oft bis in die Nacht hinein. Es war ihm unsagbar wohl darin. Und solche einfachen Empfindungen vom Guten und Rechten, Frömmigkeit, ehrbares Wesen, sanftes Moralisieren fand man bei dem alten Jesuiten. Es war ein Dichter recht nach Herders Geschmack. Er sagte einem, was man auch selbst wohl sagen konnte, und sagte es fein und gut. Herder hatte die Übersetzungen für einen Band der „Zerstreuten Blätter" bestimmt. Schließlich wurden es so viel. Warum nicht nutzen, was man zusammengebracht? Es wurde ein eigenes Buch, „Terpsichore", drei Bände, zwei noch 1795, einer 1796. Abhandlungen über lyrische Poesie kamen dazu. Es ging alles so leicht ins Breite, was Herder in diesen Jahren unternahm. Aber eine gute Gabe blieb es doch. Goethe freute sich an ihr und rühmte sie noch in später Zeit. Noch immer stand Herder, auch für Goethe und Schiller, ohne den geringsten Abbruch der allgemeinen Achtung da.

Aber nun zerging auch ohne Hoffnung des Wiederbeginns die alte Freundschaft mit Goethe. Die traurige Gebundenheit

des Herderschen Lebens rächte sich in einem unersetzlichen Verlust. Es war die böseste Folge der ersten und ewigen Schwäche, durch tausend Rücksichten gebunden nicht ganz in seinem geistigen Beruf zu sein. Der Herzog hatte durch Goethes Vermittlung damals nach Italien versprochen, für das Fortkommen von Herders Kindern zu sorgen. Die Söhne waren herangewachsen, die Eltern hatten über sie verfügt, die Kosten wurden groß. Jetzt plötzlich verlangten die Eltern vom Herzog das Geld, das die Söhne brauchten auf dem von ihnen allein gewählten Weg. Der Herzog leugnete sein Wort nicht ab. Er machte Vorschläge, die wiederum für die Eltern unannehmbar waren. Goethe ging von einem zum andern. Seine Lage war schwer. Er erkannte, daß der Herzog ein Recht habe, über die Laufbahn der Söhne mitzubestimmen, wenn er die Mittel bestreite. Er wußte, daß Herders taub waren für jeden Anspruch der Mitbestimmung, daß sie allein verfügen wollten und dann vom Herzog einfach Geld verlangten. Er bringt die Vorschläge. Karoline sagt: aber das genügt doch nicht! Goethe geht unmutig auf und ab. Herder sitzt am Tisch und blickt angstvoll zu ihm empor. Keine Verständigung! steigende Bitternis im Herderhaus! Karoline, die stets die Geschäfte geführt, schreibt an die Herzogin und findet Befremden und Rückweisung. Sie schreibt an Goethe einen maßlosen Brief: wenn er auch nur noch ein Gefühl für Ehre hat, so muß er helfen. Man hört es durch, daß Herder hintergangen und betrogen sei. Es fehlt nicht viel, so stünde auf den Seiten an Goethe: du herzloser Schuft!

Das ist kein Wunder. Das mußte kommen im Herderschen Leben. Sie hatten stets gelebt mit der stillen Voraussetzung, daß das äußere Dasein sich fügen müsse fast ohne ihr Zuthun gerade nach ihrem Wunsch. Die Frau hatte es stets

von Herder gehört, wenn nicht geradezu aus seinen Worten, so aus der ganzen Art, wie er über das Leben sprach, und sie glaubte ihm blind, daß er in der verderbten Welt der Hort und Hüter der Wohlanständigkeit und Billigkeit sei. Wenn etwas nun entgegen seinem dringendsten Wunsch sich zog, so kam es von selbst, daß es ihnen ein Verbrechen gegen die Ehre schien. In diesem Hause hatte Herder immer Recht, die andern stets Unrecht. Was gegen Herder war, ging gegen die Sittlichkeit. Der Gegensatz war Niedertracht. Nichts anderes ist dies namenlos traurige Ergehen, als daß zu Tage trat, in welch unsicherem, ja trügerischem Gleichgewicht Herders von je in der Welt gelebt.

Sie mußten einmal die Antwort hören, die wie aus dem festen Gefüge der Realität gegen ihren Selbstbetrug kam. Goethe mußte es der Frau auf das schärfste verweisen, daß sie sprach, als habe sie allein einen Begriff von Ehre und Recht. Aber verstehen konnten sie die Antwort nicht mehr. Sie waren zu sehr verwachsen an ihrem Ort. Karolinens eifernde Anmaßung war nur Herders eigenes Selbstgefühl als weibliche Reizbarkeit. Es wurde alles geordnet nach ihrem Wunsch. Aber das Band, das sie mit Goethe verknüpfte, war zerrissen. Er ging in der großen, hellen Arbeit seines Lebens fort. Ihnen war er ein kalter, bis zur Niederträchtigkeit herzloser Egoist. Sie schienen sich als die besseren Menschen. Sie spannen sich fest in dem Gewebe ihres Selbstbetrugs.

Nun fehlte in Herders Leben ganz ein Element, dessen unbemerkte Einwirkung in seinem jetzigen Alter ihm notwendig war: das Zusammengehen mit andern, die in beständiger Regsamkeit des Geistes ihn selbst in ausweitender Bewegung erhielten. Es wiederholte sich, verschlimmert durch die dumpfende Last der Jahre, das Schicksal des Weimarer An-

fangs. Es wiederholte sich in der ganzen verstärkenden Betonung, die nach seinem Zustand während der italienischen Reise zu erwarten war. Er stand allein, er stand im Winkel, er schien sich die Welt. Und fürchterlich! wieder und immer heftiger spielte er sich in moralischen Eigenschaften gegen die Künstler aus. Er war der Rechtschaffene und Biedere, er wollte nichts dulden in der Litteratur als Anstand und Billigkeit, das Ehrbare, Gute und Schickliche. Sie gefielen sich — im Wilhelm Meister — in der Gesellschaft von Buhlerinnen und Komödiantengesindel. Sie schwelgten — im Tasso — in der eitlen Selbstvergötterung des Künstlers, sie schämten sich nicht — in den Römischen Elegieen — der nackten sinnlichen Liebe. Ohne eine Ahnung, was dem schaffenden Künstler die Form bedeutet, nämlich daß das eigentümliche Lebensgesetz seiner künstlerischen Welt sie in allen Teilen durchdringe und beseele als lebendiges Gebild, wandte er sehr stolz von der leeren Formspielerei sich ab und betonte Gehalt und redliche Gediegenheit der Arbeit. Was er von Italien aus gethan vor sich und seiner Frau, das that er jetzt vor der Welt. Als der moralisch Überlegene stellte er sich über die Künstler. Aber was es damals gewesen war, das war es in viel schlimmerem Sinne noch jetzt: die verständnislose Abkehr von neuem Leben. Er wollte bleiben, der er war. Er wollte, als der er war, der erste sein. Der heilige Mantel verhüllte ihn vor der Welt und vor sich. Er bewegte sich nicht mehr in lebendigem Schaffen zu neuen Gedanken fort. Man darf sagen: er stand jetzt zu den Menschen der Zeit wie zu den Knaben in seiner Schule. Als der Fertige redete er den Knaben von der ganzen Welt des Wissens zu und ermahnte sie im Bewußtsein seiner Würde, vor allem recht ehrbar zu sein.

Die völlige Scheidung von den Bestrebungen der Dichter

war besiegelt durch die siebente und achte Sammlung der „Briefe zu Beförderung der Humanität“. Es war noch eine der glänzenden Arbeiten Herders, die völkerpsychologische Geschichte der neueren Litteraturen. Aber so furchtbar ist in seiner Strenge das richtende Gesetz, das in den großen Thaten der Menschheit erscheint, daß, was in anderer Beziehung gut und selbst bedeutend wäre, vor ihnen nichtig und trivial erscheint. In den Abschnitten von der deutschen Litteratur war Schiller kaum erwähnt. Die Stelle über Goethe verriet dem Kundigen, wie Herder Goethes eigenes Urteil nutzte, aber sie rückte aus den Augen, worauf es ankam. Die überlebten Lehrdichter der früheren Zeit erschienen in hohem Ruhm. Oft erging das Urteil allein danach, ob der Gedanke gut und ehrbar war. Dem moralischen Urteil unterjocht war die Kunst.

Eine der schrecklichsten Lehren, die in diesem traurigen Ende liegt: daß, der so Großes geleistet, dem es so ernst in sittlichen Dingen war, dahin kommen mußte, das Heilige zu mißbrauchen zur Decke versagender Kraft. Warum? weil keine reine Entwicklung des Geistes ihm beschieden war. Weil er nicht zu Gebilden kam, in denen er sich frei und bewußt ward, um nun auch andere in freier Erkenntnis zu verstehen. Er spielte mit seinem moralisierenden Urteil nur das träge Bleibende gegen das neue Werdende aus. Diese ganze Masse des historischen Schauens, in der er sich breitete, das war nur die Bildung, wie sie ist, gegen die neue Bildung, die werden will, die beharrende Masse, die sich sonnt und bespiegelt, gegen das Genie, in dem eine neue Menschheit erscheint. Wieder vertrat er den Standpunkt des Durchschnittsmenschen. Er behauptete mit seinem nicht mehr schöpferisch wirkenden Geiste sich vor sich selbst und andern als die Welt. Das war die Moral, von der er sprach: nichts als die Müdigkeit und das Unvermögen

des Geistes sich weiter zu bewegen. Für das Entscheidende in der Dichtung fehlt das Gefühl, für das eigentümlich Schöpferische, in dem sie als Welt für sich sich bildet. Das empfanden die beiden Dichter sofort. Sittliche Ideale müssen sich bilden mit der lebendig schöpferischen Thätigkeit des Geistes. Sonst sind sie tot. In der Moral stellt nur das Leben, wie es zufällig ist, sich hin neben der Bewegung des Geistes in der Kunst, die sie in ihrer sittlichen Triebkraft nicht versteht. Die Sittlichkeit aber ist der in neuen Bildungen des Lebens sich auswachsende schöpferische Geist. Das ermattende Leben, das die Welt bleiben will, gegen die schaffende Kraft, in der eine neue Welt erscheint, — das ist der Gegensatz Herders gegen Schiller und Goethe. Es ist ein Kampf, der ewig sich wiederholt, so lange in der Folge der Geschlechter neues Leben sich bildet aus beharrendem Stoff. Wo gegen die selbstherrlichen Bildungen des Gedankens oder der Kunst die Moral ins Feld rückt, ist sie meist nichts anderes als die Maske der Müdigkeit oder des bequemen Beharrens, das bleiben will, wie es ist, das nicht weiter sich bewegen kann oder mag.

Das stand in dem Hause der Herders nun bald ganz fest, daß nur Verkehrtheit in dem Schaffen der Dichter zu Tage trat. Die ästhetischen Briefe schon hatte er als Kantische Sünden abgelehnt, auf Wilhelm Meister vornehm herabgeblickt. Schillers Dramen galten ihm für bombastische Monstrositäten. Er hatte sich so in sich selbst zurückgezogen, daß von jenen nichts mehr ihn lebendig berührte. Zuweilen wetteiferte er in eigenen Dichtungen mit ihnen, nicht zu seinem Glück. Sie ärgerten sich schon an den Humanitätsbriefen über die Philisterleier, daß die Künste dem Sittengesetz sich unterordnen sollen; sie empfanden es, wie das Schlechte und Mittelmäßige unbillig hervorgesucht ward. Bald aber fühlten sie auch, wie die Kraft

des Mannes erlahmte. Sie fühlten, daß ihm nicht wohl sein könne in seiner Haut. Bis Schiller bei den schwachen Stücken der Adrastea endlich mit Entrüstung fragte: ob, wer jetzt so elend und trivial sei, denn jemals wirklich könne außerordentlich gewesen sein. Fast nichts als ein vorübergehender Ärger der Schaffenden konnte er noch sein. Sie waren fertig mit ihm. Er war im Grunde für sie nur ein kranker Mensch.

Krankheitszeichen der allerbedrohlichsten Art sind die beiden großen Werke, mit denen er das Jahrhundert schloß, die „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft" und die „Kalligone", beide gerichtet gegen den alten Lehrer Immanuel Kant. Der Groll hat in ihm fort und fort gewirkt. Er hat Nahrung erhalten durch die unglaublich schnelle und weite Verbreitung der Kantischen Philosophie, wo dann gewiß bei den unreifen Schülern voreiliges und anmaßendes Philosophastertum oft verletzen mochte. Herder sagte gern: die französische Revolution und die Kantische Philosophie haben uns um ein Jahrhundert zurückgebracht. Welch ein Zustand, daß alles Neue und Lebendige nun schon als Verderbnis ihm erscheinen mußte.

Hier erschien er sich denn vor allem als der Hüter der redlichen Erforschung der Dinge gegen das anmaßliche phantastische Philosophieren. Als der Hüter redlicher Forschung mit diesen hingejagten, abspannenden, fieberigen Werken!

Welch ein Bild auf diesen Seiten von Kant erscheint: ein anmaßender, hohler Kopf, der in leeren Wortidolen und — man kann nicht anders sagen — blödsinnigen Phantasieen die Welt zu ergreifen meint, während er leeres Stroh drischt. Ihm fehlt für die Kantischen Fragen aller Sinn. So dichtet er unbewußt den ganzen Kant sich um zum Urbild der Verzerrung alles gesunden Denkens.

Sein eigenes religiöses Weltbild richtet daneben sich auf.

Ihm zum Gericht. Denn so sehr er auch den Kant in seiner Darlegung entstellt, die scharfe Formulierung der philosophischen Probleme blickt doch durch. An ihm aber wird enthüllt, wie kein Problem in seiner Schärfe ihm aufgegangen, wie sein Gedanke keinem genügt. Die Unfähigkeit des philosophischen Bildens tritt wahrhaft abschreckend hervor. Hier, wo er den Begründer des Systems der Philosophie vernichten will, erscheint sein Arbeiten am meisten als das, was es ist: als die Arbeit eines genialen Fragmentisten, der am Ende seines Könnens angelangt.

Der abgejagte Geist, dem kein neuer Gedanke mehr kommt. Er wird nur mitgeschleppt von dem Buch, das er zerstören will, hängt sich daran, und — so müde ist er — formt sich in Tabellen und Tafeln nach dessen äußerer Form. Daneben nun die traurige Selbsttäuschung, der Hort des wahren Lebens zu sein. Die völlige Unfähigkeit sich zusammenzuhalten nach dem Gesetz der Selbstachtung. Immer wieder läßt er sich in Gehässigkeiten und Beschimpfungen gehen, die ihm gewiß doch selber wehe thun. Widerliche Ausdrücke der Abneigung gegen das Kantische Denken finden sich in seinen Briefen. Seine Züge verzerren sich. Er schimpft und schreit. Und dieses traurige Krankenbild ist doch seines Lebens notwendiger Schluß. Dies Schreien und Schimpfen ist dasselbe Aufbegehren des persönlichen Gefühls bei dem müden Selbst, das bei dem starken in dem unwirschen Hinfahren über die fremde Seele sich gezeigt. Es ist dieses unruhig flackernde Selbst, das ganz sich finden wollte, mit ganzer Wirkung in den andern zu leben verlangte. In der Jugend wars herbe Lebhaftigkeit des Verkehrs, in Bückeburg suchte es in Gedanken sich zu befriedigen und schlug in religiöse Ideen, die religiösen Gedanken blieben als metaphysischer Glaube, aber unmittelbar verrät sich

noch jetzt das gleiche Selbst in den Gemütszuckungen ermüdender Kraft. Der Mensch wird immer nur, der er ist. Die große ausströmende Liebe und der in sich sinkende zuckende Groll sind in Herder derselbe Zug. Er war von je der Mensch, der eine Welt sein mußte aus seinem Gefühl, aber nicht auswuchs in wahrer Freiheit und sich nicht gründete in der schöpferischen Bewegung der Zeit.

III.

Herders Tod.

Was wäre die Biographie, wenn sie nicht ein Kampf ist mit dem Leben selbst? Wir suchen durch all den Schein der Worte zu fassen, was wirklich ist im menschlichen Leben. Wir leben in den Epochen nicht allein mit, wie sie gewesen, sondern wie sie sich hätten bilden müssen nach dieses Menschen Art und Gesetz. Und das gewaltige Urverlangen des Lebens regt und stärkt sich uns. Wie waren die Gedanken weit verbreitet in diesem Geist! wie stand noch immer, was jemals er erschaut, ihm zu Gebot! Es schien in allem ein Kampf für Menschlichkeit, Recht und Liebe. Aber wenn wir's recht verstehen, so sieht man, wie die Lebenskraft entschwindet. Eine leere Hülle bleibt und das ohnmächtige Bedürfnis, sich und andern noch zu gelten, als was er aus alter Gewohnheit noch sich fühlt. Es ist die bodenlose Unbefriedigung des von seiner Kraft verlassenen und nun doch immer noch in den alten, leeren Formen weiterzuckenden Lebens.

Es ging hinab mit ihm. Er war schon tiefer, als er wußte. Hatte das wahrhaft wirkliche Leben nicht schon sein furchtbares Urteil gesprochen, wenn es auch nicht zu seinen Ohren drang? Er war erlahmt vor dem großen Problem der Zeit, er stand in den Kampfesreihen der Großen neben ihm

nicht, er begriff die neue Richtung philosophischen Denkens nicht mehr. Wo schaffende Lebenskraft in der Arbeit war, da war er nicht. Weit und breit war seine Welt, aber sie bewegte sich nicht mehr. Alles blieb, war alles fest, wurde schwächer und mürber von Tag zu Tag. Aber er hatte die Regungen des schöpferischen Geistes gekannt. Er sah sich noch immer als den Schaffenden von einst. Er stand in seiner hohen Würde da und fühlte sich in ihr als einen der ersten der Stadt. Auf der Höhe stets blieb er in seiner Meinung von sich selbst, während er sank und sank. Es wurde ihm nichts erspart. Er mußte immer heilloser sich verrennen in der Öde, immer krampfhafter ersticken in seinem Selbstbetrug. Immer größer ward die Kluft zwischen seinem Meinen von sich und dem, was er war. Schale nach Schale sank, sein Selbstgefühl verharrte in der alten Bahn, und in der furchtbaren Wirklichkeit war er doch endlich nichts als der arme, nackte, zusammensinkende Mensch. Das erzählt die traurige Geschichte dieser letzten Jahre, wie der Geist sich krampfhaft versteckt in dem bauschigen Gewande seiner selbstgewobenen Täuschungen, während der herannahende Tod Hülle auf Hülle entfernt und ihn zeigt in seiner armen Wirklichkeit.

Und das ist das Entsetzliche — dieser dichte Todesnebel um ihn. Dies so andere Scheinen als Sein. Man schreit nach Licht. Hatte denn er nicht ein Recht auf ein großes Schicksal, das dem Menschen, zusammengefaßt im Bewußtsein seines Berufs, aus dem titanischen Ringen seiner Selbstheit mit den Dingen kommt? Und mußte so im Gewöhnlichen ununterschieden zerflackernd zu grunde gehn.

Seine Stimmungen alle sind wie Gefühl des nahenden Todes. Wenn er in die Stunden der Nacht hinein schreibt, schreibt und immer wieder schreibt und doch nie im Schreiben

das Gefühl der Befriedigung findet, wenn alles Erdenkliche aus flüchtigem Einfall und zufälliger Lektüre sich in die Arbeiten drängt, alles ihn auseinandertreibt und nichts sich bildet mit innerer Notwendigkeit und in einfach geschlossener Form, dann war ihm selbst die Arbeit, die Leben sein sollte, nur ein abmattendes Fieber. Es war gleichsam ein unwillkürliches Weiterschwirren der abgespannten Nerven. Und wenn er sah, was er eigentlich in Weimar war, in all seiner Würde ohne Macht, ohne die fördernde Achtung der Mächtigen, ohne Leben bildende große Wirksamkeit, dann blieb auch hier nur ein endloser Schmerz. Immer wieder hatte er früher gedacht, es werde ein Leben ihm kommen aus ihm lebendig. Endlich älter werdend hatte er sich festgewöhnt. Es hielt ihn unentrinnbar in tausend Ansprüchen und Rücksichten. Selbst die Not hatte teil an ihm. Ekel war bei dem zart nervös organisierten Mann die vorwaltende Stimmung des Lebensabends. Selbst seinen Kindern verhehlte er nicht sein trauriges Gefühl, sein Leben sei ein stehender Sumpf.

Konnten die Menschen, die an ihm hielten, ihn im Innern der Seele erquicken? Es that ihm ja immer noch wohl, wenn der alte Gleim ihm kritiklos zujauchzte. Er freute sich an der treuen Anhänglichkeit Knebels. Er atmete auf in dem Verkehr des ihn überschwänglich verehrenden Jean Paul Richter, zumal dieser gleich ihm sich sträubte gegen die Klassiker und gegen die neue Philosophie. Ihre moralischen Ideale klangen sympathisch gleich. Es war auch ein wertvoller Mensch. Aber selbst ihm entging bei aller Liebe der Herdersche Selbsttrug nicht. Doch war's eine selige Fügung, daß so am Ende noch ein Mensch mit der Bewunderung der Liebe ihn in seiner Ganzheit faßte. Sein Genius bestehe aus einem halben Dutzend Genies, denen bloß ein alle bindendes, besonnenes Ich fehle,

ohne welches keine Philosophie und Poesie sich vollende. Er bemerkte in teilnehmender Trauer den Schattenkampf mit einem Wettlauf der Zeit, dem er selber die Schranken geöffnet. Er verhehlte sich nicht die ratlose Schwäche der späteren Arbeiten und fand Herders Tischreden bei weitem genialischer als seine Buchreden. Herders mochten sich freuen an dem eigenen und liebevollen Menschen. Es mischte sich würzend hinein, daß doch auch sie noch Talente an sich zogen. Was Herder brauchte, gab auch Jean Paul ihm nicht. Die Stunden mit ihm mochten erquicken, den Mann ergreifen thaten sie nicht. Immer wieder war er dann doch mit sich ganz allein.

Es waren schwere und trübe Jahre. Ob die Frau verstand, wie ihm leer ward und warum? Leiden mußte sie sicher mit ihm. Er war der Herder von einst nicht mehr, das wußte sie. Sie mußte sehen, wie er in innerer Qual sich zu Tode rieb.

Sie täuschten sich an Worten und an den Einbildungen über sich selbst. Das bewies wie mit einer grausamen Ironie auch seine größte Arbeit dieser Zeit, die Adrastea. Adrastea und Nemesis waren ihm eins. Im Gedanken der Nemesis, des Maßes, das als Gesetz die Welt beherrscht, hatte er einst all seinem Nachdenken über die Natur und das Menschenleben einen Mittelpunkt gegeben. Adrastea sollte sein Hauptwerk werden, so wünschte er längst. Nun trat er im Anfang des neuen Jahrhunderts mit diesem Werke auf, er wollte die Arbeit des vergangenen darin prüfen. Eine Zeitschrift war's, die er fast ganz alleine schrieb, Band reihte sich an Band, bis zu seinem Tod, zwölf wurden es, die letzten kamen erst nach seinem Tode. Aber der lebendige Gedanke blieb aus. Es war von der Adrastea nur der Einfall, das Wort, der ohnmächtige Schatte der großen Göttin. Sonst nur ein endloser Stoff des Wissens in ermüdender Breite. So war die leben-

dige Kraft in sich zusammengesunken, Wort und Einbildung blieben allein zurück.

Aber dennoch war auch hier ein Hauch der Versöhnung. In all der Dürre fand sich eine Blüte der Herderschen nachdichtenden Kunst, aus einer französischen und einer spanischen Quelle herausgedichtet der Romanzenzyklus vom „Cid". Erst in dem Heft nach seinem Tode kam er vollständig heraus. Er ist ein lieber Besitz des deutschen Volkes geblieben. Und es war Herdern mit diesem Werke doch noch ein Großes vergönnt. Denn er hat es getragen in tiefster Seele. Er hat es empfunden wie ein Zeugnis von sich selbst, und als Zeugnis von ihm selbst lebt es fort. Zugleich aber bekundet es als einzige nährende Frucht, daß doch wirklich bei Herders Anschauungen von Poesie eine Dichtung möglich war. Neben den gewaltigen Thaten der Klassiker steht dies bescheidene Werk als Gebild einer anderen Anschauung der Kunst. Es war Herdern — eigentümlich genug: in einer Nachdichtung — gegeben, doch noch ein lebendiges Werk herauszustellen, das auch in seiner Denkweise ein Element schöpferischer Kraft erwies.

Die Geschichte von dem treuen Helden ist rührend einfach. Die Menschen sind alle auf wenige Züge gebaut. Eine einfache Lebensweisheit begleitet in Sprüchen und Betrachtungen ihr Handeln.

Aber bei dem Helden, der in seinem Herrendienste so bösen Lohn erntet und dann ruhig in männlicher Kraft weiter kämpft gefaßt in aller Not, redlich und stark, empfand Herder eigenes Leben mit. Er sah an den einfachen Bildern in stärkeren und sichereren Linien, was er geduldet, was er war, und was er sein möchte.

Vor allem bewegte sich bis zu Thränen sein Herz, wenn er das heilige Glück der Ehe des Cid beschrieb, die unwandel-

bare Treue des Weibes, das in allen unwirschen Schicksalswechseln des Vielgewandten ihm vertraut und bleibt. O, er dachte wohl, wie auch er seinem Weibe oft ferne war, nicht in kriegerischer Fremde, sondern in der zerstreuenden Last der anspruchsvollen Vielgeschäfte und Vielgedanken, und wie sie immer in gleicher Treue ihm allein gewesen, immer der Hort und die Ehre seines Hauses. Als ein Denkmal seiner selbst, ein nach dem Tode noch tönendes Wort seiner Seele ließ er den Cid der Vielgeprüften, und es tönte seine feinste Empfindung darin, ein verschwiegenes Wort leisen Schuldgefühls und die endlose umfangende Liebe, die so gern ihr immer nahe gewesen, hätte nur die nie rastende Mühe des Lebens es vergönnt.

Aber dieser tiefe Ton klingt nicht dem fremden Leser mit. Ihm ist es eine Dichtung recht ohne Anspruch, die neben dem Leben behaglich sich genießen läßt, auch von dem in Arbeit Ermüdeten keine Mühe des sich zusammenfassenden Geistes verlangt.

War doch in seinem Hause allein noch die Welt der Liebe für ihn, ohne die er nicht leben mochte und konnte!

Einst war es in seinem Amt auch die Scheu vor dem Genius in ihm, die bei den andern ihm beistand und ihn trug. Das hörte mehr und mehr auf. Er war allein der hohe und außerordentliche Beamte. Aber als um diesen waren viele zurückgesetzt. Vieles an ihm hatte stets verletzt. Trat er doch mit höheren, heftigeren Ansprüchen an die Menschen heran! Hatte er doch so manches Mal sich gehen lassen in Ausfällen über Adel und absolute Herrschaft, die den Herzog selbst beleidigen konnten. Er war so unausgeglichen im Herrendienst, sein Selbstgefühl gewöhnte sich nicht hinein. Aber Herder mußte in seiner Stellung geachtet sein. Es gehörte zu seinem

Urteil über sich selbst, wie er den andern erschien. Er bestand selber für sich zum großen Teil in seinem gesellschaftlichen Wert. Schon aber war oft nur taube Unempfindlichkeit bei den Menschen um ihn. Auch hier die Verarmung, jetzt, wo er nicht mehr frei schaltete mit seines Wesens ganzem Schatz. Immer mehr ward ihm sein Leben ein tötlich schmerzliches, hohles Gefühl.

Nun wollte es das Schicksal, daß er selber den Adel erwerben mußte, gegen den er so oft geeifert. Sein Sohn Adelbert hatte in Bayern ein Gut erworben, dessen Besitz ihm nach einem bayerischen Gesetz nur gesichert blieb, wenn er adelig war. Nach manchem Hin- und Herschreiben wurde Herdern der kurpfälzische Adel verliehen. Jetzt fiel die Schmach über ihn gerade an dem Punkt, an den er am liebsten gar nicht mehr erinnert wär. Er hatte alle Schritte ohne Wissen des Herzogs gethan. Die neue Eigenmächtigkeit reizte diesen aufs äußerste. Er sah eine Beleidigung darin, daß Herder hinter seinem Rücken sich gesellschaftlich heben ließ. Er verweigerte die Anerkennung des Adels. Gleichzeitig setzte er in Wien die Nobilitierung Schillers durch und zeigte sie allen Kollegien an.

Das war das Letzte! man durfte ihn öffentlich beschimpfen. Man warf ihn, der sich noch eben ganz sicher als einen der ersten gefühlt, zum Hohn für die Buben auf die Gasse hinaus.

Konnte das seines Lebens Ende sein? Wie ein Stern war er einst aufgegangen über dem jungen Geschlecht. Eine Riesenarbeit hatte er gethan. Er war der Seher im Orient und in allen Zeiten der Menschheit. Er hatte sich aufgerieben im Dienste Weimars, die Arbeit von dreien gethan, seine Kraft verbraucht im Schleppen der Last durch den sächsischen Dreck, wie er's so gerne nannte. Was waren sie denn gegen

ihn, die Menschen, die, durch Geburt und Pergament so hoch, von oben ihn quälten? Armer, armer Mann! der zu groß, im einzelnen Erfolg sich zufrieden zu geben, in dem das urmenschliche, das urgermanische Verlangen war, in allem Eins, in der ganzen Summe seiner Bethätigungen ein neues Leben, den andern leuchtend, die andern führend, zu sein. Aber zersplittert wie er war in der ungezählten Menge der Ansätze geistiger Bildungen, blieb ihm die einheitliche Kraft der sicheren Empfindung nicht: was zu seinem Leben gehört, worin sein Leben sich gründet als das seinige. Er empfindet sich seit lange schon in einer Menge von Beziehungen, die nicht zu ihm gehören, in einem Gewebe von Illusionen, und da seine Kräfte schwinden, bricht sein Leben zusammen in einem hohlen Raum. Die Ansprüche, an die seine Jugend ihn gewöhnt, als die Besten Planet sein wollten um seine Sonne, die werden ihm heruntergerissen, daß er in seiner Blöße steht. Er ist der führende Genoß der Dichter nicht, er ist nicht der Philosoph, er ist nicht der Mensch, vor dem man sich beugen muß in heiliger Scheu. Von allen Seiten dröhnt es ihm entgegen: Du bist es nicht! Du bist es nicht! Aus allen Winkeln, in allen Gebieten und endlich, wo er's verachten muß und doch verlangt: Du bist es nicht! Tragödie des Menschen, in der das menschliche Urverlangen erschien, in aller Ausbreitung des Geistes weiterzuckte und doch von Anbeginn die Mischung der Kräfte nicht war, die das Gelingen giebt.

Was half es, daß der alte Freund, wieder einmal selbstlos gut, die fürchterliche Kränkung linderte? Goethe bewirkte die nachträgliche Anerkennung des Adels. Der Stoß hatte getroffen an der wundesten Stelle der siechen Brust. Herder bebte unheilbar in der entlarvten Nacktheit des Kranken.

Der Gedanke war einmal erschienen in seinem Nebel:

Öffentlich beschimpft! Es gab keine Rettung. Er fand in dem zerrütteten Organismus keinen Widerstand. Er fraß in allen Adern und Nerven mit rasender Schnelligkeit fort. Er höhlte den Armen von innen aus. Er nahm ihm, gewohnt wie er war, sich unter den andern in seiner Würde zu fühlen, die Achtung vor sich selbst. Er sah die bohrenden Blicke auf sich gerichtet mit Hohn und Verachtung. Die Gewöhnlichsten standen nun über ihm. Öffentlich beschimpft! Es nahm ihm die letzte Freude zu leben.

Noch einmal erfrischte er sich bei der letzten Entfernung von Weimar durch seine Badereise nach Eger im Sommer 1803. Er hatte eben den Eid vollendet. Er schickte von der Reise das Widmungsgedicht seines kleinen Dramas „Admetus Haus", das in seiner Empfindung wie jener eine Huldigung der ehelichen Treue war. Herz und Geist waren voll des ergreifenden Gefühls von seines Weibes Treue und Liebe — der tiefstwurzelnde und lebendigste Gedanke, der noch sein Leben wohlthätig trug. Und die liebe Natur that in unerschöpflicher Güte ihr Liebesamt. Sie hüllte ihn mit ihrer Wärme und Frische ein, und ganz wohl ward ihm, als er seinen Sohn August, Bergamtsassessor in Schneeberg, besuchte, an seinem Feenpalast in freier göttlicher Luft sich entzückte. Endlich kam das letzte, lang entbehrte, ihm so notwendige Labsal hinzu. In der Dresdener Gesellschaft fand er die alte unbedingte Bewunderung, man huldigte ihm in einer ununterbrochenen Reihe glänzender Feste. Zum letzten Mal erschien — eine alte Gewohnheit — der trügerische Schimmer der Hoffnung, von Weimar erlöst zu werden und es da draußen in der Welt noch einmal gut zu haben.

Am 18. September kehrte er zurück. Nicht lange darauf sank er auf sein letztes Krankenlager. Das war ihm nie ge-

lungen, in der geistigen That sein Leben ganz zu sammeln. Jetzt hatte gleichsam die nervöse Arbeit des Geistes von den Lebensfunktionen sich getrennt. Denn sein Geist blieb klar und in Bewegung. Er las die Bibel, Ossian, die Dichter, viele, viele Bücher. Die Gedanken kamen wie sonst. Aber das Gefühl der Lebensbefriedigung in ihnen nun nie mehr. Es war ein nervöses Ziehen von heilloser Ermattung. Es war, als sei die Verbindung abgerissen zwischen Geist und Leben, als ginge daran der Mensch zu Grunde, als wolle er nichts, als einmal noch Eins sein, ein Leben, um wenigstens in der Einheit mit sich selbst zusammenzubrechen. Eine große Idee wünschte er sich, die ihn durch und durch ergriffe, — er würde auf einmal gesund. Es war das heillose Auseinandergespanntsein seines Wesens, in dem die Elemente einzeln zerstoben und sich verflüchtigten in leerer Luft, Stück um Stück, Stunde um Stunde, nur vor Erschöpfung sterbend. Das war das Entsetzliche seines Krankenlagers, mit dem sein Leben schloß.

Bei vollem Bewußtsein sah er seine Kräfte sinken. Alle alten Übel regten sich. Wiederholte Schlaganfälle brachten eine Atonie aller Lebensfunktionen, die kein Heilmittel annahm. Aber im Geiste immer das Gefühl der Leere, immer das Bedürfnis noch nach einem Neuen. Er wollte nicht sterben. Nur zwei Stücke Adrastea noch. Sein ganzes Bekenntnis sollte hinein. Er schlang seinen Arm um seines Arztes, seines Sohnes Gottfried Hals: „Mein Freund, mein liebster Freund, rette mich noch, wenn es möglich ist.“

Es war ein Irrtum. Nie hätte er gesagt, was ihm genüge that. Was in den letzten Jahren ihn ratlos und müde getrieben von Blatt zu Blatt, die tiefe Unbefriedigung seines Lebens ließ ihn nicht sterben. Er war nie ganz Leben gewesen, in Einem zusammengefaßt, das er und nur er war,

und es erfüllte sich an ihm das ewige Gesetz: wer nicht hat leben können, kann nicht sterben.

So ging es zu Ende, müder und müder, ein zusammensinkendes Flackern der Flamme. Am 18. Dezember, einem Sonntag, früh schlief er ein und erwachte nicht mehr. Abends um ein halb elf Uhr ist er in den Tod hinübergeschlummert.

Am Mittwoch Abend wurde er in der Stadtkirche unter der Beteiligung von Tausenden beigesetzt. Er wurde beerdigt als ein großer und vornehmer Mann.

Er blieb unter den Seinigen wirksam über den Tod. Sein Weib kannte nach seinem Hinscheiden nichts, als seinem Andenken zu leben. Seine Söhne sind in dem Ideal geblieben, das in ihm von seiner Rigaer Zeit her das herrschende war: sie haben im praktischen Leben thätig und vielen nützlich sich bewährt.

Schluß.

Er hätte doch ein Recht auf Größe des Lebens gehabt! Aber es giebt keinen Weg aus dem Kreis, in dem ein Menschenschicksal beschlossen ist. Wir erkennen es mit Schmerz, wie er nur weit werden und nur ermüdend verblassen konnte. In diesem großen Schauen der Welt fehlte die zusammenfassende Kraft eines Ideals, das ihn hingestellt hätte als Leben für sich. So erlebte er das Schicksal seiner Persönlichkeit nicht, die vollbewußt in ihrem Beruf nur leben konnte und an ihrem Berufe untergehen. Er wurde kein Leben für sich. Er wurde auseinandergezogen und erstickt von den Dingen, unter denen er weilte.

Er griff in die litterarischen Interessen der Zeit hinein. Er verfeinerte und vertiefte die Mitempfindung menschlicher Zustände in der Geschichte. Er weitete mächtig den historischen Horizont. Reicher und feiner ward, was durch seine Seele zog. Das gegebene Gebilde ward in seinem reichen Leben mitgefühlt. Er wurde in der ganzen Breite und dem ganzen Reichtum seiner Gedanken ein Zustand der deutschen Bildung. Neue Lichter kamen ihr durch ihn. Gebildeter wurde an Kraft der Anschauung und Mitverständnis, wer durch seine Schule ging. Aber die große Umkehr der Seele geschah durch ihn

nicht, mit der in innerer Besinnung das Leben sich gründet auf den Gedanken, in dem es seinen Wert begreift, und mit der Inbrunst der Gesundung zur Einfachheit strebt. Eine Bildung des Lebens war er nicht. Als diese kamen, die Revolutionen der Seele, in denen ein neues Leben beginnt, da gehörte er zu ihnen nicht mehr. Er blieb zurück.

Die Geschichte des menschlichen Geistes ist nur als Tragödie zu schreiben. Das unermeßliche Verlangen neuer Bildungen des Lebens im Erfahren ursprünglicher Geister, das große Streben, — der geringe Erfolg. Denn im Versuch sich auszudrücken schon bricht tausendfältig sich die Kraft, die in ihnen ist. Es sollte die ganze Fülle der Lebensbeziehungen heraus, und es bleibt allzeit nur der einsame Begriff. Es sollte das Ganze sein, was als Erlebnis ihrer Seele sie mit einem Blicke überschauen, und es bleibt das verarmt Einzelne stets, selbst für die Besten nur ein Wecker und Wink. Es sollte das ganze neue Leben sein, das ihre Sehnsucht ist; es ist ein Licht und vertönender Accent nur in dem Leben, wie es immer war, dem Leben der Vielen, Vielen. Und was sie leben können im ganzen Verlauf ihres Daseins, es deutet nur wie ein Zeichen auf ihr Gesetz. Selbst bei den Größten ist brückenlose Kluft zwischen Gesetz und That. Wir sehen sie bei Kant, Schiller und Goethe schon am heutigen Tag. Die Menschheit sucht sich in den ursprünglichen Geistern in einem höheren Bewußtsein ihrer selbst und muß immer wieder ohnmächtig verrinnen in den Zufallsformen, die die Vergangenheit gab.

Aber es ist auch der Gedanke nicht, wie sie ihn formen im harten Wort, es ist der Begriff nicht, den sie lassen, was von ihnen das Leben wirkt. Es ist der Atem, der aus ihren Werken strömt. Es ist die Thatsache, daß dies, daß ein sol-

ches Leben war, ein Leben, das einzig sich fand in der schaffenden Arbeit des Gemüts. Das teilt den Hauch der Freiheit all den Kämpfenden, den langsam Gebrochenen mit. Die kleinen Fragen des Tages fallen zurück. Das einzig Eine wird erlebt, das ist, weil es sein soll. Worin man hineingezogen wird in die ewige Bewegung zur Menschheit hin, die immer wieder begonnen dauert über den Tod. Die schaffenden Genien sind die lebendig gewordenen Gedanken, auf denen der Wert des Lebens beruht.

Und es ist mit ihrem Dasein selbst ja doch ein neuer Zustand des Lebens gefordert und gegeben. Sie fühlen es stets, wie ihr Arbeiten sich richtet an eine andere Gesellschaft, als die da ist, — an die Menschen der Freiheit, — an Menschen, die das Bedürfnis des Irdischen nicht unterjocht, die das triviale Vergnügen nicht brauchen und nicht begreifen, weil ihr ganzes schöpferisches Leben ihnen Freude ist, — an Menschen, die in jeder Stunde jung, ein neuer Anfang in jedem Werk, kein Gesetz kennen als dies, die Wahrheit zu erleben. Es ist der geistigen Arbeit schönstes Bewußtsein und wesentlichster Beruf, daß sie die Bedingungen eines höheren Zustandes der Freiheit in sich trägt und durch sich schafft.

Anhang.

Vorbemerkung.*)

Die Absicht des folgenden Anhangs ist allein, einen teilnehmenden Leser zu den Quellen zu führen, damit er sich aus ihnen das Bild selbst beleben kann. Der Anhang soll also nicht ein Verzeichnis der benutzten Quellen sein und ist nicht für die Forscher bestimmt. Er hält sich in engen Grenzen.

Ich führe zunächst unsere Haupthilfsmittel zur Erkenntnis Herders auf. Die Dankbarkeit und Pietät verlangt, hier noch jetzt an erster Stelle zu nennen die „Erinnerungen aus dem Leben Johann Gottfried von Herders" von seiner Frau Maria Karoline von Herder, geb. Flachsland. (S. Johann Gottfried von Herders sämtliche Werke. Zur Philosophie und Geschichte. Bd. 20, 21, 22. Stuttgart und Tübingen, Cotta, 1830.) Das Buch ist noch heute unentbehrlich und belehrt über die wichtigsten Lebensbeziehungen Herders nicht nur durch das, was es mitteilt, sondern mehr noch durch die Art, wie Menschen und Verhältnisse in ihm aufgefaßt sind. Heute ist mit bewundernder Anerkennung zu nennen das imposante Werk: „Herder nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von Rudolf Haym." Bd. I erste Hälfte: 1877, zweite: 1880, Bd. II 1885 (Berlin). Auf ihn verweise ich für alle Fälle, in denen ein Leser sich im Einzelnen über die erzählten Dinge näher zu unterrichten wünscht. Es liegt mir völlig fern, in dieser Hinsicht mit ihm zu wetteifern oder ihn ersetzen zu wollen. Ich bitte hier einmal ausdrücklich bemerken zu dürfen, daß mir wesentlich daran liegt, meine Gesamtanschauung zu begründen und für alle die Beziehungen durchzuführen, die mir für sie notwendig scheinen,

*) Ich möchte hier ein für allemal bemerken, daß die Titel rechts auf der Seite nichts als eine oberflächliche Hindeutung auf den Inhalt der Seite geben, keineswegs aber den Fortgang der Gedanken skizzieren sollen.

nicht aber daran, was die bisherige Forschung über Herder festgestellt, zu wiederholen oder zu sammeln. Ich bitte, mir mehr Gehör zu schenken für das Eigene, als zu suchen nach dem, was man bereits weiß und nach seinen liebgewordenen Vorstellungen gern angebracht sähe. Das dritte große Hilfsmittel ist die Gesamtausgabe der Werke von Bernhard Suphan, über die ein Wort des Lobes zu sagen heute bereits überflüssig ist. Sie ist wie keine Ausgabe unserer Klassiker anerkannt. In ihr und ihren Vor- und Nachberichten muß man sich über die litterarische Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke und über die weitverzweigten Beziehungen zwischen den Druckschriften unterrichten. Auch diese Arbeit sehe ich für hier (bei Suphan) im wesentlichen erledigt an. Wir zitieren künftig diese Ausgabe als S. W. S. Endlich sind unentbehrlich die Briefsammlungen, deren wichtigste sind: „Von und an Herder", „Aus Herders Nachlaß", „Herders Reise nach Italien", „Herders Briefe an Hamann".

Das Bild. Das Bild Herders, das unsern Band schmückt, ist von Bury. Bury selbst hat einen Stich nach seinem Bilde verfertigt, der jedoch so gut wie unbekannt ist. Es wird also hier zum ersten Mal einem weiteren Kreise und sozusagen überhaupt erst der Öffentlichkeit bekannt gemacht. Für die Erlaubnis zu dieser Publikation spreche ich der Besitzerin Ihrer Exc. Frau Staatsminister von Stichling hier öffentlich meinen Dank aus. Nicht minder verpflichtet bin ich dem hochverdienten Direktor des GoetheSchiller-Archivs in Weimar, Herrn Professor Dr. Bernhard Suphan für seine gütige und thatkräftige Vermittlung. Über das Bild, eine Bleistiftzeichnung, schreibt Herders Frau Karoline: „Mein Mann ist von Buri aus Rom, der seit einiger Zeit hier ist, gezeichnet oder vielmehr mit Bleistift gemalt, ganz vortrefflich, ein wahres Charakterbild" (Ende Dez. 1800). „Zur deutschen Litteratur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. Hrsg. von Heinrich Düntzer. 2 Bde. Nürnberg 1858. Bd. I S. 186." In der Familie Herders gilt nach Tradition bis zum heutigen Tag das Bild für das treueste. Allerdings stellt es den alternden Herder dar, während unsere Darstellung gerade den jungen und manneskräftigen zu beleben wünscht. Unterstützt es also den Geist unserer Darstellung nicht, so meinen wir doch unsern Lesern zu dienen, indem wir ein zweifellos treues Bild bieten. In Könneckes bekanntem „deutschen Litteraturatlas" S. 179, 180 findet man die bedeutenden und sprechenden Züge des Mannes von Graff festgehalten (1785), von Kügelgen geistvoll rekonstruiert (1809).

Die Vorrede habe ich zum Schluß erst der allgemeinen Orien-

tierung wegen hinzugeschrieben. Sie führt gleichsam von außen zu dem Werke hin.

S. 3, 4. Zu den Bemerkungen über Kant in der Einleitung siehe das „Fragment aus dem Nachlaß": „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den ganzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe, darin weiter zu kommen, oder auch die Zufriedenheit bei jedem Fortschritte. Es war eine Zeit, da ich glaubte, dieses alles könnte die Ehre der Menschheit machen, und ich verachtete den Pöbel, der von nichts weiß. Rousseau hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendete Vorzug verschwindet; ich lerne die Menschen ehren, und würde mich viel unnützer finden, als die gemeinen Arbeiter, wenn ich nicht glaubte, daß diese Betrachtung allen übrigen einen Wert geben könne, die Rechte der Menschheit herzustellen." Kants Werke, hrsg. von Hartenstein. Bd. 8 S. 624.

Gerade vorher findet sich eine längere Auslassung über den Eindruck von Rousseaus Schriften.

S. 7 ff. Johann Gottfried von Herder's Lebensbild. Sein chronologisch-geordneter Briefwechsel, verbunden mit den hierhergehörigen Mittheilungen aus seinem ungedruckten Nachlasse, und mit den nöthigen Belegen aus seinen und seiner Zeitgenossen Schriften. Herausgegeben von seinem Sohne Dr. Emil Gottfried von Herder, Königl. Bayer. Regierungsrath. Erlangen 1846. Es sind 6 kleine Bände, zum Zitieren möglichst unpraktisch eingerichtet, indem die ersten 4 als Bd. I gezählt sind, nämlich: Ersten Bandes erste Abteilung, zweite Abteilung, dann gar dritte Abteilung erste Hälfte, dritte Abteilung zweite Hälfte. Bd. I 1 geschmückt mit dem Porträt von Graff (vom Jahre 1785, gestochen von Mayer), Bd. III mit dem Porträt von Karoline, „da sie Herder's Braut war", gemalt von Gareis, gestochen von Mayer. Die Mitteilungen gehen bis zum April 1771, also bis zur Übersiedelung nach Bückeburg. Überall, wo sie Schriften oder Stücke aus dem Nachlaß betreffen, sind sie jetzt durch Suphan entbehrlich gemacht. Sie genügen der Aufgabe, die sie sich gestellt haben, bei weitem nicht. Es wird wohl mit der Zeit ein Stück nach dem andern, infolge neuer Bearbeitungen und Editionen des Materials, abbröckeln und vielleicht am Ende nur die Sammlung der Mitteilungen über Herders Kindheit als eigentümliche Gabe des „Lebensbildes" übrig bleiben. Alles, was die litterarisch wichtigeren Epochen in Herders Leben anlangt, bedarf in hohem Grade der Nacharbeit und Vervollständigung. (Wir zitieren Lb. I 1, 2, 3 a, b, II, III.)

Lb. I 1 umfaßt die Zeit bis zur Übersiedelung nach Riga. Hier finden sich S. 3—162 die Zeugnisse über Herders Kindheit und Jugend

beisammen. In dem persönlich gefärbten Ton der einzelnen Dokumente und in der Aufeinanderfolge der Berichte ein ganzes Stück Kulturgeschichte. Das wichtigste Stück ist natürlich der Bericht Treschos S. 25—53. Der Band schließt sehr passend mit Herders „Trauergesang" „über die Asche Königsbergs" „veranlaßt durch die große Feuersbrunst in Königsberg am 11. November 1764."

S. 17. So hat Arnoldt gelegentlich die nicht ganz genaue Angabe der bisherigen Biographen, auch Hayms berichtigt, daß Herder am 10. Aug. 1762 als Theolog immatrikuliert sei. S. Arnoldts Abhandlung: Zur Beurteilung von Kants Kritik der reinen Vernunft und Kants Prolegomena. Altpreußische Monatsschrift. 1890. S. 273.

S. 19. S. Lb. I 1 S. 284—295 eine lateinische Schulrede als Zeugnis seiner Thätigkeit im Fridericianum. Ferner S. W. S. I S. 1 bis 7 die noch in Königsberg ausgearbeitete Abhandlung „Über den Fleiß in mehreren gelehrten Sprachen", die, ein rechtes Dokument seiner Schulthätigkeit, gleichfalls auf eine Schulrede zurückgeht.

S. 20. Über Herders Art, Horazische Oden zu behandeln, s. besonders „Kritische Wälder". Zweites Wäldchen. III. Über einige Horazische Rettungen und Erläuterungen. 6. Meine Art, Horaz und neue Horaze zu lesen. S. W. S. III S. 359—362. Vor allem: „Ich schreibe über Horaz: wer will, der höre mich von meiner Erklärungsmethode dieses Dichters schwatzen. Zuerst ist das ausgemacht, daß keiner meiner Horazianer aus Horaz Latein oder Römische Alterthümer lernen solle. Lieber komme ich jedem zuvor: lieber prävenire ich ihn unvermerkt, mit der Welt, in der ich ihn führen will, mit der Sprache, in der der Dichter sprechen wird: unvermerkt suche ich ihm, die ganze Situation unterzuschieben, ihm den Pfad von Gedanken und Bildern von weitem zu zeigen, wo wir den Dichter finden werden. Ich fange an: und ohne Bemerkung einzelner Schönheiten, schöner Ausdrücke, gewählter Phrases, jage ich seine Ode hinab; ich fliege mit ihm, oder schwimme den Strom seines Gesanges hinunter. Unlieb, wenn mich mein Zuhörer störte, unlieb, wenn sein Auge an Kleinigkeiten hangen bliebe: denn so würde der ganze Zweck des Dichters, die Art von Täuschung gestört, in die mich sein Gesang setzen soll. Ich bin darinn gesetzt, ich bin zu Ende: das ganze der Ode, Ein Haupteindruck, in wenigen, aber mächtigen Zügen, lebt in meiner Seele: die Situation der Horazischen Ode steht mir vor Augen, und — mein Buch ist zu. Nicht vom Papiere, aus dem tiefen Grunde meiner Seele hole ich diese wenigen, mächtigen Eindrücke hervor: mir ist die Ode ein Ganzes der Empfindung geworden. Dies bewahre ich, die wenigen zusammenfließenden

Züge des Bildes bleiben in meiner Seele: dies ist Energie, die mir die Muse successiv bereitet, sie will ich um keine spätere Divertissements in Klotzischen Commentarien geben."

S. 21. S. Briefe zu Beförderung der Humanität. 6. Sammlung. 1795. Brief 79. S. W. S. XVII S. 404 ff. S. auch die weitere und noch charakteristischere Fassung in der älteren Niederschrift von 1792 Nr. 21 S. W. S. XVIII S. 324 ff. Die „Briefe zu Beförderung der Humanität" sind in Auswahl bequem zugänglich in meiner Ausgabe. Kürschners Deutsche Nationallitteratur Bd. 168, 169 (Herder V 1, 2). Die Stelle über Kant Bd. 169 (V 2) S. 327, die ältere Fassung im Anhang Bd. 169 S. 570 ff.

S. 22 ff. Die Jahre, in denen Herder Kants Schüler war, sind, wie bekannt, von entscheidender Bedeutung in Kants Entwicklung. Man kann die Epoche, um die es sich handelt, etwa begrenzen durch die Schrift „Neuer Lehrbegriff der Bewegung und Ruhe und der damit verknüpften Folgerungen in den ersten Gründen der Naturwissenschaft" vom Jahre 1758 einerseits und die „Träume eines Geistersehers erläutert durch Träume der Metaphysik" vom Jahre 1766 andererseits. Dazwischen liegen die Schriften (ich nenne nur die wichtigen):

Die falsche Spitzfindigkeit der vier syllogistischen Figuren. 1762.

Versuch, den Begriff der negativen Größen in die Weltweisheit einzuführen. 1763.

Der einzig mögliche Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes. 1763.

Untersuchung über die Deutlichkeit der Grundsätze der natürlichen Theologie und der Moral, zur Beantwortung der Frage, welche die K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin auf das Jahr 1763 aufgegeben hat. 1764.

Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen. 1764.

Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen im Winterhalbjahr 1765—1766. 1765.

Um den vollen Eindruck des Kant dieser Jahre zu erhalten, lese man die „Beobachtungen" und die „Träume eines Geistersehers" sowie die überaus belehrende Nachricht von der Einrichtung seiner Vorlesungen, die ich in meiner Darstellung, obschon sie ein Jahr später als Herders Lehrzeit fällt, unbedenklich benutzt habe. Man findet die obigen Schriften alle bequem beisammen im 2. Bande der Ausgabe der Kantischen Werke von Hartenstein, auch (mit Ausschluß der „Beobachtungen") im ersten Bande der Ausgabe von Rosenkranz.

S. 25, 26. Zur Charakteristik des persönlichen Verhältnisses von

Kant und Herder siehe die sehr interessanten zwischen ihnen gewechselten Briefe. Kants Brief an Herder (hrsg. von Victor Diederichs): Altpreußische Monatsschrift. 1891 Heft 3, 4. S. 193—208 „Zu Herders Briefwechsel". Der Brief ist 9. May 1767 datiert, muß aber nach Diederichs' sehr einleuchtendem Beweis von 1768 sein. Er ist unschätzbar für die Entwicklungsgeschichte Kants. Für das Verhältnis der Männer charakteristisch durch die achtungsvolle Höflichkeit. Er ermuntert Herder, sich weiter fortzubilden zu einem Dichter à la Pope und rühmt die philosophische Beschaulichkeit, die er ihm wünscht, als die Gemütsverfassung, die dem, der sie besitzt, und der Welt am nützlichsten ist, worin Montange [sic!] den untersten und Hume, soviel er wisse, den obersten Platz einnehme.

Herders Antwort s. Lb. I 2 S. 294—301. Vom Herausgeber in den November 1767 gesetzt, was also nach der obigen Bemerkung über das Datum des Kantbriefes auch um ein Jahr verfrüht wäre. Von seinen Fragmenten sagt er, daß er sie seiner nicht würdig halte, beklagt sich, daß man seinen als des Verfassers Namen bekannt gegeben und zeigt sich einzig bemüht um die Anwendung einer gesunden Philosophie auf die litterarischen Modematerien des Vierteljahrhunderts. Sein geistliches Amt habe er nur angenommen, weil sich „nach unserer Lage der bürgerlichen Verfassung von hier aus am besten Kultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den wir Volk nennen." Zu Montagne und Hume fügt er vor allem noch Shaftesbury hinzu. Endlich deutet er, offenbar mit dem Hintergedanken, daß Kant vielleicht dazu verhelfen könne, an, wie gern er seine gegenwärtige Stellung aufgeben und nach Deutschland, wenn auch nicht im geistlichen Stande, übersiedeln würde.

S. auch Herders Rezension der „Träume eines Geistersehers" in den „Königsbergschen Gelehrten und Politischen Zeitungen", 1766, 18. St. 3. Merz. S. W. S. I S. 125 ff. Es ist längst bemerkt, daß Herder hier gegen Kant gelegentlich Gedanken ins Feld führt, die er von Kant selbst gelernt, und daß er den eigentlichen Sinn des Buchs nicht richtig aufgefaßt hat.

S. 27. Hamanns Schriften sind in Gesamtausgabe herausgegeben von Roth. Berlin 1821—25. 7 Bde. Dazu ein achter Teil in 2 Abteilungen (von Wiener). Berlin 1842, 43. Man lese von ihm „Sokratische Denkwürdigkeiten" 1759 und „Kreuzzüge des Philologen" 1762, hierin vor allem Aesthetica in nuce.

S. 32. Man findet, von den Dichtungen abgesehen, die der weitere Leserkreis (S. übrigens die Kantate „Ein Fremdling auf Gol-

gatha 1764" aus den Königsb. Zeitgen. S. W. S. XXVIII S. 1—5) in dieser Zeit sehr wohl vernachlässigen kann, die Anfänge der kritischen Schriftstellerei Herders, die Rezensionen und Anzeigen aus den „Königsbergschen Politischen Zeitungen" 1764—1766 S. W. S. I S. 68—130. Doch sind die meisten erst in Riga geschrieben. Ihr Interesse besteht eigentlich zumeist darin, daß sie z. T. den „Fragmenten" vorarbeiten, die bereits in Königsberg sich zu bilden anfingen. Die Predigt „Am Sarge der Jungfer Maria Margaretha Kanter. Königsberg 1764" S. W. S. XXXI S. 1—11.

S. 34. Im ersten Bande der Suphanschen Ausgabe finden sich die Aufsätze aus den „Gelehrten Beiträgen zu den Rigischen Anzeigen" aus den Jahren 1764—66. Darunter der mißlungene Versuch der Volksschriftstellerei „Aussichen über das alte und neue Jahr" S. 7—12 (1765) sowie „Haben wir noch jetzt das Publikum und Vaterland der Alten?" S. 13—28. Diese Jugendabhandlung tritt völlig umgearbeitet bekanntlich wieder auf in den „Briefen zu Beförderung der Humanität" 5te Sammlung. Nr. 57.

S. 36. Herders Vokation nach Petersburg (13./24. Apr. 1767) S. Lb. I 2 S. 247 ff. Seine Ablehnung dieses Rufs, ein sehr merkwürdiges Schriftstück, im dritten Bande am Ende der Briefsammlung „Von und an Herder" hrsg. von H. Düntzer und Ferd. v. Herder. Leipzig 1861—62.

S. 37. S. Herders Aufzeichnung „Der Redner Gottes" Lb. I 2 S. 75 ff., die für ihn sehr bedeutsam ist, und in der seine Frau, als sie die Seiten während Herders italienischer Reise las, den reinen Ausdruck dessen fand, was er selbst als Prediger sei. Einige Proben seiner Predigten in Riga S. W. S. XXXI S. 11—143. Hochbedeutend ist die Abschiedspredigt S. 122—143, in der er sich mit dem Freimut, der Unbefangenheit und der Selbstgewißheit einer großen Natur über die Art ausspricht, wie er sich bemüht habe, des Predigtamts zu walten. Er hat dem Vorwurf zu begegnen, er habe nur Philosophie gepredigt. Er erklärt, warum er sich so gern in die häuslichen Pflichten und auf die einzelnen Temperamente eingelassen. „Denn einmal handelt doch jeder Mensch nach solch persönlicher und ihm eigener Denkart; er muß sich also selbst sehen, stark und lebhaft geschildert sehen, Beweggründe aus seinem Herzen und nach der Wendung seiner Seele hören: oder man predigt tauben Ohren, daher endlich kam's, daß ich keine liebere Anweisung habe geben können als zum wahren Genusse des Lebens in aller Unschuld des Herzens, in aller Lauterkeit des Gewissens, aber auch mit allen Anlagen und Zwecken und Fähigkeiten zu genießen: denn das

ist doch einmal der Zweck Gottes über unser Leben. Wenn ich also eine Philosophie geredet, so immer als eine Philosophie der Menschheit; ich redete ein Wort, um menschliche Seelen glücklich zu machen." Auch über seine Art des Vortrags spricht er einsichtige Worte. — Es ist in dieser Zeit alles noch etwas farblos bei Herder. Aber wohin man blickt, bemerkt man, wie alles aus Einem Geist ist, und man bewundert die starke Unbefangenheit, mit der dieser Jüngling es vermochte, sich auf sich selbst zu stellen, sich selbst zu geben und seine Gedanken alle dahin abzustimmen, wie er mit der Gesamtheit seines Wesens wirken könne. Dies produktive Selbstbewußtsein ist der eigentlichste Beweis der Genialität.

S. 39. Ich bemerke zunächst, wo die bedeutenderen Schriften dieser Zeit zu finden sind:

Ueber die neuere deutsche Litteratur. Eine Beilage zu den Briefen, die neueste Litteratur betreffend. 1766/67. 1. 2. 3. Sammlung. S. W. S. I S. 131—531. S. auch Kürschners deutsche Nationallitteratur, Herders Werke III 1 ed. Lambel.

Ueber Thomas Abbts Schriften. Der Torso von einem Denkmaal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück. 1768. 2. Stück. Aus der Handschrift 1768. S. W. S. 249—366.

Kritische Wälder. Oder Betrachtungen, die Wissenschaft und Kunst des Schönen betreffend, nach Maasgabe neuerer Schriften. 1769. 1. 2. 3. Wäldchen. S. W. S. III S. 1—480. (Das bedeutendste der gedruckten, das erste Wäldchen, findet man auch in Kürschners Deutscher Nationallitteratur Herders Werke III 2 hrsg. von Lambel).

Viertes Wäldchen. 1769. S. W. S. IV S. 3—198.

Fragmente zu einer „Archäologie des Morgenlandes" 1769. S. W. S. VI S. 1—129.

Wer litterarisch unvorbereitet mit unbefangenem Sinn sich diesen Schriften nähert, wird vielleicht verwundert erkennen, wie fern wir doch bereits dieser Zeit sind. Das ursprünglich Eigene tritt uns nicht unmittelbar entgegen, da Ton und Stil für uns häufig geradezu unerträglich sind. Die Sprechweise dieser Werke setzt in ihren unaufhörlichen literarischen Anspielungen zu viel — sozusagen — sekundäre Qualitäten der geistigen Welt voraus, als daß sie uns heute noch ergreifen könnte wie unmittelbar aus dem Herzen der Fragen des schriftstellerischen Schaffens geschöpft. Es kommt hinzu, daß wir heutzutage die Poesie und ihre Werke gleichsam in einem andern Zusammenhang anschauen als jene Zeit. Wir fragen nach dem Grade der Echtheit und Unmittelbarkeit der dichterischen Anschauung. Wir fragen, mit welcher Kraft sie die Probleme aus dem Leben heraushebt, wie sie uns selber in unserm

Lebenskern ergreift, was sie aus uns macht, und — mit einem Wort — welch eine Art Stellung menschlicher Persönlichkeit in der Welt mit dem Weltbilde des Dichters gegeben ist. Die Kunst ist uns in sich selber im höchsten Grade zu einem Stück sittlicher Arbeit und sittlichen Schaffens geworden. Wir finden nur in dem einen Künstler und auf der andern Seite auch nur bei dem echte künstlerische Empfänglichkeit, der es als den einzigen wahren Inhalt des Lebens zu fassen vermag, das Leben im Geiste zu überwinden, sei es im seelischen Verstehen, sei es in künstlerischer Darstellung. Wir begreifen eine Epoche nicht mehr ganz, in der die literarischen Fragen gesondert für sich allgemeines Interesse fanden, die Fragen der Versifikation, der dichterischen Stoffe, der Anwendung der Mythologie, der Vorbilder u. s. f. Vollends die Frage vom Verhältnis unserer Litteratur der Gegenwart zu der des Altertums, des klassischen sowohl wie des orientalischen, und zu der der Franzosen und Engländer ist für uns, wenigstens im Sinne jener Zeit, völlig belanglos geworden. Eine europäische Litteratur arbeitet sich immer deutlicher heraus, für die es nur ein Kriterium giebt, das des künstlerisch Echten. Aber wenn wir so urteilen, so thun wir es als die Nachfolger und Erben der klassischen Zeit und ihrer Vorbereiter. Und was wir in der Entwicklung von Herders Schriften dieser Zeit beobachten, ist nichts anderes als dies: wie sein starker Sinn für das seelisch und künstlerisch Lebendige ihn weiter und weiter treibt, die litterarischen Hüllen abzustreifen und in die Lebensfragen und Lebensgründe des Künstlerischen einzudringen. Auch schärft man sich allmählich den Blick für die Unbefangenheit der Anschauung, die unter der anspielungsreichen und eine unübersehbare Menge litterarischen Stoffes voraussetzenden Sprache wirkt. So findet sich schon in den „Fragmenten" jene ergreifende Stelle, die Goethe bei seinem Studium des Buchs entzückte, über die sprachbelebende Kraft der Empfindung. (3. Sammlung Nr. 6 S. W. S. I S. 394 ff., „doch ist nichts wie eine Göttererscheinung über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer heiliger Gegenwart durch und durch belebt, als das wie Gedank' und Empfindung den Ausdruck bildet. So innig hab ich das genossen." Goethe an Herder. Wetzlar, Mitte Juli 1772. Weimarer Ausgabe der Briefe Bd. II S. 18). Wenn irgendwo ist hier zu spüren, wie diese Kritik — und jede echte Kritik thut es — auf der schöpferischen Mitempfindung des Schöpferischen beruht. Wir erleben es in Herders Seele mit, wie aus der erregten Empfindung die Dichtersprache beseelt hervorbricht. In dem „Torso" lese man die ganz bedeutende „Einleitung, die von der Kunst redet, die Seele des andern abzubilden". Nicht allein entwirft sie das Ideal einer Bio-

graphie, von dem auch heute noch zu wünschen ist, daß es einmal erreicht werden möge, sondern sie zeugt auch von einem so feinen Verständnis für die Bedeutung der Persönlichkeit, wie es, in jener Zeit außerordentlich, noch heute modern berührt und allein schon ein Ruhmestitel und Beweis schöpferischer Unbefangenheit ist. (S. W. S. II S. 257 ff.). Den „Kritischen Wäldern" eignet selbst in den späteren, sich mehr in Einzelheiten verlierenden Teilen eine Verbindung psychologischen Räsonnements und litterarischer Interpretation, welche deutlich zeigt, wie der Verfasser auf das Leben als die Voraussetzung des Künstlerischen den Blick gerichtet hält. Ich verweise auf die feine Erörterung der Arten der Schamhaftigkeit (S. W. S. III S. 279 ff. 3. Krit. W. II Nr. 2). Das vierte kritische Wäldchen vollends zeigt sich einzig bemüht, aus ihren Urgründen im sinnlich-seelischen Wesen des Menschen die Künste sinnespsychologisch abzuleiten. Hier findet sich am Ende des zweiten Hauptabschnitts eine Stelle, die recht zum Ausdruck bringt, wie der feurige Herder die Arbeit seiner Zeit als einer zur Größe und geistigem Reichtum hinaufstrebendeu empfand. Wir zitieren sie um so lieber, da in unserer Biographie nach ihrem Plan und ihrer Absicht die litterarischen Beziehungen soviel wie möglich zurücktreten. S. W. S. IV S. 169. „Das Ende von Klopstocks Meßias, und eine pragmatische Uebersetzung der Schriften des Orients von Michaelis, und eine Geschichte der Wißenschaft, besonders der Dichtkunst des Alterthums von einem zweiten Winkelmann und neue Offenbahrungen der Wielandschen Muse, und Gleimsche Altdeutsche Balladen, Barden und Skaldengesänge, und einen Rammlerischen Horaz, und Meinhardsche Uebersetzungen der grösten Dichter aller Völker, und Heinische Ausgaben der Griechen und Römer, und Romeo's und Sara's für unsere Bühne, und Addison-Sonnenfelsse in aller Prose der Deutschen, und neue Litteraturbriefe zur Züchtigung unsrer Mikrologen des Alterthums und zur Erneurung der wahren Philosophie, und Hagedorne in jeder Kunst des Schönen, und denn eine Philosophische Theorie und Geschichte der Künste und Wißenschaften des Schönen — einige Wünsche von diesen werden erfüllet: unsere Zeit erhebt sich wieder zu einer neuen Periode deutscher Verdienste — kannst du es, Göttliche Muse! so laß mich die übrigen erleben!" Offenbar nennt Herder hier die litterarischen Erscheinungen und Arbeiter zusammen, die ihm am meisten charakteristisch vorkommen für das geistige Aufstreben der Zeit. Seltsam ist, daß wir Klopstocks Oden nicht genannt finden, ebenso seltsam, daß Lessing allein mit seiner Sarah Sampson und in einem Atem mit Weiße (Romeo und Julia) aufgeführt wird, als Vertreter klassischer Prosa aber Sonnenfels dasteht. Die ganze Stelle

zeigt, wie tief Herder doch drinsteckte in den rein litterarischen Interessen der Zeit. An den Fragmenten einer „Archäologie des Morgenlandes" ist eigentümlich das großartige Zusammenwirken aller Lebensinteressen Herders. Der Dichter in ihm ist in beständiger Arbeit. Es ist überaus charakteristisch, wie er fortwährend die Dichter seiner Zeit heranzieht und ihre Werke anführt, um seine Empfindung rege zu machen für die dichterische Denkart der Urzeit. So sehr lebt, ihm unbewußt, in ihm die Überzeugung, daß dichterische Empfindung in allen Zeiten und allen Völkern eine große Einheit ist. Dann wieder wirkt der Prediger und der Erzieher in ihm mächtig mit. Auch dies ein Beweis, wie unmittelbar lebendig ihm seine historische Arbeit ist. Er wendet ihre Resultate ganz unmittelbar als Mahnung und Aufruf an das Leben seiner Zeit Oder dürfen wir es noch schärfer formulieren? Die historische Arbeit erscheint ihm, mit allen Kräften seines lebendigen Inneren beteiligt wie er an ihr ist, als ein unmittelbares lebendiges Anliegen der Gegenwart. Man lese den großartigen Abschnitt 3 „Sabbat und Sonntagsfeier" S. W. S. VI S. 90 ff. Es ist bei Herders Arbeiten dieser Zeit immer so: sie kommen zustande an einem historischen Stoff, sie werden dadurch in einer litterarisch bestimmten Region festgehalten und gewissermaßen dem Leben und Interesse des Tages entrückt. Aber in ihren Grundtrieben fühlen sie sich als unmittelbar an das Leben der Zeit gewendet, wie sie hervorgehen aus genialer Unmittelbarkeit der Anschauung. Herder selbst hatte das Gefühl dieses Zwiespalts. Die Werke wurden ihm fremd, er ließ sie namenlos und erkannte sie gleichsam nicht an, weil er fühlte, wie fremd und fremder Stoff sich andrängte und sie gleichsam ihm selbst entwand, d. h. seinem auf unmittelbares und ureigenes Schaffen und Wirken gerichteten Bestreben. Über seinem Schaffen und über seinem Leben hing die Angst, sich nicht in seiner reinen Eigenheit behaupten zu können, wie er ja denn auch in Riga sich vor der „Predigerfalte" fürchtete, die sich in sein Leben ziehen möchte. Er ist der charakteristische Fall der künstlerisch-geistigen Organisationen, die nur an einem fremden Stoffe schöpferisch werden. Es ist dann immer die Gefahr, daß das Fremd-Stoffliche überwiegt und sie festhält, eine Gefahr, der er am Ende nicht entgangen ist. Ein wirklich tragisches Exempel.

S. 45. S. „Herders Briefwechsel mit Nicolai." Im Originaltext herausg. von Otto Hoffmann. Berlin 1887. Herders Rezensionen aus der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" 1767—1770 S. W. S. IV S. 232—336. Besonders lesenswert die über Gerstenbergs „Ugolino" S. 308 ff.

S. 48. Das Bemerkenswerte der zweiten Auflage der ersten

Sammlung der „Fragmente“ ist der sehr geistreiche Überblick über die Geschichte der griechischen Litteratur, der zugleich zeigt, daß die interessante Skizze „Von den Lebensaltern einer Sprache“ (1. Aufl. S. W. S. I S. 151 ff.) in der That von der griechischen Litteratur abstrahiert ist. (S. W. S. II S. 1—108).

S. 49. Es sind zwei Briefe Hamanns, um die es sich handelt. Die Stelle über die öffentliche Entsagung der Wälder S. Lb. I 2 S. 437. Der Brief ist vom 9. April 1769, das Übrige Lb. I 2 S. 428 ff. Vom 13. März 1769. Hamanns Briefe zeigen in solchen Fällen stets ein ungemein richtiges Gefühl für das Würdige und Notwendige und beweisen, wie groß und tief er die Aufgabe des Schriftstellers erfaßte. Die Briefe Hamanns muß man sich zusammensuchen aus den verschiedenen Bänden seiner Schriften, auch zur Ergänzung seine Briefe an Fr. H. Jacobi aus Jacobis Werken (herausg. v. Roth). Dagegen liegen die Briefe Herders an Hamann nach den Originalen herausgegeben von Otto Hoffmann vor (Berlin 1889).

S. 53. Das Reisetagebuch ist in seiner Art ein schlechterdings einziges Dokument. Es gibt keins, das in ähnlicher Weise die Tiefen und Weiten der Herderschen Seele erschlösse. Wir weisen im Folgenden die im Text besprochenen Stellen nach und bitten, viel nachzulesen. „Journal meiner Reise im Jahr 1769“ S. W. S. IV S. 343—461.

S. 53 über die Schule S. 370—401.

S. 55, 56. Auf ihn selbst weisen die Betrachtungen Herders immer wieder und an vielen Stellen direkt zurück. S. besonders S. 346 ff.

S. 57 S. 349 ff.

S. 58, 59 S. 363, 371, 401—405.

S. 61 S. 383 ff. (Reform der philosophischen Wissenschaften).

S. 62. Data zur Geschichte der Seele S. 364 ff.

S. 63. Universalgeschichte der Bildung der Welt S. 351 ff. Die Schiffahrt und die griechische Religion S. 356 ff.

S. 70. Eindrücke und Leben in Frankreich S. 433 ff.

S. 71. „Über die wahre Kultur eines Volks und insonderheit Rußlands“ S. 403 ff., S. 469 ff. Zu dem politischen Werk S. 464 ff.

S. 72. Das lose Blatt des Reisetagebuchs S. 462 ff.

S. 74. „Mein Leben ist ein Gang“ u. s. f. S. 439, 440.

S. 76. „Schöne Künste — — in Paris geschrieben den 2. Dec. S. 479 ff.“

S. 77, 78. Zur Ästhetik und besonders zur Plastik S. 443 ff.

S. 80. S. über sein Lesen Ossians auf scheiterndem Schiff die Stelle im „Auszug aus einem Briefwechsel über Oßian und die Lieder

alter Völker": „Und das Gefühl der Nacht ist noch in mir, da ich auf scheiterndem Schiffe, das kein Sturm und keine Fluth mehr bewegte, mit Meer bespült, und mit Mitternachtwind umschauert, Fingal las und Morgen hofte." S. W. S. V S. 169.

S. 80. Resewitz übermittelte den Ruf des Fürstbischofs an Herder. Der Brief (11. November 1769) steht Lb. II S. 116 ff.

S. 80, 81. S. Lessings Brief an Ebert vom 3. März 1770. (Briefe von Lessing ed. C. Ch. Redlich (Hempelsche Ausgabe der Werke Lessings Bd. XX 1 S. 349): „Es hat mir geahnet, daß sich meine Abreise von hier wohl nicht ohne Ursache so lange verziehen müssen. Ich würde es betauert haben, wenn ich jetzt schon weg wäre. Denn rathen Sie, wer vor einigen Tagen hier ankam? Herder! daß er von Riga vor einiger Zeit auf einmal weg und nach Frankreich gegangen, das wissen Sie. Von da hat ihn der Bischof von Lübeck verlangt, dessen Prinzen er als Prediger auf Reisen begleiten soll. Es hat mir nothwendig sehr angenehm sein müssen, diesen Mann von Person kennen zu lernen; und ich kann Ihnen jetzt nur so viel von ihm sagen, daß ich sehr wohl mit ihm zufrieden bin."

S. 83 ff. Wer Karolinens Darstellung ihrer Verlobung liest (S. 154—157) und sich mit der Gesamtanschauung Herders durchdrungen, die wir voraussetzen, wird in der Geschichte ihrer Verlobung, wie wir sie geben, keinen Zug unbegründet finden.

S. 85. Hier muß ich einen Irrtum berichtigen. Karolinens Gedächtnis hat sie nicht getäuscht. Es giebt eine Ode Klopstocks, die also beginnt, „die Verwandlung", aber sie ist von ihm in keine seiner Sammlungen aufgenommen. Sie ist weich und schön, recht der Zeit und der Stimmung von Leuten angemessen, die anfangen sich zu lieben. Man setzt sie ins Jahr 1749. Sie erschien zuerst im 5. Stück des 1. Bandes der „Samml. vermischter Schriften, von den Verfassern der Bremer neuen Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" (Leipz. 1748—51). Dann in Fr. Gottlieb Klopstocks kleinen poetischen und prosaischen Werken, Frankfurt und Leipzig 1771, in „Klopstocks Oden und Elegien, vier und dreyssigmal gedruckt für Ihro Hochfürstliche Durchlaucht die Frau Landgräfin von Darmstadt. Darmstadt 1771 und in Cramers Werk „Klopstock. Er; und über ihn." S. Klopstocks Oden. Krit. Ausgabe von Muncker u. Pawel. Stuttg. 1889 S. 75.

S. 87. Der Brief Herders vom 25. August, geschrieben in der „Morgenröthe seines Geburtstags" Lb. III S. 51—56. (Genau genommen ist es nicht der erste, da er ihr schon zuvor mit einem kurzen Brief einen Roman überschickt). Karolinens Antwort S. 56—58 vom 26. August

nachts 11 Uhr. Man kann kaum etwas kulturgeschichtlich Interessanteres lesen als diese Briefe. Es wird immer eins der merkwürdigsten Phänomene sein, wie der Mann, der die junge Dichtergeneration so mächtig zu ursprünglicher Empfindung geweckt, selbst in seinen persönlichsten Äußerungen so wenig von ursprünglich mächtiger und sicherer Empfindung beweist. Im dritten (d. h. also sechsten) Bande des „Lebensbildes“ findet man die weitere sehr lebhafte Korrespondenz der beiden bis zum April 1771, auf welche die Darstellung mehrfach zurückkommt.

S. 90. Um sich das Zusammentreffen Herders und Goethes in Straßburg recht lebendig zu machen, lese man außer der Darstellung Goethes in „Dichtung und Wahrheit“ (10. Buch. Ausgabe von Loeper, in Hempels Ausgabe der Werke Bd. 20 S. 173—185 und Loepers Anmerkungen S. 382—396) die Sammlung „Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764 bis 1776“ (mit Einleitung von Michael Bernays) 2. Aufl. Leipzig 1887. Die herrlichen Briefe Goethes an Herder, die in diese Zeit gehören, findet man in der Weimarer Ausgabe der Briefe im zweiten Bande.

S. 103. „Abhandlung über den Ursprung der Sprache“ S. W. S. V S. 1—156. Will man von dem jungen Schriftsteller Herder sich einen lebendigen Begriff machen, so lese man vor allem das Journal seiner Reise, dann die Abhandlung über den Ursprung der Sprache, dann das vierte kritische Wäldchen und in den übrigen Schriften die einzelnen Abschnitte, von denen wir gesprochen haben.

S. 110. Den Brief Goethes an Herder aus Wetzlar, Mitte Juli 1772 (Weimarer Ausgabe Bd. II S. 15—19) sollte als ein köstliches und einziges Dokument der Jugendentwicklung Goethes jeder Deutsche kennen, ja mehr noch als eine wahre Offenbarung aus der inneren Geschichte des Werdens eines großen Künstlers.

Zweites Buch.

S. 123. Aus den Briefen der Gräfin Maria an Herder, auf die sich das Folgende stützt, siehe in Karolinens „Erinnerungen“ Bd. 2 (21. Teil der Sämmtl. Werke. Zur Philosophie und Geschichte, Cotta 1830) S. 61—143.

S. 126, 127. „Von deutscher Art und Kunst. Einige fliegende Blätter. 1773“ S. W. S. V S. 157—231. Von S. 232—257 findet man daselbst als Anhang überaus belehrende Mitteilungen aus dem ersten und zweiten Entwurf des Shakespearaufsatzes und Stücke aus einer Shakespearübersetzung. Wir zitieren einiges aus der litterarisch berühmten Stelle der Nachschrift des Shakespearaufsatzes über die kurz

zuvor (1771) erschienenen Oden Klopstocks. Hier ist wieder ursprüngliche Poesie statt der unfruchtbaren Grübelei über die Regeln der lyrischen Dichtung. S. 205 „Heil uns, m. Fr. zu unserm — wie soll ich sagen? Guido, Corregio oder Raphael! Aber Engelgesichter hat er gemahlt in Menschengestalt! Siehe dies Bild! welche Wahrheit! Leben! tiefe Seele! wie heben sich die Figuren von der Leinwand hervor, und sprechen (nicht mit uns! uns sehen sie nicht an! denn sie sind nicht für uns gemahlt!) aber unter sich, wie handeln, wie sprechen sie, und enthüllen uns Gesicht und Seele. Wehe, der hier ausruft: „das war noch Einmal gesungen!" sondern der es still fühlt, „das muß so empfunden gewesen sein, oder" —

Ode! sie wird wieder, was sie war! Gefühl ganzer Situation des Lebens! Gespräch Menschlichen Herzens -- mit Gott! mit sich! mit der ganzen Natur.

Wohlklang! er wird, was er war. Kein aufgezähltes Harmonienkunststück! Bewegung! Melodie des Herzens! Tanz! In Fehlern und Eigenheiten, wie ist ein Genie noch überall lehrend!

Daß wir doch schon, m. Fr., eine Komposition über den „Allgegenwärtigen! die Frühlingsfeier!" und dergl. hörten! oder vielmehr, daß diese Stücke der Musik schon Gepräge wiedergegeben hätten, was sie — ehedem gehabt hat, und nicht mehr hat. Laßen sie mich um vom ecklen Lobe abzukommen, mit Ein, zwei Wünschen hierüber schliessen." Ferner den Schluß des Shakespearaufsatzes mit seinem Zuruf an Goethe. „Trauriger und wichtiger wird der Gedanke, daß auch dieser grosse Schöpfer von Geschichte und Weltseele immer mehr veralte! daß da Worte und Sitten und Gattungen der Zeitalter, wie ein Herbst von Blättern welken und absinken, wir schon jetzt aus diesen grossen Trümmern der Ritternatur so weit heraus sind, daß selbst Garrik, der Wiedererwecker und Schutzengel auf seinem Grabe, so viel ändern, auslaßen, verstümmeln muß, und bald vielleicht, da sich alles so sehr verwischt und anders wohin neiget, auch sein Drama der lebendigen Vorstellung ganz unfähig werden, und eine Trümmer von Kolossus, von Pyramide seyn wird, die jeder anstaunet und keiner begreift. Glücklich, daß ich noch im Ablaufe der Zeit lebte, wo ich ihn begreifen konnte, und wo du, mein Freund, der du dich bei diesem Lesen erkennest und fühlst, und den ich vor seinem heiligen Bilde mehr als einmal umarmet, wo du noch den süssen und deiner würdigen Traum haben kannst, sein Denkmal aus unsren Ritterzeiten in unsrer Sprache, unserm so weit abgearteten Vaterlande herzustellen. Ich beneide dir den Traum, und dein edles deutsches Würken laß nicht nach, bis der Kranz dort

oben hange. Und solltest du alsdenn auch später sehen, wie unter deinem Gebäude der Boden wankt, und der Pöbel umher still steht und gafft, oder höhnt, und die daurende Pyramide nicht alten Ägyptischen Geist wieder aufzuwecken vermag — dein Werk wird bleiben, und ein treuer Nachkomme dein Grab suchen, und mit andächtiger Hand dir schreiben, was das Leben fast aller Würdigen der Welt gewesen:

Voluit! quiescit!"

S. 231. Diese beiden Aufsätze berühren noch heute wie mit unverwüstlicher Jugendfrische. Man findet sie bequem auch in der Herderausgabe von Kürschners deutscher Nationallitteratur Bd. III 2.

S. 129. Die Rezensionen Herders in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek" aus den Jahren 1770—1774 S. W. S. V S. 271—403. S. besonders: über Shakespears Genie und Schriften, aus dem Englischen, von Eschenburg S. 312 ff. über G. E. Lessings vermischte Schriften. 1. Tl. 1771 S. 338 ff. über Klopstocks Oden (1771) S. 350 ff. über Sulzers „Allgemeine Theorie der Schönen Künste" S. 377 ff.

S. 129. Herders Beiträge zu den „Frankfurter Gelehrten Anzeigen" S. W. S. V S. 423—474.

S. 130 „Gefundene Blätter aus den neuesten deutschen Litteraturannalen von 1773." S. W. S. V S. 258—270. S. besonders den Anfang über den vollendeten Messias.

S. 130 „Briefwechsel zwischen Herder und Lavater." S. die Briefsammlung: „Aus Herders Nachlaß." Herausg. von H. Düntzer und Ferd. v. Herder. Frankf. a. Main 1857 Bd. II S. 10—209. Herders Rezensionen einer großen Anzahl von Werken Lavaters nebst einigen andern in der (Lemgoischen) Auserlesenen Bibliothek der neuesten deutschen Litteratur" S. W. S. IX S. 409—470. Daselbst „Aus Lavaters Physiognomischen Fragmenten. Anhang. Handschriftliches" S. 471—475.

S. 132. S. Hamanns „Zwo Recensionen nebst einer Beylage, betreffend den Ursprung der Sprache 1772" und „des Ritters von Rosencreuz letzte Willensmeynung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache" 1772. Über Herders „Älteste Urkunde" schrieb er später „Christiani Zacchaei Telonarchae Prolegomena" über die neueste Auslegung der ältesten Urkunde des menschlichen Geschlechts. In zweyen Antwortschreiben an Apollonium Philosophum" 1774.

S. 133. Herders „Brutus" und seine Cantaten der Bückeburger Zeit S. W. S. XXVIII S. 52—68, S. 28—51, 69—100.

S. 134. Heynes Briefwechsel mit Herder s. in der Sammlung „Von und an Herder." Hrsg. von H. Düntzer und Ferd. v. Herder. Leipzig 1861, 62 Bd. II.

S. 135 ff. Herders Briefwechsel mit seiner Braut füllt den dritten (letzten) Band der Sammlung „Aus Herders Nachlaß“. Psychologisch genommen ein Dokument von höchster Bedeutung.

S. 143. Über Frau Busch spricht sich Herder, um die etwas eifersüchtige Karoline zu beruhigen, ausführlich aus im Brief vom 8. Oktober 1770 Lb. III S. 181 ff.

S. 156. Diese Schriften liegen uns von allen Herderschen vielleicht am fernsten. Man findet die „Älteste Urkunde des Menschengeschlechts“, den ersten Band S. W. S. VI S. 193—511. Den zweiten S. W. S. VII S. 1—172. Man sollte doch den ersten Teil S. 195—324 lesen, weil man an ihm den erweckenden Strom der Empfindung noch heute mitfühlen kann. Ist es doch so gut wie gewiß, daß diese seltsame Vision vom Schöpfungsmorgen der Natur, die in unmittelbarer Anschauung den Verkehr mit den Geistern Gottes erschließt, zu den Worten Fausts den Anlaß gab

Die Geisterwelt ist nicht verschlossen,
Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot,
Auf! bade, Schüler, unverdrossen
Die ird'sche Brust im Morgenrot.

„Auch eine Philosophie“ u. s. w. S. W. S. V S. 475—594. „An Prediger“ S. W. S. VII S. 225 ff. Diese Schrift muß durchaus bei Suphan gelesen werden, weil sie in den Cottaschen Vulgatausgaben gänzlich verstümmelt ist. Erläuterungen zum Neuen Testament u. s. f. VII S. 335—470. „Briefe zweener Brüder Jesu“ VII S. 471—560. Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele. Bemerkungen und Träume 1778 S. W. S. VIII S. 165—333 (mit den früheren Fassungen). Die „Plastik“ S. W. S. VIII S. 1—163 (gleichfalls mit den hier besonders wichtigen und interessanten Studien und Entwürfen).

Maran Atha. Das Buch von der Zukunft des Herrn, des Neuen Testaments Siegel. Riga 1779 S. W. S. IX S. 101—288.

S. 158. Über diese frühere Sammlung der „Volkslieder“ muß man bei Suphan im 25. Bande sich orientieren. „Über die Ursachen des gesunkenen Geschmacks“ S. W. S. V S. 595—655.

S. 176. S. Goethe an Herder Mai 1775 Aus Herders Nachlaß I S. 52 ff. u. Weimarer Ausg. der Briefe II S. 261—263.

S. 179. S. Goethes Brief an Schönborn in allen Ausgaben der Werke.

S. 181. Goethes Briefe an ihn: „Aus Herders Nachlaß“ I S. 54—64.

Weimarer Ausgabe III S. 4 (12. Dez. 75), 12 (31. Dez. 75),

13 (2. Jan. 76), 16 (7. Jan. 76), 17 (15. Jan. 76), 22 (24.? Jan. 76), 31 (kurz vor 20. Febr. 76), S. 75 (18. Juni 76), S. 79—81 (5. Juli 76), 85, 86 (10. Juli 76).

S. 182. Im Brief der Gräfin an Herder vom 27. Jan. 1774 (S. 108, 109) heißt es: „Ihre Engelsfrau beklage ich in diesen Tagen der Einsamkeit; so viel ich kann, werde ich sie aufsuchen. Das ist für Sie selbst wohl nichts, für mich aber immer viel, sie ist und bleibt mir die Auserwählte unserer hiesigen Welt."

Drittes Buch.

S. 185. Gerade zur Charakteristik dieser Zeit erweisen sich vielfach die Briefe an Hamann sehr nützlich. Herder ist kein großer Briefschriftsteller. Die Briefe an Hamann sind nächst denen an seine Braut und an seine Frau die interessantesten.

Am 9. Sept. 1780 (S. 161 ed. Hoffmann) schreibt er: „Doch hoffe ich wieder empor zu grünen aus dürrem Staube. In der Litteratur reizt mich wenig oder nichts; das meiste ärgert mich, besonders was aus Göttingen kommt. Keine Kraft ist in meinen Gebeinen und kein Lebenssaft in meiner Seele. Die Lage meiner lieben geistlichen Geschäfte ist auch, daß Gott erbarm! überall Eckel und nirgend Aufmunterung, nirgend Hofnung, nirgend kaum werth, daß man den Finger rege."

S. 192. An Hamann Ende Okt. 84 S. 201. Jeder, der meinen Zustand kennte, würde sich wundern, daß ich noch eine Zeile zum Druck schreibe und ich wundre mich selbst: so unzusammenhängend mit meinen Geschäften, so ganz ohne Lust und Anmunterung ist meine armselige Autorbestimmung."

S. 196. An Hamann (Anf. März bis 21. Mai 1781, S. 170). „Kunst, Kunst, ist jetzt die Losung, der alles zu Füßen liegt: süßer mystischer Opiumtraum unverstandener Ideen und Gefühle." S. 174. „Ich wünsche mir nur einen Ort der Ruhe und des inneren Lebens. Hier ist nichts, nichts, nichts, als armes Treiben und Martern des Geistes; despotische Anarchie und anarchischer Despotismus."

S. 198. Die Beiträge zum Teutschen Merkur 1776—1777 S. W. S. IX S. 476—521. Es ist in unserer vorhergehenden Darstellung des Weimarer Herder ein Charakterzug nicht genügend hervorgetreten. Er hatte auch jetzt noch und behielt stets etwas von der Lust am Necken und Hänseln, unter der in Straßburg Goethe zu leiden hatte. Er wollte es nicht mitempfinden, wie der Mensch mit seiner Seele an seinen Beschäftigungen hängt, und es machte ihm Freude,

seinen überlegenen Einblick gelegentlich in geradezu kränkender Weise geltend zu machen. Durch diesen Zug stieß er Wieland von sich ab, der sich zuerst mit dem ganzen ihm eigenen Enthusiasmus für geniale Menschen ihm zugesellt hatte. Das Verhältnis schwankte durch die Jahre her und hin. Mehrfach kam wieder ein freundschaftliches Zusammenhalten zu stande.

S. 200. S. die „Volkslieder“ S. W. S. XXV. Ferner nehme man die sehr reiche Ausgabe in Kürschners Deutscher Nationallitteratur: Herders Werke I 2 herausgegeben von Dr. Heinrich Meyer, der auf meine Bitte die mir übertragene Arbeit übernommen hat. Herder hat sein Leben hindurch eine neue Ausgabe der „Volkslieder“ geplant. Er war noch in der letzten Zeit seines Lebens mit dem Gedanken beschäftigt. In seinem Nachlaß fand sich auf einem Blatt in großen Zügen der Entwurf. Meyers Ausgabe macht den Versuch, diesen Entwurf in Herders Geiste auszuführen. Der Titel des ersten Herausgebers bei der Gesamtausgabe der Herderschen Werke, Johannes von Müllers, der Titel „Stimmen der Völker“, um dessen willen er so viel Vorwürfe von den Philologen hat hören müssen, ist sicherlich in Herders eigener Intention begründet. Man höre nur, wie er in der Adrastea eine palingenisierte Sammlung solcher Gesänge verspricht, „vermehrt, nach Ländern, Zeiten, Sprachen, Nationen geordnet und aus ihnen erklärt, als eine lebendige Stimme der Völker, ja der Menschheit selbst.“ Daraufhin habe ich meinen Freund veranlaßt, den sicherlich authentischen Titel „Stimme der Völker“ zum erstenmal einzuführen. Wer auch nur ein wenig Ohr hat für Herderische Sprache, muß schon beim ersten Hören inne werden, daß nichts Herderischer ist als dieser Name, der durch den eigentümlichen Singular „Stimme“ der Völker die Völker alle in der Einheit der Menschheit befaßt.

S. 201. Lb. III S. 78. An Karolina Flachsland; Karlsruhe, 30. Aug. 1770. „Ich habe den närrischen Einfall gehabt, mir eine kleine Sammlung der wenigen deutschen Stücke zu machen, die mir der wahre Ausdruck der Empfindung und der ganzen Seele scheinen; wäre das nicht ein schön Gesangbuch? Und dürfte ich Sie manchmal in dies Gesangbuch auch zu Ihrer Andacht und Erbauung hineinsehen lassen? Gerstenbergs Tändeleien gehörten fast ganz dahin, doch mehr die Stellen der Empfindung und Leidenschaft, als des bloßen Spiels — — — — ich wollte, daß ich Vieles in solchem Geschmacke hätte, insonderheit die kleinen Klopstockschen Stücke. Apropos, darf ich, wenn ich von diesen einige finde, die Sie gewiß noch nicht kennen, sie Ihnen zuschreiben? Es ist mir ein süßer Augenblick, mich an Ihrer Seite zu gedenken, und

mit Ihnen zu lesen — nur leider! daß wir den Augenblick nicht oft gehabt."

Als frühere Gedichtsammlung Herders ist außer diesem „Silbernen Buch" noch das „Buch der Gräfin Maria" zu erwähnen: Stücke, die er für die Gräfin ab- und zusammenschrieb. Hierbei überwiegen die eigenen Dichtungen. Wir haben nur das Inhaltsverzeichnis. S. S. W. S. XXIX.

S. 209. Von Ähnlichkeit der mittlern englischen und deutschen Dichtkunst. (Deutsches Museum 1777) S. W. S. IX S. 522—535. „Lieder der Liebe. Die ältesten und schönsten aus Morgenlande. Nebst vier und vierzig alten Minneliedern. 1778. S. 485—588. S. dort die ältere Fassung „Lieder der Liebe. Ein Biblisches Buch. Nebst zwo Zugaben" (1776) S. 589—658.

S. 210. Über die Würkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten. 1778. S. W. S. VIII S. 334 bis 436. Vom Einfluß der Regierung auf die Wissenschaften und der Wissenschaften auf die Regierung. S. W. S. IX S. 307—408. Über den Einfluß der schönen in die höhern Wissenschaften. 1779. S. W. S. IX S. 289—306.

S. 211. S. zunächst „Leßings Tod" 1781. Ein erstes, kurzes, warmes Wort im Teutschen Merkur. 1781. S. W. S. XV S. 33.

S. 212. Die Casseler Preisschrift „Denkmahl Johann Winkelmanns" 1778. S. W. S. VIII. S. 437—483. Winkelmann, Lessing, Sulzer. 1781. S. W. S. XV S. 35—54 (Lessing überarbeitet in den Zerstreuten Blättern (II) S. W. S. XV S. 486—512. Moses Mendelssohn schrieb über diesen Aufsatz an Herder (Aus Herders Nachlaß II S. 226, 227. Berlin 24. Sept. 1781): „Haben Sie tausendfachen Dank, bester, theuerster Herder, für die guten Empfindungen, die Sie diesen Morgen bei mir erregt haben. Meine Hochachtung haben Sie schon seit vielen Jahren, aber dieser Aufsatz über Lessing macht, daß ich mich näher an Sie schließe, daß ich Sie liebe, und sehnlichst wünsche, von Ihnen wieder geliebt, Ihr Freund genannt zu werden; denn die Freundschaft eines solchen Mannes kann den Verlust eines Lessings auf den Überrest meiner Tage ersetzen.

Ja, Freund, Sie haben nunmehr den wichtigen Schritt gethan, der bisher zur Abründung Ihres ganzen Charakters gefehlt hat. Sie sehen die Menschen nicht mehr mit tadelfrohen pädagogischen Augen an; der Mensch samt seiner Bemühung um Wahrheit ist Ihnen nicht mehr bloß ein Gegenstand der Satire und Geringschätzung. Sie betrachten ihn samt allen seinen Fehltritten und Schwachheiten als ein

Product des ewigen Künstlers, das, bewundert und geliebt, zurecht gewiesen, aber nicht gemeistert sein will. Sie haben Ihr Herz mit Ihrem Geiste, und wo mir recht ist, Ihren Stil mit beiden in bessere Harmonie gebracht. Dieses habe ich Ihnen schon vor vielen Jahren zugetrauet und von Ihnen vorhergesagt, und es ist nicht wenig schmeichelhaft für meine Eigenliebe, meine Prophezeiung so eintreffen zu sehen." In diesen Worten spiegelt sich überaus interessant die Auffassung Mendelssohns von Herder, dessen Wesen und Arbeiten ihm nicht unmittelbar verständlich waren.

Die Herderschen Arbeiten, die wir zuletzt genannt, verdienen sämtlich noch heute gelesen zu werden, vor allem der Aufsatz über Lessing und der über die Wirkung der Dichtkunst.

S. 213. Briefe, das Studium der Theologie betreffend. S. W. S. X und XI.

S. 215. Vom Geist der Ebräischen Poesie. S. W. S. XI und XII. Von allen Arbeiten Herders hat kaum eine seinem Herzen so nahe gestanden wie diese. Kaum eine ist so sehr ein Zeugnis seiner spezifischen Art und Begabung. Und doch mutet sie uns heute in vieler Hinsicht schon ein wenig veraltet an. So sehr sind rein belehrende und aufklärende Bücher an ihre Zeit gebunden. Auch ist die Grundstimmung, ohne daß es Herder bewußt wäre, im historisch-bedingten Sinne recht achtzehntes Jahrhundert und eben diese Grundstimmung ist uns heute fremd.

S. 219 ff. S. „Aus dem Herderschen Hause. Aufzeichnungen von Johann Georg Müller. (1780—82)" hrsg. von Jak. Bächtold. Berlin 1881.

Den Briefwechsel mit Georg Müller, an dem auch Karoline sehr stark beteiligt ist, findet man teils in der Sammlung „Von und an Herder" im zweiten Band, teils in Gelzers Protestantischen Monatsblättern Bd. 14.

S. 223. Herder an Hamann 4. Nov. 1782 S. 187: „Ich habe hier keine Seele, die mein Innerstes berührt, als mein Weib."

S. 224. Über Goethe spricht Herder in der Zeit der Verstimmung etwa so wie im Brief an Hamann (11. Juli 1782 S. 184, 185): er erzählt, wie Goethe Kammerpräsident geworden. „Er ist also jetzt Wirkl. geh. Rath, Kammerpräs., Präsident des Kriegscollegii, Aufseher des Bauwesens bis zum Wegbau hinunter, dabei auch directeur des plaisirs, Hofpoet, Verfasser von schönen Festivitäten, Hofopern, Ballets, Redoutenaufzügen, Inscriptionen, Kunstwerken u. s. w., Direktor der Zeichenakademie, in der er den Winter über Vorlesungen über die

Osteologie gehalten, selbst überall der erste Akteur, Tänzer, kurz das fac totum des Weimarschen und so Gott will, bald der maior domus sämmtlicher Ernestinischer Häuser, bei denen er zur Anbetung umherzieht. Er ist baronisirt und an seinem Geburtstage (wird seyn der 28. Aug. a. c.) wird die Standeserhebung erklärt werden. Er ist aus seinem Garten in die Stadt gezogen und macht ein adlich Haus, hält Lesegesellschaften, die sich bald in Aßembleen verwandeln werden u. s. w. Bei alle dem gehts in Geschäften, wie es gehen will und mag: meine Gegenwart ist hier beinah unnütz und wird mir von Tag zu Tage lästiger. Was anders wohin weiß, sehnt sich weg und ich fürchte, Seckendorf (der Componist der Volkslieder, der einzige Mensch, mit dem man noch von Herz und Seele wegreden kann) wird auch seinen Weg ad penates suchen. Indessen bewahre ich mich auch für jedem nur zu lauten Wunsch meines Herzens; ich weiß es aus der Erfahrung, daß die Vorsehung uns am liebsten mit der Erfüllung derselben züchtigt oder strafet. Werde nur meine Frau gesund, das übrige wird sich von selbst machen und geben."

S. Goethes Brief an Herder vom 29. Aug. 83, in dem er für das „gestrige Gute" dankt. In diesem Brief findet sich auch die Bitte, Herder möge seine Gedanken „über unser sämtliches Schulwesen" sammeln und mit Goethe darüber sprechen. Aus Herders Nachlaß I S. 73, 74. Weimarer Ausgabe der Briefe VI S. 190.

S. 228. Die „Ideen" s. in S. W. S. Bd. XIII u. XIV. Vgl. auch die Ausgabe in Kürschners Deutscher Nationalliteratur Bd. 171, 172, 173 mit meiner ausführlichen Einleitung. Auch an diesem wirklich großen Werke nagt die Zeit. Vieles berührt uns heute als gänzlich abgethan. Um den rechten Eindruck der Fülle und Frische zu bekommen, lese man etwa das vierte Buch über den Menschen,, das sechste über die Völker, das achte mit seinen Betrachtungen ethnographischer Psychologie und das dreizehnte über die Geschichte Griechenlands. Die Größe des vierten Teils (der Bücher 16—20) beruht auf der ganzen Anlage. Hier ist nichts einzelnes zu empfehlen. Wollte man die charakteristischen Züge des Werks in individueller und kulturhistorischer Beziehung und deren Gewebe auffassen, so wäre freilich eine ganz andere Auswahl zu treffen.

Da die Beurteilung der „Ideen" durch die hervorragenden Zeitgenossen für die Geschichte des Geistes überaus lehrreich ist, will ich hier auf die wichtigsten Briefe an Herder hinweisen. Camper an Herder 31. Aug. 85 (V. u. a. Herder Bd. III S. 294 ff.) Herder an Sömmering 28. II. 85. (Sömmerings Leben und Verkehr mit seinen Zeit-

genossen. Von R. Wagner. Leipzig 1844.) Georg Forster an Sömmering 5. März 85 u. 19. Mai 85 (dass. Werk I. Abt. S. 172, 177), Forster an Herder 21. Jul 86 (Aus Herders Nachlaß II S. 387), Herder an Jacobi 25. II. 85 (Aus H.s Nachlaß II S. 268), an Hamann 28. II. 85 (Briefe ed. Hoffmann S. 212), Heyne an H. 4. Juli 84, Gleim 12. Mai 84, Knebel mehrfach, V. u. a. Herder II S. 197, I S. 107, III bis S. 17, Hamann an Herder 6. Aug. 84 (Schriften ed. Roth Bd. 7 S. 148 ff.) Forster an Herder 21. Juli 1786, 21. Januar 1787 Aus Herders Nachlaß Bd. II S. 387 ff.

Gleim an Herder 10. Mai 1787 (V. u. a. Herder I S. 129), Heyne an Herder 17. Mai 1787 (V. u. a. Herder II S. 204. 205) Hamann an Herder 2. Juli 1787 (Schriften Bd. 7 S. 360). Forster an Herder 1. Sept. 87 (Aus Herders Nachlaß II S. 402), Karl August an Herder 11. Januar 1788 (Weimarisches Herder-Album. Jena 1845), Heyne an Herder 4. Dez. 1791 (V. u. a. Herder II S. 216, 217), Forster an Herder 10. Dez. 1791 (Aus H.s Nachlaß II S. 420). Karl v. Dalberg an Herd. 26. Nov. 1791 V. u. a. Herder III S. 256. Jacobi an Herder Juli 1792 (Jacobis Auserlesener Briefwechsel. Leipz. 1825. 27. Bd. II S. 93).

S. 262. Man findet Kants „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht," die Rezensionen über Herders Ideen, den mutmaßlichen Anfang der Menschengeschichte zusammen im vierten Bande der Hartensteinschen Ausgabe der Werke Kants (S. 141 ff., 169 ff, 313 ff.). Daselbst stehen noch einige andere Schriften, die in den Kreis dieser Probleme gehören und z. T. durch die Polemik um das Herdersche Werk angeregt sind: „Bestimmung des Begriffs einer Menschenrace" (1785) S. 215 ff. „Über den Gebrauch teleologischer Prinzipien in der Philosophie" S. 469 ff.

S. 276 ff. Die völlige Übereinstimmung der Gedankenwelt Goethes und Herders in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts gehört zu den vielen Illusionen der offiziellen Litteraturgeschichte. Um noch zwei der verheerendsten Illusionen zu nennen, die dem Verständnis geradezu den Weg versperren, es sind diese: 1. Daß Herder für den Betrachtung historischer Gebilde den Entwicklungsgedanken begründet habe. Zur wissenschaftlichen Begründung des Entwicklungsgedankens fehlt ihm nicht viel weniger als alles. 2. Was freilich nicht hierher gehört, das alte Gerücht, daß Schiller in der Begründung der Ethik durch eine natürlichere Auffassung über Kant hinausgegangen sei. Kein Gedanke hemmt mehr das wirkliche Verständnis des geistigen Ringens jener Zeit. Es ist nicht ganz leicht, hier einzelne Aufsätze und Äußerungen Goethes zur

Stütze unserer Darstellung anzuführen. Diese ist natürlich hervorgegangen aus einer Gesamtanschauung des Goetheschen Geistes, dem Resultat des Einzelnen, das ich über ihn aus seinen Schriften gelernt. Man nehme die Ausgabe der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes von Rudolf Steiner in Kürschners Deutscher Nationallitteratur Bd. 114. 115. 116. (Goethes Werke Bd. 33, 34, 35) und lese die Rubriken „Zur Naturwissenschaft im Allgemeinen“ Bd. 115 S. 4 bis 64, ferner „Zur Morphologie“ Bd. 114 S. 5—87, dann im Einzelnen in demselben Bande die Abschnitte „Glückliches Ereignis“ (über das Verhältnis zu Schiller) S. 108 ff. Zwischenrede S. 114. Anschauende Urteilskraft S. 115 ff. (unvergleichlich wichtig zum Verständnis und historisch lehrreich), Bedenken und Ergebung S. 116 ff., Bildungstrieb S. 118 ff. Problem und Erwiderung S. 121 ff. (aus besonderem Interesse noch „dem Menschen ist ein Zwischenknochen zuzuschreiben“ S. 277 ff.)

Doch sind, damit das Bild lebendig werde, noch eine ganze Reihe anderer Arbeiten, auch kunstkritische Aufsätze, biographische u. s. f., heranzuziehen, wobei wir, da hier die aus den Dokumenten sich selbst herausarbeitende Gesamtanschauung das meiste thut, auf Glück und Erfolg eigenen Studiums und eigener Versenkung verweisen müssen. Jede Gesamtausgabe Goethes ladet ja im reichen Wechsel ihres Inhalts zu belehrendem Schlendern ein.

S. 286. Die Gespräche über „Gott“ S. S. W. S. XVI. In diesem Bande findet man auch die kleinen Schriften der Jahre 1786/87. Den Kampf um Gott in der deutschen Litteratur jener Jahre habe ich dargestellt im ersten Abschnitt der Einleitung zu meiner Ausgabe der „Ideen“. Der Kampf um Spinoza, damals ein unmittelbares Anliegen der Philosophie, gehört jetzt schon ganz der Geschichte an. Aber man lese wenigstens noch Kants Abhandlung „Was heißt: sich im Denken orientieren?“ in Hartensteins Ausgabe Bd. IV S. 337. Goethes briefliche Äußerungen über den dritten Teil der „Ideen“ und über die Gespräche über „Gott“ in der „Italienischen Reise“ Hempelsche Ausg. d. Werke Bd. 24 S. 386, 395, 414, 415, 417.

S. 292. Beim Beginn der Spinozakämpfe thut Herder eine charakteristische Äußerung gegen Hamann: 23. April 1785 S. 215. „Für mich ist diese Disceptation Waßer auf die Mühle, ob ich gleich alle Metaphysik von Tag zu Tag mehr hassen lerne, weil sie das Buch der Natur versiegelt läßt oder gar selbst zuschließt und ihre Caractere auf die äußere Rinde mahlet. Für Jacobi ists gut, daß er etwas zu thun bekommt; sonst aber ist mit Mendelsohn nicht zu disputiren. In seinen Worterklärungen liegt alles schon fertig, was er braucht.“

S. 295. „Zerstreute Blätter“ S. W. S. XV und XVI. Über ihre feine und durchdachte Anordnung ist mehrfach gesprochen worden. Man lese darüber bei Haym nach. Am Schluß der zweiten Sammlung stehen die drei ganz bedeutenden Abhandlungen „Nemesis, ein lehrendes Sinnbild“. „Wie die Alten den Tod gebildet: ein Nachtrag zu Leßings Abhandlung desselben Inhalts“, „Gotthold Ephraim Leßing“.

Die Dichtungen dagegen sind den „Blättern“ genommen und haben bei Suphan besondere Bände erhalten. Es enthalten nämlich S. W. S. XXV Volkslieder XXVI Nachdichtungen aus der griechischen, römischen, morgenländischen Litteratur, XXVII Terpsichore. Übertragungen aus neuerer Kunstpoesie. XXVIII. Dramatische und epische Dichtungen. XXIX Eigene Gedichte. — Diese Sammlung ist, obwohl immer noch nur eine Auswahl, sehr reich und wertvoll. Sie begnügt sich nicht mit dem, was Herder selbst veröffentlicht hat, und erstreckt sich mit ihren Ergänzungen über die ganze Zeit des literarischen Lebens Herders. Eine reiche Auswahl der Nachdichtungen Herders findet man auch im ersten Bande (dem ersten Halbband) der Herderausgabe in Kürschners deutscher Nationalliteratur (herausg. von Heinrich Meyer), und von den eigenen Dichtungen Herders ist für den heutigen Leser vollauf genügend zu kennen, was der zweite Band derselben Ausgabe bringt (hrsg. von Hans Lambel).

Viertes Buch.

S. 306. S. „Herders Reise nach Italien. Herders Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juli 1789. Hrsg. von H. Düntzer und Ferd. von Herder, Gießen 1859.

Auch diese Briefsammlung ist ein Dokument von psychologisch ungewöhnlichstem Interesse. Ich schriebe hier gern einige Stellen aus, besonders über Herder und seine Frau, dann über Goethe, dann die sittengeschichtlich interessanten (es fällt auf die sittlichen Anschauungen jener Zeit an einigen Stellen ein ganz erstaunliches Licht). Doch mag es genügen, hier ein für allemal auf diese Sammlung hinzuweisen. In allgemeinerem Sinne sind die Briefwechsel jener Zeit doch bei weitem noch nicht genügend ausgenutzt.

S. 319. Herders Schulreden. S. W. S. XXX S. 1—290. In diesen dreißigsten Bande findet man auch die sonstigen Dokumente der pädagogischen Wirksamkeit Herders wie im XXXI. außer den Predigten auch sonstige Schriftstücke aus dem geistlichen Amt.

Die Briefe Herders an Böttiger sind herausg. von Boxberger in den „Jahrbüchern der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt“

N. F. Heft 11 ff. S. auch Richard Lindemann: Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu J. G. v. Herder. Görlitz 1883.

S. 328. Die „Briefe zu Beförderung der Humanität" S. W. S. XVII, XVIII. Im 18. Bande finden sich anhangsweise die Bruchstücke des früheren Entwurfs, der „humanistischen Briefe". Auch enthält dieser Band die z. T. ganz vortrefflichen Abhandlungen, die ursprünglich für die Humanitätsbriefe bestimmt, dann ausgeschieden wurden und in der „Neuen Deutschen Monatsschrift" erschienen. Die Humanitätsbriefe sind in den Vulgatausgaben bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt.

S. 331. Natürlich ist hierzu die „Campagne in Frankreich" nachzulesen. Goethes Briefe an Herders S. Aus Herders Nachlaß Bd. I S. 135 ff. (16. Okt. 1792, 2. Juni 1793, 7. Juni 1793). In dem Brief vom 16. Okt. 1792 heißt es S. 136: „Ich eile nach meinen mütterlichen Fleischtöpfen, um dort wie von einem bösen Traum zu erwachen, der mich zwischen Koth und Noth, Mangel und Sorge, Gefahr und Qual, zwischen Trümmern, Leichen, Äsern und Scherbhaufen gefangen hielt."

S. 334. Noch heute frisch und in hohem Grade lesenswert sind von den Humanitätsbriefen die erste Hälfte der 6. Sammlung (über die griechische Plastik), sowie die 7. und 8. über die neueren Litteraturen, endlich das bewunderungswürdige Denkmal Lessings aus seinen eigenen Schriften in der 9. Sammlung.

S. 337. Die „Christlichen Schriften" S. W. S. XIX und XX. Die Einzeltitel sind:

1. Sammlung 1794: Von der Gabe der Sprachen am ersten christl. Pfingstfest. Von der Auferstehung als Glauben, Geschichte und Lehre.

2. Sammlung (1796): Vom Erlöser der Menschen. Nach unsern drei ersten Evangelien.

3. Sammlung (1797): Von Gottes Sohn, der Welt Heiland. Nach Johannes Evangelium. Nebst einer Regel der Zusammenstimmung unserer Evangelien aus ihrer Entstehung und Ordnung.

4. Sammlung (1798): Vom Geist des Christentums nebst einigen Abhandlungen verwandten Inhalts.

5. Sammlung (1798): Von Religion, Lehrmeinungen uud Gebräuchen.

Mir scheint, diese christlichen Schriften sollten wenigstens von Theologen noch recht eifrig gelesen werden. Es ist eine große, einheitliche und wahrhaft freie Auffassung des christlichen Glaubens darin. Man darf sagen, daß der Ritschlianismus, der in der wissenschaftlichen protestantischen Theologie heute die Herrschaft führt, kaum etwas ande-

res ist als eine Verarbeitung der Herderschen Lehre in den geschärften Begriffen Kants. Das Zentrum ist dort wie hier die Lehre von dem Reich Gottes, das auf Erden entsteht kraft einer sittlichen Umwandlung der einzelnen Seelen, welche persönliche Erfahrung ist. Das transscendent Dogmatische, die Glaubensmetaphysik, gegen die Ritschls Polemik sich richtet, ist wohl nirgends gründlicher als bei Herder ausgelöscht.

S. 340. Wer diese Weimarer Briefe Schillers aus dem Jahre 1787 (Briefwechsel Schillers mit Körner. In der Ausgabe von 1859 im 1. Bande) liest, wird aus ihnen den lebendigsten Eindruck des jungen Schiller empfangen. Mit ihrer scharfen Beobachtung und in ihrer nüchternen und doch großen Darstellungsweise spiegeln sie überaus kräftig den harten Realisten, der er dem Leben gegenüber war. Sein Idealismus war die Überwindung der Welt, die er mit ungewöhnlicher Lebensklugheit in ihrer Wirklichkeit sah, aus der sittlichen Anspannung seiner Persönlichkeit. Gerade über Herder findet sich in seinen Briefen, wie bekannt, auch mancherlei Klatsch.

S. 350. Herders Beiträge zu den Horen S. S. W. S. XVIII S. 404—502. Es ist interessant, wie auch sie recht ein kleiner Ertrag der ganzen reichen Lebensarbeit sind. „Homer und Ossian" das ist eine Parallele, wie sie ihm von der frühesten Zeit seines litterarischen Lebens her vorgeschwebt. „Homer ein Günstling der Zeit" weist sich als ein Bruchstück einer der großen Arbeiten aus, die Herder während oder nach der italienischen Reise im Geist entworfen und sich vorgenommen. Sie sollte „Jonien" betitelt sein. „Das eigene Schicksal" und „das Fest der Grazien" spielen mit seinen sittlichen Grundbegriffen, wie sie seit dem 15. Buche der „Ideen" sich im wesentlichen festgestellt. „Iduna" endlich weist auf Studien schon aus der Zeit der Fragmente zurück.

S. 354. Schillers Brief an Herder vom 4. Nov. 1795. Aus Herders Nachlaß I S. 192—194.

S. 356. Über den Plan der Idylle s. Schiller an W. v. Humboldt 29. November 1795. Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm von Humboldt. Stuttgart und Tübingen. 1830. S. 327 ff.

S. 358. Terpsichore. S. W. S. XXVII. Sehr schön schreibt Goethe über die Übersetzung Baldes an Herder (Juni 1794. Aus Herders Nachlaß I S. 146, 147): „Recht herzlich danke ich für deinen Dichter; er bleibt bei jedem Wiedergenuß derselbe, und wie die Ananas erinnert er einen an alle gutschmeckenden Früchte, ohne an seiner Individualität zu verlieren." Und in den „Tag- und Jahresheften" (Hempelsche Ausgabe der Werke Bd. 27, S. 35) zählt er im Jahre 1795 die Übersetzung Baldes unter den drei Werken jenes Jahres, welche

„das größte Aufsehen erregten“: „Von reichem Zeitgehalt, mit deutschen Gesinnungen ausgesprochen, wären sie immer vollkommen gewesen; kriegerisch verworrene Zeitläufte aber, die sich in allen Jahrhunderten gleichen, fanden in diesem dichterischen Spiegel ihr Bild wieder, und man empfand als wie von gestern, was unsere Urvorfahren gequält und geängstigt hatte.“

S. 359. S. die drei Aufsätze Suphans „Goethe und Herder von 1789—1795“ im 43. Bande der „Preußischen Jahrbücher“, vor allem II: das Zerwürfnis. Die Briefe, die man dort zusammen liest, wirken geradezu schrecklich durch den Ton der Todesangst, mit der Karoline leidenschaftlich um ihr vermeintliches Recht kämpft. Es ist ein vollkommenes Drama. Ich zitiere nur die Worte Goethes über die Lage der Herders im allgemeinen, die so traurig und erschütternd die Wahrheit treffen. S. auch Weimarer Ausg. der Briefe X S. 318—323. 28. Okt. 95, 30. Okt. 95.) „Ich bedaure Sie, daß Sie Beystand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben und deren Zufriedenheit zu befördern Sie keinen Beruf fühlen. Freylich ist es bequemer in extremen Augenblicken auf Schuldigkeit zu pochen als durch eine Reihe von Leben und Betragen das zu erhalten wofür wir doch einmal dankbar seyn müssen.“ S. „Tag- und Jahreshefte“ für 1795 (Hempel 27 S. 36, 37): „Herder fühlt sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthut, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Mißgefühl wäre zu helfen gewesen. Seine Abneigung gegen die Kantische Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältnis zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältnis herzustellen, fruchtlos, um so mehr, als Wieland die neuere Lehre selbst in der Person seines Schwiegersohns verwünschte und als Latitudinarier sehr übel empfand, daß man Pflicht und Recht durch Vernunft, so wie es hieß, fixieren und allem humoristisch-poetischen Schwanken ein Ende zu machen drohte.“

S. 360. Für die Art, wie Karoline die Stellung ihres Mannes in der Welt auffaßte, zitiere ich als charakteristisch einen ihrer Briefe an Knebel (Zur deutschen Litteratur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. Hrsg. v. H. Düntzer. 2 Bde. Nürnberg 1858, Bd. 2 S. 25, 26, 18. März 1802). Sie spricht mit Wieland über das vierte Stück der „Adrastea“. „Er stimmt den Grundsätzen des Aristoteles und meines Mannes Erklärung darüber ganz bei, gestund aber, daß er einige Stellen gemäßigter gewünscht hätte. Ich sagte ihm, daß

das Gemäßigte ganz und gar keine Wirkung thue beim jetzigen Publikum; man müsse sich stark ausdrücken. Überdem sei es sein Metier, über Sittlichkeit und Moralität zu halten, da diese auf dem hiesigen Theater so frech und gegen alle Regeln der Kunst selbst beleidigt würden. Wenn er nicht darüber schreibe, so schreibe kein Mensch; alles werde schwankend und ungewiß durch diese Herrn gemacht, und so gut man in der physischen Welt alles auf mathematische Berechnung gebracht habe, ebenso könne und müsse man's in der moralischen. Auch in dieser ist ein Einmaleins, zweimal zwei könne nicht fünf oder sieben nach Willkür der Herrn gesetzt werden u. s. w. Er stimmte mir bei, und ich sah vorgestern bei der Herzogin Mutter, daß es gewirkt hat."

S. 361. Herders überaus interessantes Urteil über „Wilhelm Meister" in einem Brief an die Gräfin Baudissin Anf. 1795. Aus Herders Nachlaß I S. 20, 21. Schon hier findet sich der Herdersche Lieblingssatz, der von der tiefen Verständnislosigkeit gegen Goethes künstlerisches Bestreben zeugt: „Goethe denkt hierin anders. Wahrheit der Szenen ist ihm alles; ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert."

S. 363. Goethe an H. Meyer (Weimarer Ausgabe der Briefe XI S. 100, 101. 20. Juni 1796): Freund Humanus hat „in dem 8. Bande der Briefe über Humanität vor kurzem, noch ein böses Beyspiel gegeben, was Willkürlichkeit im Urtheil, wenn man sie sich einmal erlaubt, bey dem größten Verstande für traurige Folgen nach sich zieht. Eine Parentation kann nicht lahmer seyn als das, was über deutsche Litteratur in gedachter Schrift gesagt wird. Eine unglaubliche Duldung gegen das Mittelmäßige, eine rednerische Vermischung des Guten und Unbedeutenden, eine Verehrung des Abgestorbenen und Vermoderten, eine Gleichgültigkeit gegen das Lebendige und Strebende, daß man den Zustand des Verfassers recht bedauern muß, aus dem eine so traurige Composition entspringen konnte. Und so schnurrt auch wieder durch das Ganze die alte halbwahre Philisterleyer: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das erste haben Sie immer gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut als das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen, thäten sie aber das zweyte, so wären sie verloren und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hinge und sie ersäufte, als daß man sie nach und nach ins nützlich-platte absterben ließe."

S. 364. Schiller an Goethe (Briefwechsel 4. Aufl. ed. Vollmer II S. 275 20. März 1801): „Diese Adrastea ist ein bitterböses Werk,

das mir wenig Freude gemacht hat. Der Gedanke an sich war nicht übel, das verflossene Jahrhundert in etwa einem Dutzend reich ausgestatteten Heften, vorüber zu führen, aber das hätte einen andern Führer erfordert und die Thiere mit Flügeln und Klauen, die das Werk ziehen, (die Vignette des Werks) können bloß die Flüchtigkeit der Arbeit und die Feindseligeit der Maximen bedeuten. Herder verfällt wirklich zusehends und man möchte sich zuweilen im Ernst fragen, ob einer der sich jetzt so unendlich trivial, schwach und hohl zeigt, wirklich jemals außerordentlich gewesen sein kann. Es sind Ansichten in dem Buch, die man im Reichsanzeiger zu finden gewohnt ist; und dieses erbärmliche Hervorklauben der früheren und abgelebten Litteratur, um nur die Gegenwart zu ignoriren, oder hämische Vergleichungen anzustellen."

S. 364. ff. Metakritik 1799. S. W. S. XXI.

Kalligone. 1800. S. W. S. XXII.

S. 368. Schon bei den Humanitätsbriefen beginnen die traurigen, schrecklichen Ausrufe der Ermattung wie etwa: „Ja wohl lasse ich mir die Humanität recht sauer werden;... Sie wird mir sauer, aber ich muß". „Ich arbeite am zehnten Teile der Briefe über die Humanität, aber matt. Die Materie übermannt mich, und mich dünkt, ich schreibe zu viel: ich singe, selbst ohne Echo. Doch man muß durch und hinüber!" „Der Himmel wird mir auch hier durchhelfen, denn ich schreibe ganz ohne Anmaßung." .... „Ich bin in einem abmattenden Fieber." An Gleim 8. Februar 1796. An seinen Sohn August Ende Jan. 1797, 24. Febr. 1797. An seinen Sohn August schreibt er schon am 9. Mai 1796 einmal (aus Herders Nachlaß II S. 439): „Du weißt, was ich durch thörichtes Zutrauen auf andere gelitten habe und noch leide; diese gutherzige Thorheit hat mein ganzes Leben aufgehalten, verrückt, verdorben, und in meinen Augen zum stehenden Pfuhl gemacht."

S. 368. Gleims Korrespondenz mit Herder s. „Von und an Herder" Bd. I. Jean Pauls Briefwechsel mit Herder. „Aus Herders Nachlaß" Bd. I S. 247—354. In der Einleitung S. 263 zitiert Düntzer Jean Pauls Brief an Jacobi, den wir benutzt haben. „Ueber Herder, über seinen passiv-poetischen Geist, der durch die kleinste Handlung geht, über seinen feinen Kunstsinn, über den heiligen Griechischen Zartsinn seines obwohl ungestümen Herzens und weiter über seine Selbstqual und seinen Selbsttrug, über den Schattenkampf mit einem Wettlauf der Zeit, dem er selber die Schranken geöffnet u. s. w., darüber brauchte man ein Buch. — Er ist eine [zweite?] Welt, hat aber keine zweite, worauf er stehen könnte, wenn er jene regen will."

S. 369. Erschütternd sind die Aussprüche Karolinens in dieser

Zeit. Man höre nur einige in Briefen an Knebel. (Zur deutschen Litteratur und Geschichte. Bd. 2). Etwa: 9. Dez. 1801 S. 21 „Mein Mann war gestern Mittag bei Hof; er kam, wie immer, still und stumm von dannen.“ S. 24 „O hätte mein Mann noch zu irgend etwas einen frohen Muth! — Die Henker, die ihn hier erwürgt haben!“ S. 47 23. Juni 1803: „Gott weiß es, es geht nicht mehr so. Er ist in den malhonnettesten Händen; sein Geist und Herz ist darüber zernichtet. Ach, Sie wissen es nicht, wie sehr er verstimmt ist“. In diesen Briefen nennt sie gelegentlich (30. Mai 1809 S. 89, 90) Goethe und Schiller, die hochgepriesenen poetischen Abgötter der Zeit „meist ausgedrückte Citronen gegen unsern einzig lebendigen Jean Paul.“

S. 369. Adrastea, S. W. S. XXIII, XXIV, im 23. Bde. noch die früheren Entwürfe (zur Aurora, wie urspr. der Name sein sollte), im 24. die andern kleinen Schriften Herders aus dieser Zeit.

S. 370. Der „Cid“ steht S. W. S. im 28. Bande, in der Herderausgabe von Kürschners deutscher Nationallitteratur im zweiten Bande.

S. 376. In der Briefsammlung „Von und an Herder“ findet man im dritten Bande gegen Ende Auszüge aus der Korrespondenz Karolinens mit den Männern, welche die Gesamtausgabe Herders besorgten, besonders Georg Müller. Philologisch mag gegen diese Art, die Briefe zerstückt mitzuteilen, manches einzuwenden sein. Menschlich aber geben sie gerade so ein ergreifendes Bild. Wie sie Werk nach Werk mit männlicher Sorgfalt vornimmt — man hat den Eindruck, daß sie sich nur des Lebens wert fühlt, wenn sie allein für ihn, den großen Mann, auch noch nach seinem Tode lebt. Man spürt es, wie ganz sie ihre Seele ihm zu eigen gegeben. Und dann geht durch alles hindurch der Gram und Kummer um die Zerstörung seines Lebensabends in der Weimarer Existenz. Es kann einem nicht unmittelbarer entgegentreten, was wirklich das Furchtbare dieses Lebens ist: daß ein wirklich Großer an Geist und Seele so in der Enge und Gewöhnlichkeit schließlich hinsterben konnte.

Notiz.

Von demselben Verfasser erschienen früher:

Die Kantischen Studien Schillers und die Komposition des Wallenstein. (Marburg 1889).

Turgenjew und Tolstoj. (Berlin 1893).

Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. Ein Beitrag zur Begründung der Biologie des Geistes. (Berlin 1893.)

Ich mache hier noch aufmersam auf meine weiteren Arbeiten über Herder, die zum Teil für die Aufstellungen des Textes die Begründung enthalten:

Herders letzter Kampf gegen Kant. (Aufsätze zur Litteraturgeschichte. Michael Bernays gewidmet. Hamburg und Leipzig, Leop. Voß 1893.)

Dann in Kürschners deutscher Nationallitteratur:

Briefe zu Beförderung der Humanität. (Einleitung) Bd. 168, 169.

Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit (Einleitung) Bd. 171, 172, 173.

Der erste Band der Ausgabe, Herders Nachdichtungen enthaltend, bringt von mir einen kurzen Lebensabriß Herders. Die Ausgabe hat mein Freund Dr. Heinrich Meyer übernommen. Bd. 2 und 3 der Ausgabe sind von Prof. Hans Lambel besorgt worden.

E. K.



